Gustav Parthey

DAS HAUS
IN DER
BRÜDERSTRASSE

Das Haus Brüderstraße 13 in Berlin — der Schauplatz der Jugenderinnerungen von Gustav Parthey — ist ein Stück Alt-Berlin, ein Stück Berliner Kulturtradition.

Gustav Parthey, der Enkel des berühmten Berliner Verlegers Christoph Friedrich Nicolai, entwirft ein buntes Bild vom gesellschaftlichen und kulturellen Leben im Berlin des ersten Viertels des vorigen Jahrhunderts, von den glanzvollen Aufführungen der Berliner Oper und des Nationaltheaters unter der Leitung von Iffland und Brühl. Begegnungen mit großen Zeitgenossen — Goethe, Humboldt, Hegel,

Körner — werden von ihm eindrucksvoll und anschaulich geschildert. Schmunzelnd liest man die drolligen Erinnerungen Parthey's an seine Kinderjahre in der Brüderstraße und in der „Lehmgasse“, an den Schulweg durch das Gewühl des Molkenmarktes, über den Mühlendamm und den Köllnischen Fischmarkt. Seine Schulzeit am Gymnasium zum Grauen Kloster, seine Studienzeit an der Berliner Universität, seine Reisen nach London und Paris läßt er — mit liebenswürdigpersönlichen Erinnerungen angefüllt — an uns vorüberziehen.

PARTHEY
DAS HAUS IN DER BRÜDERSTRASSE

*Herausgegeben
von Gabriele Koebel*

GUSTAV PARTHEY

DAS HAUS
IN DER
BRÜDERSTRASSE

*Aus dem Leben
einer berühmten Berliner Familie*

DAS NEUE BERLIN

1956 Ia 347

VATER PARTHEY · GROSSVATER NICOLAI

eboren bin ich in Berlin am 27. Oktober 1798 in der Brüderstraße, im Hause meines mütterlichen Großvaters Friedrich Nicolai. Die Taufe vollzog der Propst Teller, Nicolais genauer Freund und naher Nachbar; Paten waren unter andern der Dichter von Goeckingk und Frau Elisa von der Recke. Ich war das erste Kind meiner Eltern und kam für tot zur Welt; erst durch vieles Rütteln und Schlagen wurde ich zum Leben gebracht. Nach zwei Jahren folgte eine Tochter Lilli, darauf noch eine Tochter Sophie, welche im ersten Jahre starb.

Mein Vater, welcher damals mit dem Titel eines Hofrates im General-Finanzdirektorium arbeitete, war bei seiner Verheiratung bereits 52 Jahre alt und hatte ein sehr bewegtes Leben geführt. Als der älteste Sohn eines wohlhabenden Leinwebers in dem sächsischen Gebirgstädtchen Frankenberg hatte er das Gewerbe seines Vaters ergriffen, hatte sein Meisterstück gemacht und war in die Zunft der Zeug- und Leineweber eingetreten. Allein im 24. Jahre fühlte er, daß dieser Lebensberuf ihm nicht genügen werde, vorzüglich deshalb, weil er in seiner kleinen Vaterstadt zu wenig Gelegenheit fand, seinen großen Hang zur Musik zu befriedigen.

Mein Vater kam nach Leipzig, wo er schon früher während der Messen einige Bekanntschaften angeknüpft. Er ernährte sich einige Zeit vom Notenschreiben und Stundengeben, lernte für sich Französisch und Italienisch und suchte sich sonst auszubilden. Der Kapellmeister Hiller wurde auf sein nicht gewöhnliches musikalisches Talent aufmerksam und empfahl ihn im Jahre 1774 als Musik- und Hauslehrer an den Grafen von Medem in Kurland. Eine Reise von Leipzig nach Mitau war damals ein weit größeres Wagstück als jetzt etwa eine Weltumsegelung. Die Briefe meines Vaters an seine Verwandten, welche zum Teil noch vorhanden sind, geben davon ein deutliches Zeugnis.

Im Hause des Grafen von Medem fand mein Vater die freundlichste Aufnahme und wurde bald der Liebling der ganzen Familie. Die älteste Tochter Charlotte, an den Freiherrn von der Recke nicht glücklich verheiratet, galt für die schönste Frau ihrer Umgebung. Sie vertauschte später, als sie nach Deutschland ging, den Namen Charlotte mit dem mehr poetischen Elisa. Sie hat sich durch die Enthüllungen über Cagliostro, durch die „Italienische Reise“ und andere Schriften einen ehrenvollen Platz in der deutschen Literatur erworben. Mein Vater schloß damals mit ihr eine bis an sein Lebensende dauernde Freundschaft.

Dorothea, die jüngere Tochter des Grafen von Medem, deren Unterricht mein Vater hauptsächlich zu leiten hatte, zeigte viel Liebe zur Musik und ward darin von ihrem Lehrer auf das kräftigste unterstützt.

Nachdem mein Vater die Erziehung der Gräfin Dorothea vollendet, machte ihr ältester Bruder Friedrich eine Reise nach Deutschland und Frankreich, auf welcher

mein Vater ihn begleitete. Sie kamen nur bis Straßburg, wo der Graf infolge einer Erkältung nach längerer Krankheit am 11. Juni 1778, kaum 20 Jahr alt, starb. Dies Ereignis machte in jenen glücklichen Friedenszeiten ein so großes Aufsehen, daß der Pfarrer Blessig in Straßburg ein besonderes Buch darüber schrieb: *Leben des Grafen Johann Friedrich von Medem*. 2 Teile. Straßburg 1792.

Blessigs Buch wurde im Nicolaischen Hause in Berlin viel gelesen. Aus den darin abgedruckten Briefen meines Vaters faßte Nicolais älteste Tochter Wilhelmine bereits eine stille Neigung zu ihm, ohne ihn je gesehen zu haben. Als er daher nach mehreren Jahren Berlin besuchte und durch Goeckingk bei Nicolai eingeführt wurde, erschien er kaum als ein Fremder.

Nicolai genoß in jener Zeit als Buchhändler und Schriftsteller einen großen Ruf; sein Haus gehörte zu den ersten bürgerlichen Vereinigungspunkten. Mein Vater, als bedeutender Klavier- und Flötenvirtuose, war ihm sehr willkommen: Es wurde ein eben erschienenenes Konzert von Mozart aufgelegt, in welchem mein Vater zwei Flötensoli meisterhaft vom Blatte spielte. Nicolai war so entzückt davon, daß er ihn nach der Aufführung umarmte und küßte. An eine nähere Verbindung wurde aber noch nicht gedacht. Wie konnte mein Vater, als Mann ohne Stand und Vermögen, darauf Ansprüche machen, sich um die Tochter eines so reichen und angesehenen Hauses zu bewerben?

Doch bei zunehmender gegenseitiger Neigung wurde diese Schwierigkeit endlich beseitigt. Goeckingk besaß als Geheimer Ober-Finanzrat einen bedeutenden Einfluß im Ministerium. Durch ihn erhielt mein Vater eine auskömmliche Stelle im General-Finanzdirektorium. Er

konnte sich nun in aller Form um die längst geliebte Wilhelmine bewerben. Die Hochzeit ward am 19. Juli 1797 in dem Gartenhause in der Lehmgasse Nr. 18 gefeiert. Eine kleine Parterrewohnung im Nicolaischen Stadthause, deren Fenster theils in den Hof, theils in den dichtbewachsenen, von hohen Mauern umgebenen Hausgarten gingen, wurde fortan der Sitz des glücklichsten Familienlebens. Mein Vater wandte alles an, um dem alternden, bereits verwitweten Schwiegervater das Leben so angenehm als möglich zu machen. Dies wurde von dem letzteren um so mehr empfunden, als er in seiner eigenen Familie viel Herbes erfahren hatte.

Sein Vater Christoph Gottlieb Nicolai lernte bei Gottfried Zimmermann in Wittenberg die Buchhandlung und heiratete die Tochter seines Prinzipals. Als Mitgift erhielt er eine kleine Filialbuchhandlung in Berlin, welches am Ende des 17. Jahrhunderts in bezug auf literarischen Verkehr gegen die hochberühmte Universität Wittenberg weit zurückstand.

Von den acht Kindern meines Urgroßvaters war Friedrich Christoph Nicolai das jüngste. Er zeigte von Jugend auf eine große Neigung zur Schriftstellerei und beschloß, als er herangewachsen und der Vater gestorben war, von den Zinsen seines kleinen Erbtheils und von seiner Feder zu leben. Ein älterer Bruder hatte die vom Vater hinterlassene Buchhandlung übernommen, starb aber nach wenigen Jahren. Ein anderer Bruder lebte als gefeierter Professor der Theologie in Frankfurt a. d. Oder. Er war ein Freund Lessings und wird in den Streitigkeiten mit Lange öfter genannt. Dieser konnte die Buchhandlung nicht fortführen; denn unter den damaligen Verhältnissen wäre es ein starker Schritt rückwärts gewesen,

wenn ein Universitätsprofessor das Katheder mit dem Schreibpult des Geschäftsmannes vertauscht hätte.

Da entschloß sich Friedrich Nicolai, das väterliche Geschäft fortzusetzen. Er begann damit, daß er den größten Teil des alten wertvollen Lagers zu Gelde machte und mit dem dadurch erhaltenen Kapital weiterarbeitete. Was er unternahm, gedieh. Im Jahre 1765 gründete er die „Allgemeine Deutsche Bibliothek“, die er bis zum Jahre 1805 durch 268 Bände fortführte. Während des Siebenjährigen Krieges verheiratete er sich mit Eusebia Macaria Schaarschmidt und hatte mit ihr acht Kinder.

Seine Wirksamkeit im Fache der Kritik gehört der Literaturgeschichte an. Daß er die Morgendämmerung der deutschen Literatur für ein Gewitter hielt, wird ihm immer zum Vorwurf gemacht werden; daß er überall ein redliches und aufrichtiges Streben einsetzte für das, was er als Recht ansah, wird auch von seinen Feinden anerkannt. Seine Privatbibliothek umfaßte bei seinem Tode über 16000 Bände, unter denen die größten bibliographischen Seltenheiten. Seine Sammlung von Bildnissen von Gelehrten zählt gegen 6800 Blätter. Die Musikalien-sammlung enthielt Schätze von älteren Sachen. Diese und ähnliche Liebhabereien wurden alle mit gleicher Sorgfalt und Ordnung im wissenschaftlichen Geist gepflegt, so daß sein Freund Engel einmal sagte: „Andere Leute haben nur ein Steckenpferd, aber Nicolai hat einen ganzen Stall voll.“

Im Jahre 1785 feierte Nicolai seine silberne Hochzeit an der Seite seiner Frau und im Kreise von fünf blühenden Kindern. Die Hochzeitstafel hatte 99 Gedecke; von den anwesenden Gästen nennen wir folgende: Biester, Dohm, Gedike, Gleim, Klein, Meil, Möhsen, Oelrichs,

Oesfeld, Ramler, Teller, Theden, Wölner, lauter Namen, die in der Mitte und am Ende des vorigen Jahrhunderts in Berlin einen guten Klang hatten.

Der schöne Kreis, welcher bei der silbernen Hochzeit um Nicolai versammelt war, sollte sich nur zu bald lichten.

Der älteste Sohn Samuel, in der Buchhandlung seines Vaters nach Wunsch und Neigung beschäftigt, in kinderloser, aber glücklicher Ehe lebend mit der Tochter des berühmten Rechtsgelehrten Klein in Halle, machte in einem Anfall von Schwermut seinem Leben ein Ende (1790). Er war von Jugend auf zum Trübsinn geneigt.

Wenige Jahre darauf (1793) folgte ihm seine Mutter. Im Vollgefühl der Gesundheit wollte sie eben festlich geschmückt in eine Gesellschaft sich begeben, als sie an der Schwelle ihres Schlafzimmers vom Schlage getroffen plötzlich niedersank, um nicht wieder aufzustehen.

Der zweite Sohn Karl August, ein geistreicher und aufgeweckter Kopf, der Liebling seiner Mutter, verstand es nicht, mit seinen physischen Kräften gehörig hauszuhalten. Der herrischen Gemütsart des Vaters wußte er sich nicht zu bequemen. Durch den versöhnlichen Geist seiner Schwester Wilhelmine wurden die Mißhelligkeiten mehr beschwichtigt als beseitigt. Karl August gründete, weil er sich mit seinem Vater nicht vertragen konnte, eine eigene Buchhandlung, in welcher Tiecks Jugendarbeiten erschienen, führte das Geschäft aber nur kurze Zeit und starb in seinem 30. Jahre (1799).

David, der dritte Sohn, studierte Cameralia, zeigte für das Verwaltungsfach eine große Befähigung und machte eine schnelle Laufbahn. Durch sein redliches, gerades Wesen erwarb er sich überall Freunde. Anfangs war er

bei der Stadtverwaltung von Berlin beschäftigt. Als wir Kinder späterhin die schmucken blauen Schilder an den Straßenecken mit den zierlichen gotischen Straßennamen und über den Haustüren die goldenen Nummern in blauem Felde bewunderten, da wurde uns gesagt, das habe der Onkel David angeordnet.

Mit 31 Jahren wurde er zum Kammerdirektor in Kalisch ernannt und zog dorthin mit seiner Frau, der jungen, liebenswürdigen Tochter des Geheimen Finanzrates Eichmann. Kurze Zeit nach seiner Ankunft wurde der Besuch des Königs Friedrich Wilhelm III. gemeldet. David ritt am frühen Morgen mit seinen Leuten aus, um die königliche Tafel mit Wildbret zu versehen. Als ein Jäger einen erlegten Hasen herbeibrachte, scheute Davids Pferd davor. Er wollte es korrigieren und hielt ihm den Hasen dicht vor die Augen. Das geängstigte Tier bäumte sich, warf den Reiter ab und zertrat ihm die Brust. Sterbend wurde er der jungen Frau nach Hause gebracht und verschied kurze Zeit darauf (1804).

Von Nicolais jüngster Tochter, Tante Lottchen, ist mir eine sehr lebendige Erinnerung geblieben; denn ich war zehn Jahre alt, als sie starb. Eine schlanke, zierliche Gestalt mit blassen Wangen und freundlichen Augen. Nicht bloß durch den Anzug und den Haarputz der damaligen Zeit, auch durch den allgemeinen Ausdruck des seelenvollen Gesichtes haben mich später die Bildnisse von Werthers Lotte oft an sie erinnert. Durch ihre herrliche, volltönende Stimme, von der Zelter mir öfter sagte, daß sie zu den bedeutendsten Erscheinungen gehört habe, war sie früher eine Zierde der von Fasch geleiteten Singakademie gewesen. Allein vielleicht eben aus dieser Ver-

anlassung ließ sie sich zu größerer Anstrengung, als ihr gut war, verleiten, ihre Brust wurde angegriffen, und sie welkte langsam dahin.

Das Verhältnis zu ihrem Vater wurde in den letzten Jahren getrübt. Der Schriftsteller Rochlitz in Leipzig hatte ihr eine aufrichtige Neigung zugewendet, die von ihr auf das wärmste erwidert ward. Er bewarb sich bei dem Vater um ihre Hand, gab aber dabei mit allzu großem Selbstgefühl zu verstehen, daß er hoffe, durch seine belletristischen Arbeiten der Buchhandlung einen neuen, höheren Aufschwung zu geben. Das verdroß den alten Herrn ganz gewaltig, und er wollte nichts von einer Verbindung hören, in der doch seine Tochter ihr Lebensglück zu finden dachte. Sie verzehrte sich in langsamem Gram und starb drei Jahre vor ihrem Vater, am 2. Juli 1808.

Zu meinen frühesten Jugenderinnerungen gehört eine Reise mit meinen Eltern nach Teplitz, wo meine Mutter die Bäder gebrauchen sollte. Einzelne Lichtpunkte, ohne allen Zusammenhang, sind mir davon im Gedächtnis stehen geblieben. Im Reisewagen schlief ich auf einem kleinen, von Sitz zu Sitz gelegten Brettchen – am Fuße des Geiersberges in Böhmen wurden wild aussehende Ochsen vor den Wagen gespannt –, auf einem Pavillon am See stehend, fütterte ich schöne, milchweiße Schwäne. Auf der Rückreise besuchten wir in Dresden die Schwester meines Vaters, in zweiter Ehe an den Kaufmann Keiner verheiratet. Die freundliche Tante führte mich in die Essigkammer ihrer Bleiweißfabrik und bewirtete mich mit Rosinen.

Diese Badekur war indessen von keinem besonderen Erfolg für die Gesundheit meiner Mutter. Es wurden noch andere Mittel, wie Eselsmilch und isländisches Moos, versucht, allein vergebens. Sie starb am 1. September 1803, als ich noch nicht fünf Jahre alt war. Von ihrer Persönlichkeit habe ich nur eine ganz undeutliche Erinnerung. Weder ihre Stimme noch ihre Züge sind in meiner Seele lebendig geblieben; denn meine Fähigkeiten entwickelten sich sehr langsam.

Hier will ich einer physiologischen Eigenheit meiner Natur erwähnen, die durch viele Beobachtungen sich bestätigt hat. Von allen Personen, deren Stimme in meinem Ohr lebt, habe ich auch ein deutliches Bild der Gestalt und des Gesichts; wo die Erinnerung an die Stimme fehlt, da sind auch die Formen des Körpers dem Gedächtnis entschwunden. Wilhelm von Humboldt fand diese Bemerkung interessant und meinte, es sei wohl der Untersuchung unserer Physiologen wert, ob auch bei anderen Individuen ein so enger Zusammenhang zwischen den Eindrücken des Ohres und des Auges stattfinde; bei ihm sei dies nicht der Fall.

Die junge Witwe meines Onkels David Nicolai war nach ihrem kurzen Ehestande zu ihren Eltern zurückgekommen und verkehrte viel im Nicolaischen Hause, wo sie von uns Kindern wegen ihrer unbeschreiblichen Sanftmut und Herzensgüte überaus gern gesehen war. Mein Vater glaubte daher nicht besser für sein und unser Glück sorgen zu können als durch eine Verbindung mit ihr. Als wir eines Abends auf seinen Knien saßen, fragte er uns zärtlich, ob wir nicht die „kleine Tante Lottchen“ (so hieß sie zum Unterschied von Nicolais Tochter, der „großen Tante Lottchen“) zur Mutter haben möchten.

Wir antworteten beide durch die lebhafteste Zustimmung. – „Nun, so bittet sie schön darum, wenn sie morgen zu uns kommt.“ – Dies geschah denn mit großer Freudigkeit, wobei meine Schwester, wie gewöhnlich, das Wort führte, während ich mit unendlicher Blödigkeit, aber mit wahrer Herzensfreude meinen Beifall zu erkennen gab.

So hatte mein Großvater Nicolai den Schmerz gehabt, zwei seiner Kinder, meine Mutter und meinen Onkel David, zu verlieren; er erlebte nun die Freude, daß seine beiden Schwiegerkinder sich zur Erheiterung seiner alten Tage vereinigten.

Mein Vater zählte bei seiner zweiten Heirat bereits 61 Jahre, erschien aber neben seinem Schwiegervater Eichmann, wenn auch nicht jugendlich, doch aber sehr gut konserviert. Erst viele Jahre später habe ich herausgerechnet, daß wie bei Pompejus und Cäsar der Schwiegersohn älter war als der Schwiegervater. Mein Vater war 1745 geboren, der Großvater Eichmann 1748.

FRITZ · FRISUR UND ZOPF

Die zweite Ehe meines Vaters war, trotz des Unterschiedes der Jahre, eine der glücklichsten, die ich mir denken kann. Mein Vater liebte, wie der Prediger von Wakefield, nichts so sehr, als fröhliche Gesichter um sich zu sehen, und besaß die Kunst, auf seine Umgebungen in diesem Sinne einzuwirken. Meine zweite Mutter war gegen meine Schwester und mich die Liebe und Güte

selbst, und wir erwiderten dies mit der herzlichsten Neigung. Aber ihre Gutmütigkeit ging oft in Schwäche über, und da mein Vater nur selten imstande war, eine strenge Miene anzunehmen, so blieben wir bei unseren kindlichen Unarten und Eigenwilligkeiten so ziemlich uns selbst überlassen.

Ein Jahr nach der Geburt meines Bruders Moritz wurde unsere Kinderstube durch ein viertes Mitglied vermehrt. Mein Vater nahm den Nebenschößling einer erlauchten Familie, den ich mit seinem Vornamen Fritz nennen will, zu sich. Er blieb zehn Jahre (1808–1818) in unserem Hause. Wir haben uns wie Brüder geliebt, wenngleich die jugendlichen Reibungen, in denen zuerst das Eisen des Charakters gehämmert wird, nicht ausblieben und manchmal eine fast ernsthafte Wendung nahmen.

Fritz (geboren 1800) war zwei Jahre jünger als ich, sehr gutmütig und gefällig, aufbrausend und versöhnlich, naseweis und geschwätzig, ein Hans in allen Ecken, der alles wußte und alles gesehen hatte, zum Lernen nicht besonders geneigt, aber gewandt in der Auffassung praktischer Verhältnisse. Da er bisher in einer kleinen sächsischen Landstadt erzogen war, so brachte er die sächsische Höflichkeit mit und nannte meine Eltern einige Zeit, ehe er sich zu dem vertraulichen Vater und Mutter entschließen konnte, nicht anders als Herr Hofrat Parthey und Frau Hofrätin Parthey.

Die Verschiedenheit unserer Charaktere zeigte sich gleich in den ersten Tagen. Wenn mich früher meine zweite Mutter wegen Unart in eine Ecke setzte, so saß ich, vom Gefühle meines Unglücks überwältigt, still weinend dort, ohne daß es mir eingefallen wäre, eine Ab-

kürzung der Strafe zu erbitten. Als es nun zuerst vorkam, daß Fritz in die eine und ich in die andere Ecke gesetzt wurde, weil wir uns geprügelt, so dauerte es gar nicht lange, bis Fritz mit großer Fassung und Entschlossenheit sagte: „Frau Hofrätin Parthey, darf ich jetzt wieder aufstehen?“ Ich muß bekennen, daß es mir schwer, ja fast unmöglich wurde, dieses gute Beispiel nachzuahmen.

Wenngleich mein Vater, wie schon bemerkt, bei seiner zweiten Verheiratung bereits 61 Jahre zählte, so war er noch immer ein stattlicher, wohlgebauter Mann von kräftiger Haltung. In seiner Jugend galt er für einen gewandten Tänzer und verwegenen Reiter; im Laufen und Springen konnten wenige es ihm gleichtun. Bei dem Aufenthalt in Straßburg glänzte er im Billardspiel, so daß er auf viele Bälle eine Wette eingehen konnte.

Das gepuderte Haar trug er aus der Stirn zurückgekämmt und hinten in einen Zopf zusammengebunden. Er erzählte uns manchmal, daß am Ende des 18. Jahrhunderts die eleganten Herren mit ihren Zöpfen einen förmlichen Luxus getrieben. Besondere Gestalten von Zöpfen kamen in die Mode und wurden wieder verlassen. Es gab vornehme und gemeine, falsche und halbgefütterte Zöpfe usw. Ein recht starker Zopf galt, wie jetzt ein starker Bart, für ein Zeichen der Männlichkeit. Der Zopf meines Vaters war so stark, daß er meist für falsch gehalten ward.

Die Französische Revolution hatte die Zöpfe abgeschafft. In Deutschland hielten sich die Zöpfe länger. Daß noch im Jahre 1800 Jean Paul den Helden seines „Titans“ mit einem falschen Zopf ausstattet, kommt uns jetzt komisch vor, war es aber damals gewiß nicht. Während des Französischen Krieges (1806 bis 1807) wurden

*Porträt des Christoph Friedrich Nicolai
Pastell von einem unbekannten Künstler*

die meisten Zivilzöpfe in Berlin abgeschnitten, vielleicht mit aus ökonomischen Gründen, um eine Ersparnis an Puder, Pomade, Zopfband, Haarbeutel und Zeit eintreten zu lassen.

Dem Frisiertwerden meines Vaters habe ich oft, auf dem Fußbänkchen am Fenster sitzend, mit Aufmerksamkeit zugesehen; es dauerte sehr lange. Zuerst trat der Bediente Wilhelm, das Frisierzeug unter dem Arm, ins Zimmer, breitete eine weiße leinene Decke von wenigstens sechs Fuß im Quadrat auf dem Teppich aus, setzte einen Stuhl darauf und sagte: „Herr Hofrat, wenn's gefällig wäre.“ Mein Vater stand vom Schreibtisch auf, fuhr in den aufgehaltene weißen Pudermantel, nahm die Zeitung zur Hand und setzte sich. Der Zopf des vorigen Tages wurde gelöst und das volle Haar vielfach durchgekämmt. Dann nahm Wilhelm aus einer weißen Porzellanbüchse eine ansehnliche Menge wohlriechender Pomade und salbte den ganzen Kopf. Bei dieser Operation erregten seine fettglänzenden, schnalzenden Hände mir immer einen innerlichen Abscheu. Hierauf drehte er mittels eines hölzernen Zylinders, dessen technischer Name mir entfallen, über jedem Ohr eine lange horizontale Locke, deren Hältnis durch besonders hinzugefügte Pomade gefestigt ward.

Nun folgte das Pudern. Wilhelm öffnete eine große blecherne Büchse voll des feinsten Weizenmehles, tauchte den aus den zartesten Federn bestehenden Puderquast hinein und verbreitete durch Auftupfen um den ganzen Kopf eine dichte, weiße Staubwolke, die nicht nur an dem gefetteten Haare haftenblieb, sondern auch in weitem Kreise sich niedersenkte und von dem Zeitungsblatt durch wiederholtes Abklopfen entfernt werden mußte.

Dieser trockene Qualm war mir nicht weniger zuwider als die vorher angewendete Schmiere, und ich suchte den Atem so lange anzuhalten, bis der ärgste Dunst sich verzogen.

Darauf wurde der Zopf dicht am Nacken mit einem weißen Band, dessen eines Ende Wilhelm zwischen den Zähnen hielt, zusammengebunden, dann mit einem feinen schwarzseidenen Band sorgfältig umwickelt.

Ein elegantes Zopfband gehörte zu den kleinen Luxusgegenständen; es war für junge Männer, wenn es als Geschenk von lieber Hand kam, ein süßes Angedenken. Zu guter Letzt reichte Wilhelm meinem Vater das Pudermesser; er trat vor den Spiegel und entfernte vorsichtig mit der stumpfen Klinge den Puder von der Stirn bis an die Haarwurzeln hinauf.

Das so vollendete künstliche Gebäude war eigentlich nur auf einen Chapeaubas berechnet, den man gar nicht aufsetzte, sondern unter dem linken Arm trug. Damals wurden aber allgemein dreieckige und runde Hüte getragen, die bei jedem Aufsetzen und Abnehmen den Bau zerstörten und sehr bald von Fett starreten. Ging daher mein Vater in eine Abendgesellschaft, so wurde entweder der Puder erneuert oder das ganze langweilige Geschäft des Frisierens bei Lichte wiederholt.

Vor dem Schlafengehen verwahrte Wilhelm die Seitenlocken in Papilloten, vertauschte das feine Zopfband mit einem weniger guten und schob den Zopf mit geschickter Wendung unter die bereitgehaltene weiße baumwollene Zipfelmütze.

Als nun während des Krieges von 1806 die Zöpfe in Berlin immer mehr in Abnahme kamen, da sprach mein Vater auch davon, den seinigen abzuschneiden. Wir

waren anfangs alle dagegen; denn des Vaters Zopf gehörte mit zu seiner Person, und wer möchte an einem geliebten Wesen irgend etwas entbehren? Doch bald änderte sich die Stimmung; denn in der Schule, wo bereits die unbezopften Lehrer in der Mehrzahl waren, wurden die wenigen bezopften mit allerlei Ekelnamen belegt; da figurierte der Schreibelehrer als Selleriewurzel, der Singlehrer als Regenwurm usw. Eines Sonntagmorgens wurden wir halb traurig, halb freudig überrascht, als der Vater uns seinen abgeschnittenen Zopf, der auf einem Bogen Papier kaum Platz hatte, vorlegte. Er trug nun sein volles, silberweißes, seidenweiches Haar, das ihm bis zum 77. Jahre geblieben ist, und gefiel uns nur um so besser.

HAUS IN DER BRÜDERSTRASSE · PROPSTEI
NICOLAIS HAUSWESEN

Das Haus in der Brüderstraße, in dem ich aufgewachsen bin, hatte der Großvater Nicolai im Jahre 1787 gekauft und ausgebaut. Es ist noch in meinem Besitz, und meine Enkel treiben darin ihr Wesen. Da nun schon Nicolais Schwiegermutter, Frau Schaarschmidt, darin gelebt hat, so tritt der für bürgerliche Familien seltene Fall ein, daß sechs Generationen hintereinander an derselben Stätte gewohnt haben.

Die Lokalsage behauptet, daß das Haus an der Stelle des Klosters der Barmherzigen Brüder stehe, von dem die Straße ihren Namen führt, und es sind Gründe genug vorhanden, um anzunehmen, daß das Gebäude an der

Stelle einer alten Klosteranlage stehe. Zwar habe ich in Nicolais Beschreibung von Berlin keine Erwähnung der Barmherzigen Brüder angetroffen. Es gab nur die Dominikaner in dem Schwarzen Kloster, das in der Nähe der alten Domkirche auf dem Schloßplatz gestanden haben soll, und die Franziskaner in dem Grauen Kloster in der Klosterstraße.

Das Grundstück umfaßt einen großen und einen kleinen Hof, und es finden sich Baureste, die in ein hohes Altertum hinaufreichen. Unter dem südwestlichen Teil des ersten Hofes befindet sich ein Kellergang mit Tonnengewölbe, dessen Konstruktion Professor von Klöden in das 14. Jahrhundert versetzte. Daran schließt sich gegen Südost ein Spitzbogengewölbe aus dem 15. oder 16. Jahrhundert, das über einer ausgemauerten, runden, jetzt zugeschütteten Zisterne steht; ein sehr geräumiger, solid gemauerter Abzugskanal geht unter dem westlichen Seitenflügel, unter dem kleinen Hof und unter dem daranstoßenden Grundstück des „Französischen Hofes“ durch und mündet neben der Jungfernbrücke in die Spree. Die Kellerräume unter dem Vorderhaus und dem südöstlichen Flügel sind von großer Ausdehnung, und es ist ganz kürzlich (1866) das sonderbare Vorkommnis entdeckt worden, daß aus dem mittelsten Kellerraum ein gemauerter Kanal unter dem Fußboden des Parterrezimmers in eine Schornsteinröhre geleitet ist. Die Mönche konnten also ihren Keller heizen und darin kochen; sie waren daher imstande, hinlänglich mit Speisen und Holz versehen, einen feindlichen Überfall und eine Belagerung selbst im Winter auszuhalten.

Das jetzige Haus wurde um 1730 von dem Minister v. Knyphausen erbaut und zum Zwecke großer Gast-

gebereien und Festlichkeiten eingerichtet. Dann kaufte es Herr Gotzkowski, später kam es an Herrn Dykow. Als Nicolai es von diesem 1787 erwarb und durch Zelter ausbauen ließ, wurden aus einem einzigen Speisesaal vierzehn verschiedene Piècen gemacht. Dennoch blieben noch drei Säle übrig, für die Bibliothek, für die Musikaufführungen und für die Geselligkeit.

Um die großen Räume des ersten Stockwerkes auf schickliche Art zu verbinden, legte Zelter eine bedeckte hölzerne Galerie vermittels eines Häng- und Sprengwerkes quer über den Hof und von dem Vorderhaus nach der Mitte zu, in Form eines T. Dadurch wurde zwar der beabsichtigte Zweck erreicht, allein die Galerie machte die unteren Räume finster und schwebte dem in den Hof Tretenden in unheimlicher Nähe über dem Kopf. Wir Kinder indessen kümmerten uns hierum sehr wenig, sondern benutzten sie als willkommenen Tummelplatz, wobei das Laufen und Springen auf den schallenden Brettern ein Hauptergötzen gewährte.

Wenige Schritte von unserem Haus entfernt liegt in der Brüderstraße Nr. 10 die Propstei der Petrigemeinde. Auch dieses Haus macht Ansprüche darauf, für die Stelle des alten Klosters der Barmherzigen Brüder zu gelten. Worauf diese Ansprüche sich gründen, habe ich nicht erfahren können, wohl aber wurde uns über die Propstei von den Nachbarn eine Schauergeschichte erzählt, die den jugendlichen Gemütern sich unauslöschlich einprägte.

Vor 100 Jahren, so hieß es, gehörte das weitläufige Gebäude einer alten, reichen, kinderlosen, geizigen Witwe, die es ganz allein bewohnte und nur ein Dachstübchen an einen armen Kandidaten der Theologie vermietet hatte.

Eines Morgens fand man die Witwe erdrosselt im Bett und ihre Geldkiste ausgeraubt. Da die Dienstboten sich als unschuldig erwiesen, so fiel der Verdacht natürlich auf den armen Kandidaten. Man machte ihm den Prozeß und drohte nach dem damaligen Kriminalverfahren mit der Tortur. Ob er, dadurch eingeschüchtert, die Tat gestanden oder die Tortur wirklich erhalten habe, ist mir nicht mehr erinnnerlich; genug, er sollte hingerichtet werden.

Am Abend vor der Exekution saß der Kriminalbeamte, der die Sache betrieb, noch sehr spät in seinem Arbeitszimmer bei den Akten. Vor ihm auf dem Tisch lagen, vom trüben Kerzenschein beleuchtet, die Gegenstände des Prozesses, darunter der Strick, mit dem die Witwe erdrosselt wurde. Da läßt sich der Scharfrichter melden, um die Anordnungen für den folgenden Tag zu verabreden. Er wird eingelassen, und der Richter bemerkt, daß der Scharfrichter während des Gesprächs den auf dem Tisch liegenden Strick sehr aufmerksam ansieht. „Was betrachtet Er den Strick so genau?“ fragt der Richter. „Herr“, war die Antwort, „das will ich Ihm wohl sagen; ich sehe darin einen Knoten, den niemand anderes kann gemacht haben als ein Henkersknecht.“

Auf dieses wichtige Zeugnis hin ward die Exekution verschoben und die Sache von neuem untersucht. Da man einen so guten Fingerzeig hatte, so stellte es sich bald heraus, daß der Mord in der Tat von einem Henkersknecht verübt worden sei. Der arme Kandidat entging glücklich dem Tode; die Erben der alten Frau wollten aber das Haus, in dem die Greuelthat begangen worden war, nicht behalten. So kam es an den Magistrat, welcher die Propstei der Petrikirche darin einrichtete.

Seit wir jene Geschichte gehört, konnten wir bei der Propstei nicht ohne ein gewisses Grauen vorübergehen und dachten uns oft, wie es dem Propst Teller zumute sein müsse, in einem solchen Haus zu wohnen; später habe ich gefunden, daß dieses Grauen vergeblich war; denn der Mord und die merkwürdige Entdeckung desselben ereigneten sich in dem sogenannten Stelzenkrug am Alexanderplatz; doch habe ich nicht unterlassen wollen, auch die Tradition der Brüderstraße hier aufzuzeichnen.

Nicolai hatte sein neues Haus im Jahre 1787 mit allem Luxus der damaligen Zeit eingerichtet. In den noch vorhandenen Rechnungen finden sich Möbel, die wir kaum dem Namen nach kennen: Étagères, Bergères, Guéridons und andere. Nicolai machte es nun zum Sitz der ausgedehntesten Gastfreundschaft. Da sein Ruf sich durch ganz Deutschland verbreitete, so reiste nicht leicht ein fremder Gelehrter durch Berlin, ohne Nicolai zu besuchen. Einige ließen sich bei ihm persönlich melden, andere begnügten sich, um die kostbare Zeit des vielbeschäftigten Mannes nicht zu sehr in Anspruch zu nehmen, ihre Karten in der Buchhandlung, welche zu ebener Erde eingerichtet war, abzugeben. Ein Gehilfe der Buchhandlung hatte das Nebenamt, darüber ordentliche Listen anzufertigen, welche freitags dem Prinzipal vorgelegt wurden; er strich diejenigen Personen an, die am Sonnabend eingeladen werden sollten, und fast alle Sonntage versammelte ein glänzender Mittagstisch die alten und neuen Gäste. Waren fremde Dichter zu bewirten, so wurden von den Berlinern Ramler, Goeckingk, die Karschin zugezogen; für die Philosophen war Moses Mendelssohn eine anziehende Persönlichkeit; die Pädagogen

scharten sich um Gedike und v. Rochow, die Bibliophilen um Biester und Oelrichs; für die Theologen hatten Teller, Zollikofer, Zöllner einzustehen, für die Mediziner Theden und Selle; die Ästhetiker waren durch Engel repräsentiert, die Juristen durch Suarez und Klein; von den Musikern wurden Fasch und Zelter aufgesucht, von den Künstlern Bernard Rode, Chodowiecki und Meil.

So bildete Nicolais Haus eine Reihe von Jahren hindurch den literarischen und geselligen Mittelpunkt der Residenz; es vertrat die Stelle der späteren Klubs und Kasinos. Die Solidität der Bewirtung war mit anständiger bürgerlicher Pracht gepaart; als Eigentümlichkeit wurde bemerkt, daß die Fremden oft von den Nicolaischen „heißen Suppen“ und „scharfen Messern“ erzählten.

Obgleich diese Gastmahle längst aufgehört hatten, als ich anfang heranzuwachsen, so sind doch manche Vorkommnisse aufbewahrt, von denen eins mir haftengeblieben.

Ein fremder, an Nicolai empfohlener Gelehrter wurde zu einer großen Mittagstafel gezogen, an der unter anderem Engel und der Propst Zöllner teilnahmen. Engel war damals Theaterdirektor und wegen seines Talentes im Erzählen berühmt, allein er hatte die Eigenheit mancher guten Erzähler, daß er, einmal unterbrochen, nicht so leicht wieder das Wort nahm. Zöllner erzählte ebenfalls sehr gut, liebte aber nach einer Unsitte, welche damals besonders den Geistlichen soll angehangen haben, zweideutige Geschichten. Engel machte an jenem Tage anfangs einige ernsthafte Bemerkungen, wurde bald unterbrochen und saß von nun an stumm, Zöllner dagegen erging sich in dem bekannten frivolen Thema mit

großer Ausführlichkeit. Als der Fremde am andern Tage bei Nicolai sich beurlaubte und von diesem gefragt wurde, wie ihm die Herren gefallen, erwiderte er: „Oh, sehr gut, nur hätte ich Zöllner für den Theaterdirektor und Engel für den Propst gehalten.“

Mit Frau Elisa von der Recke war Nicolai in dauernder Freundschaft verbunden. Die Freimütigkeit, mit welcher sie ihre Beziehungen zu dem Betrüger Cagliostro bekanntgemacht, hatte ihr den Beifall und die Bewunderung der ganzen für Aufklärung schwärmenden gebildeten Welt erworben, an deren Spitze Nicolai stand.

Sosehr Frau von der Recke die große geschäftliche Tätigkeit und die ausgebreitete Gelehrsamkeit ihres Freundes Nicolai verehrte, so wenig konnte sie sich mit seinen literarischen Streitigkeiten einverstanden erklären. Ihr, welche die Milde und Duldung selbst war, schien es unbegreiflich, daß man wegen abweichender philosophischer oder belletristischer Ansichten sich so heftig den Krieg mache. Mehr als einmal versuchte sie es, ihren Freund von seiner allzu großen Streitsucht abzumahnern, allein vergebens.

Im Jahre 1801 hatte Fichte sein „Leben Nicolais“ herausgegeben, welches so heftige Angriffe enthielt, daß die sämtlichen Berliner Buchhändler, damals ungefähr sechzehn, sich in der Person eines ihrer würdigsten Mitglieder für beleidigt hielten und einstimmig erklärten, sie würden das Buch nicht debitieren. Nicolai erfuhr davon und machte bekannt, er werde es debitieren und für jedermann so viele Exemplare, als verlangt würden, verschreiben.

Frau von der Recke nahm hiervon Gelegenheit, ihrem Freunde in betreff seiner literarischen Klopffechtereien recht eindringliche Vorstellungen zu machen. „Welchen

Nutzen für die Wissenschaft können diese Zänkereien haben, die nur zu oft in Persönlichkeiten ausarten? Was müssen Sie sich alles gefallen lassen! Ist es nicht erschrecklich, daß Fichte in seinem neuesten Buch Sie einen Hund genannt?“ – „Jawohl“, fiel ihr Nicolai ins Wort, „ich bin der bellende Hund, der allemal seine warnende Stimme erheben muß, sobald er merkt, daß irgend etwas in der deutschen Literatur nicht in Ordnung ist.“ Was ließ sich gegen eine solche Überzeugung noch weiter vorbringen?

Durch jene Händel mit Fichte wurde Nicolai schon früher veranlaßt, in einer akademischen Vorlesung vom Jahre 1799 jene merkwürdigen Nachrichten von den Phantasmen zu geben, die ihn einige Zeit heimgesucht und derentwegen ihn Goethe als den Proktophantasmisten auf den Blocksberg versetzt. Auch hierüber haben sich allerlei Familientraditionen erhalten, die den Vorgang etwas vervollständigen und von den gedruckten Nachrichten abweichen.

Nicolai hatte einen heftigen Ärger über seinen Sohn Karl gehabt und war im höchsten Affekt begriffen, als plötzlich sein verstorbener Sohn Samuel, der sich selbst das Leben genommen, hinter dem Schreibtisch vor ihm stand. Er erschrak nicht wenig und fragte seine Frau, die neben ihm stand, ob sie auch den seligen Samuel sehe? Diese erschrak noch heftiger, sah aber natürlich nichts. Nicolai fixierte nun die Erscheinung mit festem Blick, und sie verschwand. Er glaubte, damit sei die Sache abgetan, aber die Visionen wiederholten sich. Lebende und verstorbene Personen kamen in sein Zimmer, ohne daß er wußte wie. Einst drehte er sich vom Schreibtisch um und sah auf dem Sofa in der Ecke des Zimmers

den verstorbenen Samuel sitzen. Er ging zwei Schritt darauf zu – er blieb sitzen; noch zwei Schritte – keine Veränderung; er trat ganz dicht heran und neigte sich fast über ihn, da war er verschwunden.

Bei seiner unglaublichen Arbeitsamkeit fand Nicolai anfangs nicht Zeit, einen Arzt zu befragen; er gewöhnte sich nach und nach an diese ungebetenen Gäste und war nur manchmal, wenn ein Lebender in das Zimmer trat, zweifelhaft, ob er es selbst oder ob es sein Schemen sei. Die Geister unterschied er daran, daß sie beim Türöffnen und beim Gehen gar kein Geräusch machten.

Endlich fingen die Figuren sogar an, mit ihm zu sprechen; die Halluzinationen des Auges verbanden sich mit denen des Ohres. Welche herrliche Gelegenheit für einen minder starken Geist, die mit den Verstorbenen wirklich gehaltenen Gespräche als Kundgebungen aus der Welt des Jenseits zu betrachten und bekanntzumachen! Wer weiß, wohin die krankhafte Erregtheit des überreizten Nervensystems ausgeartet wäre, wenn Nicolai nicht endlich ärztliche Hilfe gesucht und durch zweckmäßig angewandte Blutegel den Spuk vertrieben hätte.

Die Erscheinungen hörten auf zu sprechen, sie verloren nach und nach die Lebhaftigkeit der Farben, sie wurden weiße Gespenster, sie teilten sich in der Mitte und schwebten als Brustbilder vorüber; zuletzt verschwanden sie ganz, nachdem diese wunderbare Verstimmung der Sinnesorgane ungefähr zwei Monate gedauert.

Wir aßen alle Abende oben bei dem Großvater und sonntags auch zu Mittag. Dann holte er manchmal aus

einem kleinen Tischkasten das Nürnberger Zauberbuch hervor, blätterte es rasch durch und zeigte uns beim ersten Male Grenadiere, dann Husaren, dann Ulanen usw.; zuletzt sagte er: „Disparu!“, und es erschienen lauter weiße Blätter. Das erregte anfangs große Verwunderung; da er aber niemals dazu zu bringen war, uns den Mechanismus zu erklären, sondern nur immer dasselbe Kunststück wiederholte, so verlor die Sache, wie ein unaufgelöstes Rätsel, alles Interesse; denn es kommt bei solchen Spielereien darauf an, daß man die Wißbegierde der Kinder ebensowohl anrege als auch befriedige.

Weit ergötzlicher war es, wenn wir uns einen Folioband mit Chodowieckischen Kupfern aus dem Regal am Fenster hervorlangen und durchsehen durften. Von diesem unvergleichlichen Meister besaß Nicolai eine ansehnliche Menge von Blättern in den besten Abdrucken, die noch jetzt den Kern meines beinah vollständigen Exemplars ausmachen. Von vorzüglicher Schönheit sind die Kupfer zum „Sebaldus Nothanker“, „John Bunkel“ und anderen Nicolaischen Werken. Die vielen Hunderte von kleinen Kalenderkupfern umfassen nicht bloß alle Teile der Welt- und Kulturgeschichte, sondern auch die Dramatiker von Shakespeare bis zu Schiller und fast die ganze gleichzeitige Romanliteratur. Bald kannten wir jedes Blättchen so genau, daß die zugehaltene Unterschrift ohne Anstoß hergesagt ward. Diese angenehme kindliche Beschäftigung legte den Grund zu meiner Literaturkenntnis; denn als ich späterhin mich weiter in jenen Fächern umsah, brauchte ich nur das Neugewonnene in den bekannten Chodowieckischen Rahmen einzufügen. Viele Bücher habe ich bloß seiner Kupferstiche wegen gelesen, bin aber oft enttäuscht worden;

denn es fehlt viel, daß man den lebendigen Geist, den Chodowiecki seinen künstlerischen Produktionen einzuhauchen wußte, auch in den Schriften selbst antreffe.

Beim Abendessen saßen wir um einen geräumigen viereckigen Tisch, der Großvater obenan, wegen seiner leidenden Augen hinter einem grünen Lichtschirm, meine Eltern und ein gelegentlicher Gast an den Seiten, die Kinder am unteren Ende. Bei der fortdauernden Kränklichkeit seiner jüngsten Tochter hatte Nicolai die Schwester seiner Schwiegertochter, Henriette Eichmann, zu sich genommen, um ihm die Wirtschaft zu führen. Wir nannten sie Tante Jettchen und liebten sie wegen ihrer Freundlichkeit.

Nicolai sprach beim Essen sehr viel und erzählte weitläufige Geschichten, von denen wir wenig verstanden. Solange ich mit meiner Schwester allein war, saßen wir ganz still und suchten die Langeweile, so gut es anging, zu überwinden. Als der lebhaftere Fritz dazukam, gab es immer etwas zu kichern und zu plaudern, bis der Großvater mahnend ausrief: „Still, wenn große Leute sprechen, müssen die Kinder schweigen.“ Wir gehorchten augenblicklich und warteten nur darauf, daß die großen Leute schweigen würden, um unsererseits sprechen zu können, aber vergeblich. Das ging mehrere Tage so fort; das Wispern und Plaudern war nicht zu unterdrücken, und als der Großvater wieder einmal dieselbe Phrase in drohendem Tone hören ließ, sagte Fritz halb weinerlich: „Aber, Herr Nicolai, Sie sprechen ja immer!“ Er wurde nun noch strenger zur Ruhe verwiesen, aber Tante Jettchen hat mir später gestanden, daß die Wahrheit dieser Bemerkung ihr und meinen Eltern ein unwillkürliches Lächeln abgeloct.

Nach Tisch setzte der Großvater, ein wenig auf dem grünen Sofa ausruhend, die Unterhaltung fort. Wir durften nun noch weniger plaudern als vorher und griffen um so lieber zu einem Band der Kinderbücher, die der Großvater in einem besonderen Schränkchen sorglich hatte aufstellen lassen.

In allen Schriften für das jugendliche Alter muß etwas geschehen, und aus den Vorgängen selbst muß Belehrung oder Warnung sich herleiten lassen. Deshalb ward auch der trockene Text zu Salzmanns „Elementarbuch“ selten zur Hand genommen; die Kupfer dagegen, welche der Großvater nach seiner soliden Art alle einzeln hatte auf Pappe kleben lassen, bildeten neben denen Chodowieckis eine unerschöpfliche Quelle der Lust. Den größten Beifall fanden die zwölf Bände von Campes Reisen, welche in mir zuerst den Trieb erweckten, recht viele fremde Länder zu sehen. Die Krone von allen Kinderbüchern war natürlich der „Robinson“, den wir abwechselnd der Reihe nach immer von neuem durchlasen.

Von der Gestalt meines Großvaters Nicolai habe ich eine sehr deutliche Vorstellung. Er war ein ungewöhnlich großer, starkknochiger Mann, der mir immer wie ein Riese vorkam, weil er größer war als mein Vater und die übrigen Hausgenossen. Weber nennt ihn einen langen, hageren, ungemein ernsten Mann, ohne einen Zug von Satire oder lachender Laune; Thiébauld macht eine keineswegs einnehmende Beschreibung von ihm; er sagt unter anderm, „qu'il avait un air roide et cependant dégingandé“. Den Kopf trug er im höheren Alter gebeugt; in

dieser Hinsicht ist die Büste von Schadow, die sonst eine große Naturwahrheit hat, nicht ähnlich, weil sie den Kopf allzusehr in die Höhe hebt. Sein Gesicht war blaßgrau, und die Züge hatten etwas Stumpfes, weshalb ich ihn nicht gern lange ansehen mochte. In seinem 72. Jahr verlor er durch einen Rheumatismus das rechte Auge; die Ärzte rieten ihm, zur Schonung des übriggebliebenen sich soviel als möglich mit Grün zu umgeben. Seine Stube wurde daher grün gestrichen, Sofa und Stühle wurden grün überzogen, und beim Abendessen trug er einen grünen Schlafrock; beim Mittagstisch habe ich ihn nie anders gesehen als in einem hellgrauen Rock, schwarzen, kurzen Beinkleidern, schwarzen Strümpfen und einer Weste mit Schößen. Er trug, solange ich ihn gekannt, keine Perücke, sondern das graue, gepuderte Haar aus der Stirn gekämmt und hinten zu einem mäßig starken Zopfe ohne Haarbeutel vereinigt.

Einst sah ich auf des Großvaters Schreibtisch mehrere winzig kleine Bücher, kaum einen Zoll lang und breit, liegen, die meine Neugier aufs höchste reizten. Sie waren in gepreßtes Leder gebunden und mit einer feinen goldenen Borte oder Schnur eingefast, die oben am Rücken eine Öse bildete. Ich erfuhr, dies seien die sogenannten Berlockenkalender, die man neben den Petschaften an der Uhrkette getragen. Nicolai hatte sie in der Zeit des Siebenjährigen Krieges anfertigen lassen und damit einen ganz unglaublichen Erfolg erzielt. Der Ertrag des Geschäftes soll sich auf mehr als 6000 Taler belaufen haben. Die Büchlein enthielten neben kleinen Kupfern einige Verse auf den König, auf die Generale Ziethen, Seydlitz, Winterfeldt usw. Der Absatz ging in die Tausende. Die feinen Goldborten konnten damals nur in

Nürnberg angefertigt werden. Nicolai verschrieb sie in großen Quantitäten und verteilte sie zu Hunderten von Ellen an die Buchbinder.

Als ich noch sehr klein war, sollte in Berlin ein Luftballon steigen, damals eine seltene Erscheinung. Er hing zur vorläufigen Ansicht des Publikums, nur mit atmosphärischer Luft gefüllt, in dem großen Mittelsaal der Königlichen Bibliothek, der durch zwei Stockwerke hindurchgeht. Der Großvater führte mich zu diesem neuen Schauspiel. Er trug einen weiten, grauen Überrock, mit hellen Schnüren besetzt, einen großen, dreieckigen Hut und ein gewaltiges spanisches Rohr mit Elfenbeinknopf und goldener Quaste. Es kam mir vor, als ob die Leute auf der Straße uns nachsähen, wohl weniger wegen des damals doch nicht ungewöhnlichen Anzuges, als weil ein Riese einen Zwerg an der Hand führte. Der Ballon selbst machte auf mich einen ganz ungeheuren Effekt; die Vollkommenheit der Kugelform der epikurischen Götter trat mir damals unbewußt vor die Seele; auch die großartigen Dimensionen des Gebäudes mit den reichen Säulenstellungen, in dem die Tritte auf den Steinfliesen weithin widerhallten, prägten sich dem Gedächtnis unverlöschlich ein.

Die eine Seite unseres Hausgärtchens stieß an ein hohes Nachbarhaus, das durch seine blendendweiße Fläche den leidenden Augen des Großvaters sehr störend war. Ein

junger Nußbaum und einige Linden im Garten gaben zuwenig Schutz. Nur mit Mühe wurde der Nachbar, mit dem Nicolai früher auch Streitigkeiten und Prozesse gehabt, zu der Erlaubnis vermocht, daß der Großvater auf seine Kosten die Wand dürfe grün anstreichen lassen. Nun sahen die Kinder mit Verwunderung das gewaltige Gerüst langsam im Garten aufsteigen und die verwegenen Zimmergesellen auf dünnen Brettern bis zur höchsten Höhe sich aufschwingen. Die sonst streng verschlossene Gartentür stand den ganzen Tag offen, und ein Teil der zierlichen Beete wurde von den Maurern zertritten, denen wir anfangs wegen ihrer schmutzigen Kleider kaum zu nahen wagten. Sehr langsam – denn Fritz war damals noch nicht im Hause – ward mit den fremden Leuten, während wir im Garten spielten, eine Bekanntschaft angeknüpft.

Sowenig ich im allgemeinen von den Abenderzählungen des Großvaters fassen konnte, so ist doch einiges davon haften geblieben. Die Geschichte von der Stein-suppe erzählte er einmal sehr ausführlich und mit einem gewissen ernsthaften Humor. Zwei Reisende können von den unfreundlichen Wirtsleuten nichts zu essen erhalten. „Nun“, sagen sie, „wenn ihr denn gar nichts habt, so müssen wir uns Steine kochen.“ – „I, wie wollt ihr die weich kriegen?“ – „Oh, das geht schon, wenn sie lange genug ziehn und die Zutaten gut sind.“ – Ein Dutzend Bachkiesel wird reingewaschen und aufs Feuer gesetzt. Nach einiger Zeit sagt der eine Reisende: „Sie wollen noch nicht werden; es wäre gut, ein Stück Brot einzu-

schneiden.“ – Es geschieht. – „Tüchtig gesalzen werden sie schneller gar –, ein Stück Butter macht sie geschmeidiger –, habt ihr keine Petersilie im Hause? Die hilft –, eine Handvoll Mehl desgleichen.“ Zuletzt wurden noch ein paar Eier hineingeschlagen. Nachdem die Reisenden diese nahrhafte Suppe mit bestem Appetit verzehrt, lassen sie die Steine stehen. – „Aber ihr eßt ja die Steine nicht?“ – „Die sind schon wieder hart geworden; wenn ihr sie essen wollt, so müßt ihr sie noch einmal aufkochen.“

Ob ich das nachfolgende Geschichtchen von Lessing aus des Großvaters Munde selbst oder durch Tradition von meinen Eltern empfangen, will ich dahingestellt sein lassen, jedenfalls gewährte es uns Kindern, die wir den Namen Lessing dabei zum erstenmal hörten, ein großes Vergnügen.

Auf seinen vielen Reisen kam Lessing beim frühesten Tagesgrauen einmal nach Schöppenstädt. Als er sich dem Städtchen näherte, fragte er den Postillion: „Nun, Schwager, wie ist es, werde ich denn einen Schöppenstädter Streich zu sehen bekommen?“ – „Sorgen der Herr nicht!“ war die Antwort. Sie fahren durch das Tor der Vorstadt und finden noch keinen Menschen auf der Straße, alle Türen und Fensterläden sind geschlossen. Sie kommen durch das Stadttor und fahren langsam durch die Stadt, überall dieselbe Einsamkeit. Lessing wiederholt seine Frage und erhält dieselbe zuversichtliche Antwort. Sie lassen die Stadt hinter sich und sind bereits an den letzten Häusern der Vorstadt, da öffnet sich ein Fensterladen, ein Bürger steigt im Hemd zum Fenster hinaus und schließt von außen seine Haustür auf. „Da haben Sie ihn!“ ruft der Postillion und setzt seine Pferde in Trab.

Ebensowenig ist mir deutlich, ob ich aus des Großvaters Mund oder sonstwoher gehört, daß Lessing auf seinen Reisen zu sagen pflegte: „Das Abschiednehmen hat Gottsched erfunden; man sieht sich immer wieder!“

Unter den Abendgästen am Tische des Großvaters dünkte uns Zelter eine ungewöhnliche Erscheinung. Seines Zeichens ein Maurermeister, übte er dieses Handwerk mit unverdrossenem Fleiß; daneben besaß er ein so bedeutendes musikalisches Talent, daß seine Liederkompositionen in aller Munde waren. Nach dem Tode von Fasch (1800) ward er Vorsteher der Singakademie und verwaltete sein Amt mit dem schönsten Erfolg. Von riesiger Gestalt, mit übergroßen Händen und einer Sten-torstimme begabt, war er ganz dazu geeignet, den Kindern anfangs Schrecken einzujagen; allein er wußte seine Stimme zu mäßigen und erzählte mit so vieler Anschaulichkeit und mit so eigentümlichen Kraftworten, daß wir gern an seinem Munde hingen.

Ein junger Arzt aus Hannover, Dr. Kohlrausch, ein Neffe des Pädagogen, war an Nicolai empfohlen und kam recht häufig zu den einfachen Abendmahlzeiten. Er übertraf Zelter noch an Größe, hatte aber ein durchaus feines, elegantes Betragen und sprach mehrere Sprachen mit großer Geläufigkeit. Bei einem mehrjährigen Aufenthalt in Italien hatte er schöne Kunstsachen erworben, war mit Wilhelm von Humboldt bekannt geworden und von diesem nach Berlin gezogen worden. Wir konnten gar bald bemerken, daß er der Tante Jettchen große Aufmerksamkeit bewies. Er heiratete sie später im Jahre 1815 und trat als Geheimer Medizinalrat in das Altensteinsche Ministerium. Im Genuß seiner Kunstsammlungen habe ich später die seligsten Stunden verlebt.

Nicolai hatte früher mit seiner Familie den ganzen ersten Stock seines Hauses bewohnt; als er zuletzt mit seiner jüngsten Tochter Lottchen allein übrigblieb, zog er sich in die hinteren Zimmer zurück, und die ganze Vorderseite stand leer. Sein großes Studierzimmer ging ungefähr nach Süden in den kleinen Garten hinaus. Über dem Schreibtisch am Fenster erhob sich ein hohes Regal. Darin stand ein vollständiges Exemplar der Allgemeinen Deutschen Bibliothek in 268 Bänden, das beste Zeugnis von Nicolais literarischer Wirksamkeit. An den beiden Seitenwänden standen weiße Bücherschränke mit Glasuren; an der Wand den Fenstern gegenüber sah man die Tür nach dem daranstoßenden Bibliotheksaal, daneben zeigte sich ein kleines, tafelförmiges Klavier, auf dem der Großvater manchmal Choräle spielte. Außerdem war diese ganze Wand bis zu einer bedeutenden Höhe hinauf mit den eingerahmten Bildnissen aller berühmten Zeitgenossen von Rabener bis auf Alexander von Humboldt bedeckt. Den Wert der Originalsilhouetten von Lessing und Schiller, der Handzeichnungen von Frisch, Chodowiecki, Graff wußten wir Kinder freilich damals nicht zu schätzen, wir kritisierten die Köpfe nur nach dem mehr oder minder gefälligen Aussehen. So besinne ich mich, daß Frau von Staël uns verhaßt war, weil sie in der Ferne für einen Mann gelten konnte.

Über den Bücherschränken hingen größere Kupferstiche, über dem Sofa das lebensgroße Kniestück von Frau von der Recke und andere Bildnisse.

Der Eintritt in die Studierstube erregte uns Kindern immer ein Gefühl der Befangenheit, aber unbeschreiblich war unser Erstaunen, als wir eines Tages sahen, wie der Großvater die Tür eines Bücherschranks öffnete, hinein-

trat und nicht wieder zum Vorschein kam. Wie sollte für den großen, starken Mann in dem schmalen Schrank sich Raum finden? Nach kurzer Zeit trat er wieder ein. Wir wagten nun auch den Schrank zu öffnen und fanden, daß diese Vexiertür in ein danebenliegendes Kabinett führte, dessen Wände bis an die Decke hinauf mit Büchern tapeziert waren. Diesen Ausgang hatte der Großvater angelegt, um sich den Umweg durch den Bibliotheksaal nach seinem Schlafzimmer zu sparen.

Als mein Vater später das Zimmer bewohnte, wurde die Tür nach dem Bibliotheksaal verschlossen, um den bequemeren Eingang durch das Kabinett zu haben; da sahen wir denn oft, nicht ohne innerliches Ergötzen, wie manch ein Fremder, der durch die Vexiertür eingetreten war, beim Abschied sich umwendend, verwundert vor dem Bücherschrank stehenblieb und den Ausgang nicht finden konnte.

KRIEG VON 1806 · NAPOLEON I. IN BERLIN

SCHULE VON HARTUNG

Der behagliche Genuß unserer bürgerlichen Existenz wurde gestört, ja fast vernichtet durch den Krieg von 1806, der über Preußen eine Reihe von sieben Leidensjahren brachte, wie sie schwerlich ein anderer Staat in der neueren Geschichte erfahren. Man muß dieses Zusammenbrechen aller Verhältnisse, diese gänzliche Ratlosigkeit der Behörden, die Angst und Not so vieler Familien gegenüber dem frechen Übermut der Sieger mit-

erlebt haben, um den Aufschwung des Volkes in den Jahren 1813 bis 1815 begreifen zu können.

Mit Grauen hörten die Kinder von den Hausleuten die ängstlichen Worte: „Nun gibt es Krieg mit den Franzosen!“ Es schien, als ob ein bisher unbekanntes Übel in der Luft liege und im Anzug sei. Das Gefühl der völligen Haltlosigkeit des Staates in seiner jetzigen Organisation war unbewußt bis in die tiefsten Schichten der Bevölkerung hinabgestiegen. Nirgends bemerkte man eine frohe Siegeshoffnung, sondern man hörte nur Äußerungen des Kleinmuts: „Das kann noch sehr schlimm werden!“ – „Nun kommen die Feinde!“ – „Wer weiß, wie es uns gehen wird!“

Von den preußischen Soldaten hatten wir bis dahin sehr wenig in Berlin gespürt. Sie wohnten ruhig in ihren Kasernen. Nun sah ich zum erstenmal in unserer stillen Brüderstraße einen Schwarm bewaffneter Leute mit breiten, dreieckigen Hüten und entsetzlich langen Zöpfen. Sie zogen einzeln und verdrossen auf ihren Sammelplatz an der Petrikirche und stellten sich in Reih und Glied. Ein Schwarm Kinder und müßigen Gesindels betrachtete aus der Ferne das ungewohnte Schauspiel. „Die armen Leute“, sagte neben mir eine Frau aus dem Volke, „wie mancher davon wird nicht zurückkommen!“

Auch an üblen Vorbedeutungen, die freilich nur dann behalten werden, wenn sie eintreffen, fehlte es nicht. Als ein Regiment mit klingendem Spiel beim Zeughaus vorbeizog, löste sich von den Trophäen auf dem Mittelgiebel der Kopf einer Bellona und stürzte krachend auf das Pflaster.

Die Namen der preußischen Generale, des Herzogs von Braunschweig und des Feldmarschalls von Möllendorf,

hatten aus dem Siebenjährigen Krieg her einen guten Klang; allein seit dem Hubertusburger Frieden waren 43 Jahre verflossen. Im Volk erzählte man sich, der Herzog von Braunschweig müsse sich bei jedem Wort besinnen, das er schreiben wolle, und Möllendorf brauche einen Schemel, um auf das Pferd zu steigen, wobei es vorkomme, daß er auf der anderen Seite herabfalle.

Nur zu bald erreichte uns die Nachricht von der unglücklichen Schlacht bei Jena, und es währte nicht lange, so hielt der Kaiser Napoleon seinen Einzug in Berlin. Da dies an meinem Geburtstag, dem 27. Oktober 1806, stattfand, so ist mir die Erinnerung daran sehr lebendig. Ich stand an der Hand meines Vaters vor dem kaiserlichen Palais, wo die neugierigen Zuschauer in sehr geringer Anzahl sich versammelt hatten. Mehrere Regimenter zu Fuß und zu Roß zogen dichtgedrängt dahin. Da entstand ein leerer Raum; ein kleiner Mann auf einem weißen Pferd, gefolgt von einem Reitertrupp in glänzenden Uniformen, ritt langsam gegen das Schloß hin, nach allen Seiten sich lebhaft umsehend. „Das ist der Kaiser Napoleon“, sagte mein Vater. Wir sahen ihm lange nach und gingen auf einem Umweg nach Hause, weil die damalige Hundebrücke, eine erbärmliche hölzerne Zugbrücke, an deren Stelle jetzt die Schloßbrücke getreten ist, gesperrt war und der Schloßplatz dicht voll französischen Militärs stand.

Über die großen Lieferungen von Kriegsbedürfnissen und die unerschwinglichen Kontributionen hörte man von allen Seiten laute Klagen. Es kam wirklich schlimmer, als selbst die Mutlosesten vor dem Kriege gefürchtet. Die französischen Soldaten wurden bei den Bürgern einquartiert, und unser Haus, als das stattlichste in der

Brüderstraße, erhielt gewöhnlich die schwerste Belastung von Obersten und Generalen. Nicolai mußte die ganze Vorderfront seines Hauses den fremden Gästen öffnen. Es ist mir erinnerlich, daß wir einige Zeit 22 Personen und 12 Pferde Einquartierung hatten. Im Hofe befand sich ein Stall für 6 Pferde; denn es gehörte in jenen Zeiten zu den Vorzügen eines wohleingerichteten Hauses, bei einem Besuch vom Lande nicht bloß Gaststuben für die Ankommenden, sondern auch Stallung und eine gutgefüllte Futterkammer bereitzuhalten. Allein dies reichte jetzt bei weitem nicht aus; viele Pferde mußten auf dem Hof untergebracht werden, wo die Galerie bei Regenwetter einen guten Schutz gewährte. Wenn die Hofenster zu unserer Parterrewohnung geöffnet wurden, so schaute nicht selten ein großer Pferdekopf herein; wir hörten mit staunender Neugier die französischen Sprüche und Ausrufungen der Soldaten beim Putzen und Satteln der schmucken Tiere und kannten bald die Reihenfolge der Verrichtungen vom Striegeln und Bürsten an bis auf das Waschen und Kämmen. Fritz wußte die verschiedenen Arten des Schnalzens und Pfeifens auf das glücklichste wiederzugeben.

War die Verpflegung nicht nach dem Wunsche der Gäste, so wurde sie zurückgeschickt; es ist in unserm Hause vorgekommen, daß ein Diner, welches dem französischen General nicht gut genug war, aus den Fenstern in den Hof geworfen wurde! Das war dem würdigen, an solche Behandlung nicht gewöhnten Hausherrn Nicolai zu arg. Er ließ sich bei dem General melden und wollte ihm, da er des Französischen hinreichend kundig war, Vorstellungen über sein Betragen machen. Allein die Unterhaltung, welche anfangs von dem französischen Ge-

Französisches Lager bei Charlottenburg 1807-1808

Zeitgenössischer Stich

neral trotz seines unartigen Betragens mit französischer Urbanität geführt wurde, nahm durch Nicolais heftiges Wesen einen so gereizten Charakter an, daß sie in eine höchst anstößige Zänkerei ausartete, welche die an der Tür horchenden Hausleute mit der größten Besorgnis erfüllte. Vielleicht würden noch schlimmere Verwicklungen entstanden sein, wenn nicht die Armee weitergerückt wäre.

In vielen Fällen brachten die fremden Generale nicht nur ihre Adjutantur, sondern auch die ganze Dienerschaft mit ins Haus. Dem Koch mußte die Küche eingeräumt werden, und unsere Köchin bereitete die Speisen für den Hausherrn auf einer Ecke des Herdes. Um den Verkehr der fremden Dienerschaft mit den Hausleuten zu ermöglichen, mußte Nicolai einen Bedienten annehmen, der Französisch sprach. Es fand sich ein junger Mensch von der französischen Kolonie, namens Jean, der auf diesem schwierigen Posten den größten Eifer für das Interesse seines Herrn zeigte.

Die übermäßige Einquartierung, mit der die Stadt belastet war, trieb die Preise aller Waren und besonders der Lebensmittel auf eine unglaubliche Höhe. Die Bäcker und Schlächter behaupteten, daß die Lieferungen für die Armee ihnen alles Mehl und Fleisch entzögen; die Landleute klagten, daß sie selbst auf den Dörfern nicht genug hätten, um die zahlreichen feindlichen Truppen zu beköstigen. In unserem Hause waren die täglichen Ausgaben an Fleisch für die Tafel der Generale so bedeutend, daß es sehr bald als das geratenste erschien, einen ganzen Ochsen zu kaufen und einzuschlachten, um wenigstens für einige Zeit Vorrat zu haben.

Wurde auch der von den Franzosen geübte Druck von den Kindern am wenigsten empfunden, so hörten wir

doch manches, wodurch das Unglück des Vaterlandes sich unvergeßlich einprägte. Bei der finanziellen Bedrängnis des Staates wurden die Beamtengehälter längere Zeit nicht ausgezahlt, und befreundete Personen klagten, daß sie nicht aus noch ein wüßten. Wir sahen einen königlichen Bedienten in verschossener Hoflivree als Wasserträger in der Brüderstraße auf und ab gehen, um sein Brot zu verdienen.

Weil gar keine preußischen Truppen mehr in der Stadt waren, so errichtete man in Berlin auch eine Nationalgarde, welche für die Sicherheit der Bürger zu sorgen hatte. Wir waren freudig erstaunt, als eines Tages der Vetter Valentin in der bunten Uniform, mit dem Säbel an der Seite und dem dreieckigen Hut auf dem Kopf, ins Zimmer trat. Nicht weniger Lust gewährte es, ihn bei den Sonntagsparaden unter Trommelschall über den Schloßplatz marschieren zu sehen. Aber das Institut fand durchaus keinen Anklang, weil es unter dem Druck der Fremdherrschaft entstanden war. An eine Bewaffnung des Volkes für nationale Zwecke konnte damals nicht gedacht werden. Der Dienst ward so lässig wie möglich betrieben, und jener Vetter, der anfangs vielen Eifer zeigte, war endlich sehr froh, durch irgendeine Fürsprache daraus zurücktreten zu können.

Napoleon hatte sich im Königlichen Schloß eingerichtet, und bald erfuhr man, daß ein kaiserlicher Kommissarius, namens Denon, angekommen sei, um die besten Bilder der königlichen Sammlung auszusuchen und fortzuschaffen; auch die schönsten geschnittenen Steine und antiken Münzen, welche ebenso wie die Bilder bis dahin als ein Privateigentum des Fürsten betrachtet wurden, mußten nach Paris wandern. Aus Pots-

dam nahm man den Degen Friedrichs II. von seinem Sarge in der Garnisonkirche.

Dies niedrige Raubsystem, das von den Franzosen in allen besiegten Ländern geübt ward, erregte in Berlin den größten Unwillen. Noch mehr steigerte sich die Erbitterung, als auf des Kaisers Befehl die Viktoria vom Brandenburger Tor abgenommen wurde, um irgendwo in der feindlichen Hauptstadt aufgestellt zu werden. Mit innerem Grimm sahen die Bürger der schwierigen Arbeit des Abnehmens zu. Der Großvater Eichmann stand gerade dabei, als eines der vier Pferde herabgelassen ward, und hörte ein Hökerweib im Weggehen sagen: „Da hat der Schinder wieder ein Pferd geholt!“

Während seines Aufenthaltes in Berlin hielt Napoleon sehr oft Musterung über die kaiserlichen Garden vor dem Schloß. Er selbst stand in der Ecke des Platzes bei der Schloßapotheke und ließ einzelne Abteilungen vorbeimarschieren oder ging durch die Reihen. Die beiden Seiten des Platzes gegen die Schloßfreiheit und den Lustgarten hin, wo die Zuschauer stehen konnten, waren durch Gendarmen abgesperrt. Mein Vater nahm mich öfter mit, und wir fanden immer noch Platz; denn der Zudrang war nie sehr groß.

Napoleon verließ Berlin nach ungefähr vier Wochen, um den Krieg weiter nach Osten zu tragen; allein trotz der Überlegenheit seiner Truppen und trotz des schmachvollen Falles so vieler preußischen Festungen gelang es ihm nicht, den Feldzug, wie er sonst wohl pflegte, im Laufe eines Jahres zu beendigen. Im Winter 1806 bis 1807 leisteten die Preußen und Russen einen zähen Widerstand; die grundlosen Wege in dem durch Schnee und Regen aufgeweichten Boden veranlaßten den Kaiser

Napoleon zu dem Witzwort, er habe hier ein fünftes Element, den Kot, kennengelernt. Wenn in Berlin längere Zeit hindurch keine Nachrichten von der Armee ankamen, so fing man gleich wieder an zu hoffen, und abenteuerliche Gerüchte von Niederlagen der Franzosen kamen in Umlauf. Ganz besonders geschah dies nach der Schlacht bei Eylau, die unterderhand als ein Sieg der Russen und Preußen verkündigt ward. Allein nur zu bald kam die traurige Gewißheit vom Gegenteil. Zwar wollte man wissen, Napoleon habe sich, nach mehreren vergeblichen Versuchen, das preußische Zentrum zu sprengen, am Abend erschöpft zurückgezogen; in seinem Nachtquartier angekommen, habe er den ihn begleitenden General gefragt: „Que faire, s'ils nous suivent?“, doch jener habe ganz ruhig erwidert: „Sire, soyez tranquille, ils ne nous suivront pas!“ Bei den folgenden Operationen war das Kriegsglück den Franzosen günstig; erst als der König von Preußen in die äußerste Nordostecke seines Reiches zurückgedrängt und neun Zehntel seiner Staaten in Feindeshand waren, entschloß er sich zum Frieden, bei dem sein persönlicher Freund, der Kaiser Alexander von Rußland, die Rolle des großmütigen Vermittlers übernahm. So kam denn am 8. Juli 1807 der Friede von Tilsit auf einem Floße über dem Njemen zustande. Preußen behielt nach diesem Frieden ungefähr 5 Millionen Einwohner.

Die Niedergeschlagenheit über die traurige Unterjochung war in Berlin allgemein und beim Volke um so größer, da mit Ausnahme der übermütigen Offiziere vor dem Krieg niemand eine frohe Siegeszuversicht gehabt hatte. Nun tadelte man mit Recht und mit Unrecht den König, die Minister, die Generale, die Einrichtung des Heeres, die schlechte diplomatische Vertretung, die Hal-

tungslosigkeit der Beamten usw. Wenn wir Kinder auch nur den kleinsten Teil der Diskussionen verstanden, denen wir hoch aufhorchend zuhörten, so hatten wir doch das sehr deutliche Gefühl, daß Preußen völlig herabgedrückt, zu unerhörten Kriegskontributionen verdammt und namenlos unglücklich sei.

Den Großvater Nicolai sahen wir aufs tiefste gebeugt, am Abendtisch schweigsam und in sich gekehrt; mein Vater, obgleich von Natur ein Optimist, konnte doch seine große Niedergeschlagenheit nicht verbergen; der Großvater Eichmann versuchte es wohl, den Blick in eine bessere Zukunft zu öffnen, doch ohne vielen Erfolg; seiner fließenden und entschiedenen Rede hörte ich mit großer Aufmerksamkeit zu, konnte aber bald bemerken, daß nach den langen politischen Gesprächen jeder bei seiner Meinung blieb.

So gingen die Jahre der französischen Gewaltherrschaft langsam dahin. Waren sie auch nicht imstande, den Frohsinn der kindlichen Gemüter im Genuß des Augenblicks ganz niederzuhalten, so übten sie doch einen bleiernen Druck bei jeder Gelegenheit, wo der Blick sich zur allgemeinen Betrachtung der häuslichen, bürgerlichen und staatlichen Verhältnisse erheben wollte.

Die großen freisinnigen Reformen vom Jahre 1808 wurden damals von den meisten ohne Teilnahme, von vielen mit Mißtrauen, von manchen sogar mit Widerwillen aufgenommen. Der Großvater Eichmann erkannte wohl die Trefflichkeit der neuen Maßregeln, aber seine Anschauung wurzelte in der absolutistischen Regierungsweise Friedrichs II. „Das nimmt sich auf dem Papier alles sehr schön aus“, sagte er, „aber mich soll nur wundern, ob die Praxis mit der Theorie gleichen Schritt halten wird?“

Kurz vor dem Ausbruch des Französischen Krieges ward ich in die Hartungsche Schule getan, die lange Zeit hindurch eines wohlverdienten Rufes genossen hatte. In der Schule lernte ich alle die Leiden und Schmerzen kennen, die durch die moderne Zivilisation von dem Jugendunterricht unzertrennlich geworden sind und von einem blöden, schwächlichen Knaben doppelt empfunden wurden. Doch da ich leicht lernte und mich gut aufführte, so rückte ich rasch vorwärts.

Unter den Lehrern stand der Vorsteher, Professor August Hartung, eine würdevoll-freundliche Erscheinung, obenan. Er wurde von den heranwachsenden Knaben wie ein Wesen höherer Art verehrt; denn sie sahen in ihm nicht nur den Inbegriff aller menschlichen Gelehrsamkeit, sondern auch das Ideal der höchsten sittlichen Vollkommenheit. Seine tönende Baßstimme dringt mir noch bis ans Herz; er konnte sie zu den sanftesten Modulationen mäßigen, aber auch, wenn es nötig war, wie Donner erschallen lassen.

Nächst dem Professor Hartung muß ich unter den Lehrern des Predigers Pauli gedenken. Ihm bin ich zu dem größten Dank verpflichtet; denn er hat durch die Trefflichkeit seines Unterrichts meine Seele geweckt. Von schlanker, fast magerer Gestalt, mit blassem, pocken-narbigem Gesicht, immer schwarz und sauber gekleidet, gab er selbst ein Beispiel von Ordnung und Anstand. Seine Stimme hatte einen silbernen Klang; ihn vorlesen zu hören war uns eine Lust. Die strengste Disziplin wußte er mit einer wahrhaft liebevollen Gesinnung durchzuführen. Er litt während der Stunde keinerlei Unordnung oder Unaufmerksamkeit, und doch erinnere ich mich kaum, ihn jemals heftig oder scheltend gesehen zu

haben. Die gute Aufführung machte sich bei ihm von selbst; durch einen Wink oder einen Blick wußte er uns zu leiten. Die Klasse gehorchte ihm mit Freude, wie es eben bei einem guten Regiment der Fall sein soll. Seine Lehrmethode war musterhaft, immer dem kindlichen Standpunkt angemessen und doch zu weiterem Forschen anspornend. Die trockenen Anfangsgründe der Geometrie belebte er durch einfache Anwendungen auf das praktische Bedürfnis. Die Berechnung des Flächeninhalts der Figuren wurde immer an einem Acker, einer Wiese oder dergleichen geübt. Bei den Sätzen von den Parallellinien blieb unser Verstand vor dem Begriff der unendlichen Verlängerung stehen, und man hörte wohl die naive Frage, wie weit denn die beiden unendlichen Linien verlängert werden könnten? Er wußte durch eine geschickte Vergleichung der unendlichen Zeit mit dem unendlichen Raum die kindlichen Gemüther, wenn nicht zu befriedigen, doch zu beschwichtigen, indem er zugleich durch den Hinweis auf eine viel höhere Einsicht den Blick in die weiteren Fernen der Wissenschaft öffnete. Noch sehe ich die Oktavblättchen mit seiner zierlichen, klaren Schrift vor mir, die er als Leitfaden für Geographie und Geschichte der Klasse zum Abschreiben vorlegte. Einem solchen Mann nur entfernt ähnlich zu werden, war der Vorsatz meiner nachstrebenden Bewunderung.

Von Schulgenossen, die später auch in größeren Kreisen bekannt wurden, nenne ich folgende:

Gern, als Schauspieler ein Liebling des Berliner Publikums. Er verließ die Schule bald, nachdem ich ein-

getreten war, und deklamierte beim Abschied ein rührendes Gedicht mit solchem Ausdruck und mit so herzwinnender Stimme, daß beinah die ganze Klasse weinte. Man erzählte von ihm, daß sein Vater, ein ausgezeichneter Bassist, den Hang zum Theater nicht gebilligt, der Sohn ihn aber um nur eine Proberolle gebeten habe; wenn er nicht herausgerufen werde, so wolle er dem Theater entsagen. Aber er ward herausgerufen und blieb als Komiker eine Zierde der Bühne. Solange sein Vater lebte, hieß er der junge Gern, dann schlechtweg Gern, zuletzt ward er als der alte Gern noch immer gern gesehen. Er starb im Jahre 1869, nachdem er in der letzten Zeit, wie alle großen Spaßmacher, an einer tiefen Melancholie gelitten.

In einer etwas früheren Zeit hatte auch Ludwig Devrient die Hartungsche Schule besucht und schon damals ein eminentes mimisches Talent gezeigt, von dem bei den Lehrern sich manche Tradition erhalten. Als achtjähriger Knabe sollte er beim öffentlichen Examen Lichtwerts „Tier’ und Menschen schliefen feste“ deklamieren. Er mußte dies zu Hause einüben und entwickelte dabei eine solche vis comica, daß seine Schwester Lotte gar nicht aus dem Lachen herauskam. Dies verdroß ihn aber auf das äußerste, ja bis zu Tränen; denn er wollte das Gedicht eben ganz ernsthaft und mit dem gehörigen Nachdruck hersagen; er versicherte, gar nicht sprechen zu können, wenn Lotte ihn immer auslache. Beim Examen trat er ganz wohlgenut auf, doch sein Blick verfinsterte sich, als er seine Schwester in der ersten Reihe der Zuhörer sitzen sah. Im Anfang ging alles gut, allein er war erst bei den „geschwänzten Gästen“ angelangt, als er plötzlich weinend ausrief: „Lotte, du lachst schon

wieder!“ Er entfernte sich schluchzend und war nicht zur Vollendung der Deklamation zu bewegen.

Auch in der schlimmen Franzosenzeit machte Nicolai mehrere Badereisen nach Pyrmont, das er im ganzen siebzehnmal besucht hat. Früher begleitete ihn dahin seine Tochter Lottchen und, als diese kränklich wurde, die Tante Jettchen. Als Vorbereitung wurde der grün ausgeschlagene Reisewagen in den Hof unter die Galerie gestellt und gehörig gereinigt. Wir versäumten nicht, das geräumige, in Riemen hängende Gehäuse zu besuchen, und Fritz hatte gar bald gefunden, daß man sich darin herrlich schaukeln könne. Dies wurde denn auch so lange geübt, bis Friedrich aus einem Galeriefenster drohend herabrief: „Nun werden die Riemen bald zerissen sein!“

Dann lagen in des Großvaters Stube die einzupackenden Sachen mehrere Tage lang herum, und Friedrich ordnete mit gewohnter Sorgfalt die Kleider. Große Anziehungskraft hatte für die Kinder ein flaches, grünes Kästchen mit Fächern, worin allerhand nützliche Kleinigkeiten steckten: Hammer, Zange und Nägel, Stiefelhaken, ein Pudermesser, ein Feuerzeug, eine Lichtputze, ein Pfropfenzieher, ein Trinkglas usw.

Vor der Abreise verzeichnete der Großvater auf langen Zetteln alles das, was während seiner Abreise im Hause besorgt werden sollte. Nicht nur der Tag der Abreise, sondern auch alle einzelnen Stationen für Mittagessen und Nachtquartiere wurden auf das genaueste bestimmt, und ein Laufzettel sorgte dafür, daß man nicht viele

Stunden auf die Pferde zu warten brauchte. In dem Sande der Mark und in dem fetten westfälischen Boden wurden selten mehr als fünf oder sechs Meilen an einem Tage zurückgelegt, und es galt für ein Glück, wenn eine größere Reise ohne Achsenbruch, Umwerfen oder andere Unglücksfälle verlief. Weil der Großvater indessen auf alle möglichen Hindernisse Bedacht nahm, so ging die Reise meist ein wenig schneller, als er berechnet, was wir einmal zu unserem Leidwesen erfuhren.

Er hatte von Pyrmont aus Tag und Stunde seiner Ankunft in Berlin gemeldet. Meine Eltern beschlossen, ihm bis zur nächsten Station entgegenzufahren und die Kinder mitzunehmen. Wir kamen selten einmal vor das Tor, da wir in dem Hausgarten uns hinreichende Bewegung machten; daher hatte die Idee dieser Reise etwas überaus Reizendes. Was konnte es auf einer Strecke von zwei Meilen nicht alles zu sehen geben! Welche neuen, unbekannten Gegenden mochten da auftauchen! Wir konnten die Zeit kaum erwarten und setzten uns mit den seligsten Gefühlen in den Wagen, der für diese größere Exkursion mit Vorräten an Fleisch, Brot und Wein reichlich versehen war. Doch die Freude währte nicht lange; denn als wir eben den Platz an der Petrikirche erreichten, begegnete uns der schwerfällige Vierspänner des Großvaters. Tante Jettchen nickte uns freundlich aus dem Fenster zu, und Friedrichs altes Gesicht schaute grämlich vom Bock herab. Da war nun an kein Weiterfahren zu denken. Wir kehrten um, und es ergab sich, daß der Großvater auf den letzten Stationen unerwartet gute Wege getroffen und deshalb einige Stunden früher angelangt war.

Zur Schadloshaltung für diese getäuschte Erwartung wurden wir bald darauf mit nach Schöneiche genommen,

einem Dorf, ungefähr drei Meilen östlich von Berlin gelegen.

Hier wohnte der Prediger Dapp, von dem Nicolai mehrere theologische Schriften verlegt hatte. Beide Männer waren in genauer Freundschaft verbunden. Dapp kam öfter zum Besuch nach Berlin, und Nicolai pflegte einige Sommerwochen als Gast in der ruhigen Pfarrei zuzubringen.

Diese erste Fahrt über Land entsprach vollkommen den Erwartungen der kindlichen Phantasie in betreff der Unendlichkeit des weitausgebreiteten, flachen Horizontes und der Unabsehbarkeit des langen Weges, doch konnte sie keinen landschaftlichen Genuß gewähren, weil eben keine Landschaft vorhanden war. Das heitere Pfarrhaus in Schöneiche mit breiter steinerner Treppe und hohen, wohnlichen Zimmern gewährte einen würdigen Anblick. Wir erfuhren nachher, daß Friedrich II. die Absicht gehabt, allen Landpfarrern neue, stattliche Häuser zu bauen, um diesen Stand, den er doch selbst nicht liebte, aus der Verbauerung emporzuheben. Mit dem Pfarrhaus in Schöneiche wurde der Anfang gemacht; allein die Kosten waren dem sparsamen König zu hoch, und so blieb es bei dieser einen Probe.

Die Bauernhäuser stachen gegen das schmucke Pfarrhaus gewaltig ab und erweckten den Eindruck des tiefsten Elends. Wir betraten hier zum erstenmal die niedrigen Stuben, deren dumpfe Luft uns den Atem versetzte, und sahen die dürftigen, zerlumpten Gestalten der Bewohner, denen man es anmerkte, daß sie der unfruchtbaren Natur kaum das nackte Dasein abringen konnten. Die Lasten des damaligen Krieges trugen mit dazu bei, den Zustand noch zu verschlechtern. Die Er-

innerung an diese platte Sandexistenz hat mich lange nicht verlassen.

Die Heimkehr wurde am späten Abend angetreten, und da gewährte bei hereinbrechender Nacht die einsame Fahrt über das öde Sandfeld einen unbeschreiblichen, mit Grauen gemischten Reiz.

Während einer Pyrmonter Reise machte mein Vater in des Großvaters Stube eine Änderung, die, mit dem besten Willen unternommen, nicht den beabsichtigten Zweck erreichte. Die vielen Bildnisse über dem Sofa und an der großen Wand gegenüber den Fenstern hingen alle ohne Symmetrie durcheinander, wie sie eben nach und nach sich angesammelt, die meisten in Oktavformat mit einfachen schwarzen Rahmen und feiner Goldleiste. Sie waren auch lange nicht gereinigt.

Mein Vater glaubte dem Großvater eine rechte Freude zu machen, wenn er in dieses Chaos Ordnung und Reinlichkeit brächte. Die Bildnisse wurden, während der Großvater in Pyrmont den Brunnen trank, sämtlich herabgenommen, gereinigt und in neuer, symmetrischer Weise wieder aufgehängt. Sie machten nun einen wohlthuenden, harmonischen Eindruck. Ich half mit vielem Eifer durch Abmessen und Zureichen, prägte mir mit den Gesichtern auch die Namen ein, schwebte aber dabei in beständiger Angst, daß der Großvater früher, als er bestimmt, zurückkehren und uns bei dem Umräumen überraschen werde.

Als wir an der hintersten Ecke die Kupfer abnahmen, sah man in der grünen Tapete eine verborgene Tür, die

von den dicht hängenden Bildnissen vollständig verdeckt gewesen war. Mein Vater holte den Schlüssel, und es zeigte sich ein Versteck in der Dicke der Mauer von ungefähr 2 m Breite und Höhe und 1,5 m Tiefe. Auf einem Regal lagen vielerlei Papiere. Mein Vater belehrte uns, daß vermutlich der frühere Besitzer des Hauses während des Siebenjährigen Krieges in dieser Wandhöhle, die übrigens durch ein schmales Fenster vollkommen erleuchtet ward, seine Gelder und Wertsachen verborgen habe. Wir dachten damals nicht, daß wir im Jahre 1813 von diesem Schlupfwinkel wiederum Gebrauch machen würden.

Der Großvater kam zur festgesetzten Zeit, und wir erwarteten irgendein Wort des Beifalls über die Verschönerung, aber vergebens. Nach mehreren Tagen konnte mein Vater es nicht unterlassen, ihn zu fragen, ob er mit der Änderung unzufrieden sei? „Ihren guten Willen erkenne ich an“, war die Antwort, „aber Sie hätten die frühere Ordnung nicht stören sollen; unter den Bildnissen habe ich so manchen alten, vorangegangenen Freund, den ich nun an dem gewohnten Platz vergebens suche.“

Einen grellen Gegensatz zu den dunklen, einförmigen Winterabenden beim Großvater Nicolai bildeten die glänzenden Gesellschaften bei der Herzogin von Kurland, wohin mein Vater uns nur in sehr seltenen Fällen mitnahm, weil er den richtigen Grundsatz hatte, daß für einfache, bürgerlich erzogene Kinder eine solche fürstliche Pracht nichts taue.

Während der feindlichen Besetzung von Berlin fanden die höheren französischen Offiziere sehr bald Zutritt in die herzoglichen Zirkel. Wir sahen dort den Kommandanten von Berlin, General Hulin, und andere bedeutende Persönlichkeiten. Unser Franzosenhaß war so glühend, daß wir uns weder durch die goldbesetzten Uniformen noch durch die glatte Urbanität der Feinde des Vaterlandes bestechen ließen, sondern sie nur mit Abscheu und Erbitterung betrachteten. Mein Vater hatte die kleine Schwachheit, daß er die geringen Anlagen seiner Kinder gar zu gern geltend machte. Er veranlaßte es zuweilen, daß wir von jenen hochgestellten Personen französisch angeredet wurden, und freute sich darüber, wenn in unseren verlegen herausgestotterten Antworten die gute „prononciation“ gelobt ward. Für uns waren solche Vorführungen eine wahre Höllenqual, und Fritz war jedesmal sehr zufrieden, wenn er wegen seines weniger guten Französisch nicht an die Reihe kam. Zur wahren Genugtuung gereichte es uns, daß Prinzessin Dorothea unseren Franzosenhaß teilte und von den fremden Eindringlingen gar nichts wissen wollte. Aber bald sollte dies anders werden.

In den folgenden Jahren strahlte der Glanz der französischen Siege immer heller, und Napoleon näherte sich immer mehr der Verwirklichung einer europäischen Universalmonarchie. Er suchte die „fusion des masses“, die er als das Ziel seines Strebens hinstellte, auch dadurch zu bewerkstelligen, daß er seine jungen Franzosen mit den Töchtern vornehmer fremder Familien und mit reichen Erbinnen in den unterworfenen Ländern verheiratete.

Im Januar 1809 erhielt die Herzogin von Kurland auf ihrem Gute Löbichau den Besuch des Neffen des Fürsten

von Talleyrand, des jungen, eleganten Grafen von Périgord. Für diesen letzten wurde die reiche Prinzessin Dorothea bestimmt, die unterdessen zu einer vollendeten Schönheit herangewachsen war. Wer mochte es der Herzogin verdenken, wenn sie, eine Fremde in dem zertretenen und zerrissenen Deutschland, sich der aufgehenden Sonne an der Seine zuwandte? In dem Prinzeßchen kämpfte die gute deutsche Natur einen schweren Kampf; sie wollte anfangs von dem fremdländischen Freier nichts wissen. Als sie aber einige Male mit ihm getanzt und seine gesellige Liebenswürdigkeit kennengelernt, so gab sie bald dem Zureden der Mutter nach.

LEHMSCHLOSS • BRAND DER PETRIKIRCHE

Außer dem Haus in der Brüderstraße besaß der Großvater Nicolai ein schönes Gartenhaus mit allem Zubehör in der Lehmgasse, welche später den mehr ästhetischen Namen der Blumenstraße erhielt. Beide Namen haben ihre Berechtigung; denn die Lehmgasse, nur zum Teil gepflastert, endigte in einer Sackgasse mit einer Lehmgrube, Blumenstraße hieß sie später mit Recht von den vielen Gärtnereien, die zu beiden Seiten hinter sehr primitiven Gartenzäunen in kleinen, bescheidenen Häusern angelegt waren. Die wegen ihrer Blumenzucht berühmte Familie Bouché war in jener Gegend durch vier oder fünf tätige Mitglieder vertreten.

Das Nicolaische zweistöckige Haus ragte so stattlich hervor, daß es in unserem Freundeskreise erst das Lehm-

schloß, dann das Blumenschloß hieß. Aus den oberen Giebelfenstern übersah man alle benachbarten Gärten bis in die größte Ferne. Gegen Westen zeigten sich einige Türme der Stadt, gegen Osten reichte der Blick bis zu dem Frankfurter Tor; auch gewahrte man ein Stückchen der Stadtmauer, bis zu welcher in der kindlichen Phantasie sich eine unermessliche Entfernung ausdehnte. Gegen Südwest stieß der Garten, der im ganzen beinahe fünf Morgen umfaßte, an den „Grünen Weg“, eine schmale, von zwei Bretterzäunen gebildete Straße, im Sommer ein Staubstreifen, im Winter ein unpassierbarer Sumpf. Diese Straße war uns Kindern deshalb sehr merkwürdig, weil man darin, außer dem spärlich gedeihenden Unkraut, gar nichts Grünes wahrnahm und weil sie gar kein Fenster hatte, außer einem, das aus der hinten vorbeiführenden Rosenquergasse hineinblickte.

Dieser ganze Stadtteil war sehr wenig angebaut. Das Köpenicker Feld, auf dem linken Spreeufer innerhalb der Stadtmauer gelegen, reichte vom Schlesischen bis zum Halleschen Tor. Es bestand ursprünglich aus dem nackten, gelben märkischen Sand, wurde aber nach und nach durch die Betriebsamkeit der Ackerbürger in fruchtbare Getreide- und Gemüsefluren umgewandelt. Auf dem rechten Spreeufer erstreckte sich eine fast ebenso große Fläche vom Stralauer nach dem Frankfurter und Landsberger Tor; hier gab es mehr Gärten und Wiesen, aber fast ebensowenig Häuser wie auf der anderen Seite.

Unser Landhaus selbst war sehr zweckmäßig angelegt. Aus einem kühlen Gartensaal mit drei tief herabgehenden Glastüren trat man auf eine steinerne Terrasse hinaus, die, von zwei uralten Linden beschattet, den Hinablick auf einen weiten, von Ahorn- und Akaziengängen

umgebenen Grasplatz gewährte. Links vom Grasplatz sah man einen von Hecken umzogenen Raum, der einige Fliederlauben mit Bänken und steinernen Kinderfiguren auf Postamenten enthielt, rechts lag ein dichtverwachsenes Wäldchen, unser liebster Spielplatz. Hier konnten wir in den dunklen Gebüsch eine Robinsonhöhle anlegen oder von den hohen Linden und Platanen herab weit über die Nachbargärten hinausschauen. Zwischen zwei riesigen Pappeln im Hintergrund des Grasplatzes sahen wir oft den glänzenden Vollmond aufsteigen; die dichten Seitengebüsche dienten Nachtigallen und Finken zu sicherem Brutort.

Durch diesen vorderen poetischen Abschnitt war die Prosa des hinteren Gartenteils geschickt verdeckt. Große Gemüse- und Spargelbeete, Obstbäume von allen Arten, ein Pfirsich- und ein Ananashaushaus, sonnige Weingeländer füllten den übrigen Raum. Zum Vesperbrot erhielten wir Kinder gewöhnlich einen Helling Semmel und wurden damit in die Erd-, Johannis- oder Stachelbeeren geschickt, das heißt, wir durften davon so viel verzehren, wie uns schmeckte, welche Erlaubnis anfangs bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit ausgedehnt wurde. Allein nachdem die Folgen der Unmäßigkeit sich einige Male auf unangenehme Weise fühlbar gemacht, lernten wir uns bescheiden, und es ist mir nicht zweifelhaft, daß dieser reichliche Obstgenuß viel zu meinem späteren Wohlbefinden beigetragen. Die besten Erdbeeren und Himbeeren standen im entferntesten Teil des Gartens, bis wohin ein Ruf von der Terrasse nicht reichte. Damit wir nicht über die Gebühr dort verweilen möchten, hatte mein Vater ein kleines Pfeifchen angeschafft, das im Gartensaal neben der Mitteltür hing. Sobald wir im Garten

den hellen Ton des Pfeifchens hörten, wurde unweigerlich der Rückzug angetreten. Bei kleineren und größeren Gesellschaften fehlte es zum Nachtisch nie an einer völlig gereiften Melone; als Hochgenuß wurde eine Ananas betrachtet, deren dünne Scheibchen indessen nur selten bis zu unserer Kinderecke hinabreichten.

An das Landhaus schloß sich seitwärts ein geräumiger Hof mit Stallungen, in denen der Doktor Kohlrausch bei seinen Besuchen zuweilen die Pferde einstellte. Hühner, Enten und Gänse trieben in abgesonderten Räumen ihr Wesen; auf dem Dachboden war ein Taubenschlag angebracht, daneben bot der Heuboden mit seinem duftenden Inhalt einen herrlichen Kinderspielplatz. In den darunter gelegenen Holzstall schaffte der Gärtner im Herbst das trockene Strauchwerk, und mein Vater beschäftigte sich im Sommer mit dessen Verarbeitung. Die Äste wurden in kleine und kleinste Stückchen zerhackt, mit Strohseilen in Bündel von bestimmter Größe gebunden und auf dem Boden verwahrt. Kamen nun die kühleren Herbstabende heran, so loderte im Gartensaal ein lustiges Kaminfeuer, um welches die Gäste sich gern versammelten.

Die Reishündel wurden auch zum Heizen des Marmorbades verwendet, das, an der Nordseite des Hauses gelegen, den Kindern wenigstens alle vierzehn Tage eine heilsame Erfrischung gewährte. Für das Grabdenkmal irgendeines vornehmen Herrn waren einst Platten des grauen schlesischen Marmors nach Berlin gekommen, damals ein ungewöhnlicher Luxus. Aber die Bestellung ward nicht ausgeführt, und die Tafeln standen lange vergeblich zum Verkauf. Nicolai erstand sie um einen geringen Preis und ließ davon in seinem Gartenhaus ein elegantes Marmorbad einrichten.

Im Holzstall durfte ich meinem Vater anfangs nur beim Zureichen der trockenen Äste und beim Aufschichten der Reiser zur Hand gehen; als ich größer geworden, lernte ich selbst mit unendlicher Lust das kleine Gartenbeil handhaben. Die verschiedenen Hölzer wollten alle auf verschiedene Weise verwertet sein. Buchen und Ulmen ließen sich leicht zerteilen; die Pappel war wegen ihrer geringen Kraft wenig geachtet; die geraden Schosse des Ahorns lieferten ein gutes Brennmaterial, die Linden gaben feine, gleichmäßige Stäbchen; bei den Akazien mußte man sich wegen der Stacheln vorsehen, aber sie ließen sich bezwingen; am schwierigsten waren die alten, ausgerodeten Stachelbeersträucher zu behandeln, die wie die Igel nach allen Seiten hin mit Spitzen sich verteidigten; ihnen konnte man nicht anders beikommen, als indem man sie bei der knolligen Wurzel faßte und die Zweige am untersten Ende lostrennte.

Das Hinausziehen nach dem großen Garten im Frühling und das Hineinziehen im Herbst bildete im Leben der Kinder zwei wichtige Abschnitte und teilte das Jahr in seine beiden natürlichen Hälften, Sommer und Winter.

Für das Hineinziehen war ebensowenig ein Termin bestimmt wie für das Hinausziehen; da kam es denn im Jahre 1800 vor, daß meine Mutter, von den warmen Herbsttagen verlockt, sich allzulange aufhielt, am 2. Oktober von meiner Schwester Lilli entbunden wurde und draußen ihr ganzes Wochenbett halten mußte, worauf sie doch nicht eingerichtet war. Wenn die geistige frohe Regsamkeit meiner Schwester uns später alle erheiterte, so sagte wohl mein Vater mit zufriedenen Blicken: „Sie ist ein Kind des Gartens!“

Die Vorbereitungen zum Hinauszug, der uns nie früh genug kommen konnte, erforderten immer einige Tage; denn wiewohl das Gartenhaus ganz vollständig eingerichtet war, so hielt meine zweite Mutter, welche in allen Dingen die Sorgfalt und Pünktlichkeit selbst war, es mit Recht nicht für zuträglich, auch die Betten den ganzen Winter in den ungeheizten Räumen liegenzulassen, sondern sie nahm sie im Herbst mit zur Stadt. Waren diese nun im Frühjahr nebst anderem nötigen Hausgerät auf einem Packwagen vorangeschickt, so setzten wir uns seelenvergnügt mit den Eltern in eine große Kutsche, und mein Vater rief: „Nun, mit Gott vorwärts!“ Beim Hineinziehen pflegte er zu sagen: „Gebe Gott, daß wir wieder so glücklich hinausziehen, wie wir hereingezogen sind.“

Die Dauer des Sommers vom Mai bis in den September erschien dem kindlichen Sinne als von einer ganz unabsehbaren Länge; man konnte sich kaum denken, daß er je ein Ende nehmen werde, und doch mußte man auf vieles Wünschenswerte gar zu lange warten. Es dauerte nach dem Hinausziehen manchmal noch eine ganze Woche, ehe die Erdbeeren sich röteten, dann wieder recht lange, bis die frühesten Glaskirschen zum Abnehmen kamen und die Himbeeren ohne Mühe vom Stiele sich lösten; nun sah man die Johannis- und Stachelbeeren ewig an den Zweigen hängen, ehe sie sich färben und weich werden wollten; besser ging es schon mit den Pflaumen; denn was beim Schütteln der Bäume abfiel, das war gewiß reif. Aprikosen und Pfirsiche wurden uns zwar nie zum Vesperbrot preisgegeben, doch pflegte der gute Vater die besten, während des Tages abgenommenen in einer großen Schachtel zu verwahren, bis wir aus der Schule kamen.

So floß ein Tag nach dem andern hin. Die sechs Wochen Schulferien im Juli und August glichen anfangs vollkommen dem goldnen Zeitalter, weil wir von früh bis abends im Freien bleiben konnten, wurden aber gegen Ende durch die unnennbare Qual der Ferienarbeiten getrübt, die doch zuletzt gemacht werden mußten. Ich habe seitdem mit vielen mir befreundeten Schuldirektoren über diese Unsitte disputiert, sie haben mir auch meistens eingeräumt, daß Ferien, in denen man arbeitet, eben keine Ferien sind; allein soviel ich weiß, geht der alte Schlendrian noch immer so fort und vergällt den armen, jahraus, jahrein geplagten Schulkindern den einzigen reinen Genuß, den sie haben könnten, einige Wochen ganz ohne Arbeit zu sein.

In den stürmischen Herbstnächten befestigte mein Vater ein paar Äolsharfen an den Bodenfenstern. Ihr schwermütiges, unartikuliertes Getön mischte sich oft in unsere Träume und war für die ganze Nachbarschaft ein Zeichen, daß der Sommer vorüber sei.

Da wurde denn bald der Tag des Hineinziehens in die Stadt bestimmt. Mein Vater ging noch einmal mit uns durch die Lavendelbeete des Hintergartens, und jeder durfte ein dickes Bündel des duftenden Krautes heimtragen; der Wäsche erteilte es einen aromatischen Geruch, der mich noch heute in die sonnige Herbstzeit des großen Gartens zurückversetzt.

Am Tage der Rückfahrt liefen wir, während der Packwagen gerüstet ward, zum letzten Male durch alle Gänge und um alle Beete, trugen soviel Kastanien wie möglich aus der großen und kleinen Kastanienlaube zusammen, um sie den Mietpferden des Fuhrmannes zu geben, nahmen zärtlichen Abschied von unserem Hund

und stiegen trotz des elegischen Herbstgefühls wohlgemut in die bereitstehende Kutsche.

Wohl fühle ich, daß ich bei diesen frühesten Jugenderinnerungen allzulange verweilt bin. Immerhin! Sind sie doch die allersüßesten. Wer von meinen Freunden ähnliche gehabt, der wird sie mir nachfühlen.

Der Großvater Nicolai wohnte in seinen letzten Jahren selten im großen Garten. Hatte er doch niemanden mehr von seiner Familie, mit dem er diesen angenehmen Aufenthalt teilen konnte. In der früheren Zeit war das Lehmschloß ebensowohl wie das Haus in der Brüderstraße der Sitz der weitesten Gastfreundschaft gewesen, und Nicolai hatte dort Männer wie Willdenow, Alexander von Humboldt, Klaproth, Bode und andere unter seinen Gästen gesehen. Wenn er nun einmal seine schöne Sommerwohnung besuchte, so fuhr er am Sonnabend hinaus, verweilte den Sonntag und fuhr am Montag früh zurück. Sein Zimmer lag neben der Terrasse, hatte nicht allein grüne Tapeten, sondern auch grüne Möbel, und hohe Akazien vor dem Fenster verbreiteten darin eine ahnungsvolle Dämmerung.

Am Fenster stand ein grüner Schreibtisch mit allem Zubehör; denn auch in diesen Stunden der Erholung konnte Nicolai nicht ohne Beschäftigung sein. In dem Wandschrank links von der Tür befand sich eine kleine Gartenbibliothek, sie enthielt Werke über Botanik und Gärtnerei, Hirschfelds „Gartenkunst“, Dietrichs „Botanisches Lexikon“, ferner Thomsons „Jahreszeiten“ und andere ältere englische Dichter, die ich später an schwü-

len Sommernachmittagen mit innigem Ergötzen durchkostete. In dem Wandschrank rechts lag allerlei Garten-
gerät, ferner eine Papierlaterne und ein Feuerzeug in
Form einer Pistole; für die Kinder die allermerkwürdig-
sten Dinge. Dieses letzte Instrument sollte die sonst ge-
bräuchlichen Blechkasten mit Stahl und Stein ersetzen
und war sehr sinnreich konstruiert. Es bestand in einem
Pistolenkolben mit hölzernem Lauf und einem ordent-
lichen Feuersteinschloß. Beim Abdrücken des Schlosses
fiel der Funke nicht in Pulver, sondern in ein Häufchen
Zunder (d. h. verkohlte Leinwand), das in der Pfanne
zusammengedrückt lag. Nun brauchte man immer noch
einen gelben Schwefelfaden, der in dem langsam glim-
menden Zunder endlich Feuer fing, um ein Licht anzu-
zünden.

Sonntags früh sahen wir wohl bisweilen die lange, ha-
gere Gestalt des Großvaters durch den Garten wandeln,
aber es fiel uns nicht ein, ihn zu begleiten, da wir vor
seinem ernsten, trockenen Wesen eine unüberwindliche
Scheu empfanden. Ihm zur Seite ging der Gärtner Cou-
turier im hellblauen Bratenrock, die schon gemachten
oder noch zu machenden Einrichtungen besprechend.

Der Gärtner Couturier, von der französischen Kolonie,
gehörte mit zu den Inventarstücken des großen Gartens.
Er hatte schon die Nicolaischen Kinder heranwachsen
sehen und nie versäumt, ihre Geburtstage durch ein
deutsches oder französisches Gedicht zu feiern. Den Gar-
ten hielt er in musterhafter Ordnung. Goeckingk, wel-
cher öfter im Sommer draußen wohnte, behauptete ein-
mal, daß nicht ein Quadratfuß unbebaut oder vernach-
lässigt zu finden sei. Die Blumengestelle auf der Terrasse
und vor den Fenstern waren mit dem schönsten Flor be-

setzt, die Spargelbeete lieferten reichlichen Ertrag, der Verkauf aus dem Ananashaus bildete einen Hauptposten in den Garteneinnahmen.

Wenn sonntags manchmal unser Gärtner zur französischen Kirche ging, so trug er den langen, hellblauen Bratenrock mit blanken, fast talergroßen Knöpfen, einen ungeheuren dreieckigen Hut, graue Unterkleider, unförmliche Stulpenstiefel, einen schwarzen Haarbeutel und ein großes spanisches Rohr. Obgleich diese Tracht damals noch nicht ganz veraltet war, so erregte seine groteske Figur bei der Straßenjugend immer einiges Aufsehen.

Seine Tochter Lotte, ein kräftiges Gärtnermädchen, fanden wir ungemein schön, besonders wenn sie mit dem breiten Strohhut die Salatbeete besorgte oder mit zwei großen Obstkörben auf den Markt ging. Aber ihre Stimme war wie die ihres Vaters rauh und gebrochen, wir mochten daher nicht gern mit ihr verkehren. Der Alte hatte sie gut unterrichten lassen, und sie sprach das Französische ganz geläufig. Dies jedoch gereichte ihr nicht zum Vorteil. Bei der französischen Eroberung wurde auch das Haus in der Lehmgasse reichlich mit Einquartierung belegt, für welche der Gärtner zu sorgen hatte. Die fremden Soldaten waren sehr erfreut, sich in ihrer Muttersprache unterhalten zu können; trotz des Franzosenhasses konnte Lotte der angeborenen Feinheit der Sieger auf die Länge nicht widerstehen und folgte im Jahre 1812 als Marketenderin einem nach Rußland weiterrückenden Regiment, unter dem besonderen Schutz eines schwarzbärtigen Tambourmajors. Was aus ihr geworden, haben wir nie erfahren.

Diesen Schmerz konnte der ehrliche Vater Couturier nicht überstehen. Er ging tiefsinnig im Garten auf und

Porträt der Henriette Eichmann

Kreidezeichnung von einem unbekannten Künstler

ab, sprach mit niemand und versuchte, seinen Kummer in Brantwein zu ersäufen, aber vergebens. Als der Gartenknecht eines Morgens ganz früh in das Orangeriehaus trat, hing der alte Couturier in seinem hellblauen Sonntagsrock vom Balken herab. Er hatte sich zu diesem letzten Schritt festlich herausgeputzt.

Der Schulbesuch vom großen Garten aus war schon in jener Zeit, obgleich der Verkehr auf den Straßen weit hinter dem jetzigen zurückstand, nicht ohne Beschwerde. In den ersten Jahren wurden wir durch den Bedienten Wilhelm geführt, aber bald emanzipierten wir uns.

Die Lehmgasse war nur in ihren Anfängen an der Contrescarpe (jetzt Alexanderstraße) gepflastert; gegen den Grünen Weg hin hörte der feste Boden auf, und da gewährte uns bei Regenwetter ein geschicktes Springen und Hüpfen von Stein zu Stein die größte Lust. Die Stralauer Straße besaß eine große Menge von Ausspannungen für die Bauern der örtlichen Umgegend, die mittwochs und sonnabends ihre Früchte auf den Molkenmarkt brachten. Viele Häuser waren mit Rampen oder steilen Auffahrten versehen; auf den Bürgersteigen ging man daher unaufhörlich bergauf und bergab; auf dem Damm standen zu beiden Seiten die mit kleinen Ochsen oder Pferden bespannten Bauernwagen. Dies Pygmäengeschlecht von Vierfüßern, ein echtes Produkt der sandigen Mark, scheint jetzt gänzlich ausgestorben und durch eine größere Zucht ersetzt zu sein. Von den winzigen Pferden waren gewöhnlich vier, mit leinenen Decken behangen, nebeneinander gespannt. Die Statur der Ochsen war so

niedrig, daß ein Knabe im Vorbeigehen ein Horn erfassen und einen Augenblick lang in der Hand halten konnte, ehe das langsame Tier durch eine Kopfbewegung sich losmachte.

Bei dem Drängen durch das Gewühl des Molkenmarktes ging Fritz natürlich voran und wußte die Schulmappe sehr gewandt bald als Schild und Brustwehr gegen die schweren Obstkörbe, bald als Mauerbrecher durch die Knäuel der Hökerweiber zu benutzen.

Nun war der Mühlendamm erreicht, in dessen bedeckten Gängen wir uns etwas erholten und die kostbaren Warenmagazine bewunderten, die damals für die ersten und elegantesten in Berlin galten. Die vornehme Firma einer Seidenhandlung „König und Herzog“ zog uns ganz besonders an; wir glaubten, daß hier auch die herrlichsten Waren sich finden müßten.

Eine schwierige Passage bot noch der Köllnische Fischmarkt, der später nach der Inselbrücke verlegt wurde; denn damals drängten sich die Fässer mit den zu verkaufenden Fischen bis weit in die Straße hinein, und gegenüber standen gewöhnlich lange Wagen mit riesigen Mehlsäcken, die über den Bürgersteig ab- und aufgeladen wurden. Indessen auch dieses Hindernis ward überwunden und der ganze Weg bis zur Brüderstraße, den mein Vater mehr als einmal mit 3300 Schritten ausgemessen, meist in einer halben Stunde vollendet.

Während der freien Zeit von 12 bis 2 Uhr konnten wir uns in der Brüderstraße mit einigen Nachbarskindern, die sich gern zu uns hielten, in Hof und Garten, im Keller, auf dem Boden und in den Hinterräumen der Buchhandlung herumtreiben. Im kleinen Garten durften wir aus den dichten Büschen der Kornelle die schlanksten

Ruten schneiden, mit denen auf dem Hof Schlachten geliefert wurden.

Um 5 Uhr wanderten wir wohlgemut mit den Schulklassen nach der Blumenstraße hinaus; da um diese Stunde das Gewühl des Marktes vorüber war und wir keine so große Eile hatten wie des Morgens, so wurden auf diesem Rückweg alle Sehenswürdigkeiten in Augenschein genommen. Am Anfang des Mühlendamms befand sich damals ein Bilderkram mit vielen bunten Holzschnitten aus der Druckerei von Litfaß. Unter diesen erregten die Schlachtenbilder die meiste Aufmerksamkeit. Sie waren in sehr primitiver Weise dargestellt. Auf jeder Seite stand eine gerade Reihe feuernder Infanterie, perspektivisch nach hinten verjüngt, daneben einige galoppierende Reiter und ein paar Kanonen. In der Mitte des Hintergrundes ragten über dem massiven Pulverdampf die roten Türme eines Dorfes oder einer Stadt hervor. Beigedruckte Zahlen bezogen sich auf die mit großer Schrift daruntergesetzten Erklärungen. Fritz begnügte sich meistens, die Titel zu lesen, und wollte dann weiter, ich war aber nicht eher vom Fleck zu bringen, bis ich bei den neuhinzukommenden Blättern die ganze Erklärung durchstudiert.

Das älteste Stück, dessen ich mich deutlich entsinne, ist die Schlacht bei Austerlitz (2. Dezember 1805). Rechts prangte vor der Infanterie ein Reiter in grünem Rock als Kaiser Napoleon, links ein zweiter im grünen Rock als Kaiser Alexander von Rußland, daneben ein dritter in weißem Rock als Kaiser Franz von Österreich. Deshalb hieß in den Gesprächen unserer französischen Einquartierung diese Schlacht „la bataille des trois empereurs.“

Im folgenden Jahr sahen wir in ähnlicher Weise die Schlacht bei Jena (14. Oktober 1806) dargestellt, wo dem grünen Kaiser Napoleon der blaue König von Preußen gegenüberstand. Große Teilnahme erregte das unglückliche Reitergefecht bei Saalfeld (10. Oktober 1806), in welchem der blaue Prinz Louis Ferdinand durch einen grünen französischen Chasseur vom Pferd gestochen wurde.

Im Jahre 1807 lernten wir die Schlachten von Auerstedt und Eylau kennen. Der Friede von Tilsit (8. Juli 1807) zeigte wieder drei Monarchen, die beiden grünen Kaiser von Frankreich und Rußland und den blauen König von Preußen, auf dem Floß über dem Nemen sich die Hände reichend.

Für das Jahr 1808 lieferte der spanische Feldzug einige nicht sehr bedeutende Blätter; ich erinnere mich nur, daß die Spanier braun gekleidet waren und daß die Dächer der Städte in besonders flammendem Rot glühten.

Desto ergiebiger war das Jahr 1809 mit den Schlachten von Ulm, Eckmühl, Aspern und Wagram. Diese letzte war auf größerem Format dargestellt, und der weiße Erzherzog Karl nahm sich gegenüber dem grünen Kaiser Napoleon ganz stattlich aus.

Die Jahre 1810 und 1811 gewährten Waffenruhe, und als das verhängnisvolle Jahr 1812 mit dem russischen Feldzug herankam, waren wir schon im Zeichnen zu weit vorgerückt, um an den rohen Holzschnitten noch rechten Gefallen zu finden.

Wenn ich bedenke, mit welchem Eifer die fliegenden Blätter aus dem Dreißigjährigen und Siebenjährigen Krieg jetzt von den Kunstkennern gesammelt werden, so sollte ich meinen, daß eine vollständige Reihe der

Holzschnitte von Litfaß als gleichzeitige Volksblätter aus jener nicht minder merkwürdigen Zeit von großem kunsthistorischem Interesse sein können.

An unseren Garten stieß gegen Westen der Garten des Direktors Beller mann vom Grauen Kloster, in dem eine lombardische Pappel von 80 oder 90 Fuß Höhe hervorragte. Als nun im Herbst 1811 der große Komet erschien, der im Jahre 1812 auf den Untergang des französischen Heeres in Rußland gedeutet wurde, so erblickte man ihn von der Steintreppe unseres Hofes aus, in den Stunden nach Sonnenuntergang, gerade rechts von der Bellermannschen Pappel, die gleichsam einen Maßstab für die gewaltige Länge des feurigen Schweifes abgab, der beinahe senkrecht in die Höhe stieg. So viele Kometen ich auch später gesehen, so blieben sie alle an Größe und Helligkeit weit hinter dem von 1811 zurück, namentlich war der berühmte Halleysche Komet, den wir bei seiner Wiederkehr im Jahre 1835 auch im großen Garten beobachten konnten, gar nicht mit dem von 1811 zu vergleichen. Dieser letzte brachte überdies einen vortrefflichen Wein, den berühmten „Eilfer Kometenwein“, an dem jedoch der glänzende Schwanzstern den geringsten Anteil haben mochte. Das Wetter war in diesem Sommer von einer merkwürdigen Beständigkeit. Die Tage waren warm vom März bis in den November; im Juli und August kam fast alle Abende ein Gewitter, um die Luft zu erfrischen und die Erde zu tränken. Da mußten die Trauben wohl reifen.

Das friedliche Gartenleben ward einst durch ein trauriges Ereignis unterbrochen. Am 19. September 1809 wurde Fritzens Geburtstag durch ein kleines Feuerwerk verherrlicht, das der Gärtner auf dem großen Rasen-

platz veranstaltete. Die Ausführung war zwar sehr mangelhaft, die Feuerräder wollten sich nicht drehen, die Raketen hatten zu schwere Stäbe und blieben, von einem heftigen Westwind gefaßt, in den hohen Pappeln hängen, die Leuchtkugeln leuchteten nicht. Dennoch erfreuten wir uns herzlich daran und gingen sehr vergnügt zu Bett.

Bald wurden meine Eltern durch Feuerlärm geweckt, der damals auf die verkehrteste, ja unsinnigste Weise ausgeführt wurde. Sobald irgendein Nachtwächter einen Feuerschein sah oder zu sehen glaubte, so stieß er ins Horn; ihm folgte sogleich der zweite, diesem der dritte, und so fort, bis die Nachtwächter der ganzen Stadt ein melancholisches Geheul in der kleinen Terz oder übermäßigen Sekunde ausführten. Fuhren nun die erschreckten Bürger ans Fenster und fragten den nächsten Nachtwächter, wo das Feuer sei, so erhielten sie unfehlbar die Antwort: „Ik weeiß nich!“, und der Lärm dauerte so lange, bis er sich am Ende von selbst verlor. Am nächsten Tag las man dann in den Zeitungen, es habe vor irgendeinem Tor oder in Charlottenburg gebrannt.

Diesmal aber wollte der Lärm gar nicht aufhören, und bald brachten die ausgeschickten Dienstleute die Nachricht, daß die Petrikirche brenne. So unglaublich dies anfangs schien, so ward es doch immer mehr bestätigt. Da die Petrikirche kaum einige Hundert Schritt von unserem Haus in der Brüderstraße entfernt ist, hielt mein Vater es für seine Pflicht, nach der Stadt zu gehen, um dem Großvater Nicolai hilfreich zu sein. Er ging fort und ahnte nicht, daß unterdessen die Gefahr auch nach unserer Seite hin sich verbreiten werde.

Nach nicht langer Zeit sahen die aufmerksamen Gärtnersleute aus der Dachluke einen näheren Feuerschein, und nun kam die Kunde, daß auch der Waisenturm brenne, der ungefähr in der Mitte zwischen der Petrikirche und dem Haus in der Lehmgasse liegt. Bald wurde die Glut noch heftiger, und einzelne Feuerfunken flogen über das Haus. Nun weckte die Mutter die drei ältesten Kinder und fing an, die nötigsten Sachen einzupacken. Wir scharten uns um sie und sahen durch die Scheiben der Mansardenstube mit Grauen nach dem fernen Brand, der immer größere Dimensionen anzunehmen schien. Fritz, eine leicht erregbare Natur, bebte vor Angst und sah in seinem weißen flanellenen Schlafröckchen recht bemitleidenswert aus; wir beide, meine Schwester und ich, waren ruhiger und sorgten uns nur um den Vater, den Großvater und Tante Jettchen.

Der zum Sturm herangewachsene Westwind trug immer mehr Funken durch die Luft, und bald fielen glühende Kohlen auf das Dach. Der Gärtner wurde mit einem Eimer Wasser hinaufgeschickt und löschte; der Gartenknecht, welcher nicht im Hause wohnte, aber aus alter Anhänglichkeit herbeigekommen war, postierte sich auf dem Heuboden. Sowohl das Haus als auch die Stallungen trugen Ziegeldächer, es war also bei einiger Aufmerksamkeit nichts zu befürchten.

Endlich ward der Feuerschein geringer, und der Kohlenregen hörte auf. Beide Türme, so lauteten die Nachrichten der aus der Stadt Zurückkehrenden, seien eingestürzt. Damit war die Gefahr für uns vorüber. Gegen Morgen brachte die Mutter uns wieder zu Bett, und in glücklicher Jugend holten wir den verlorenen Schlaf nach.

Unterdessen hatte mein Vater die Brüderstraße nicht so schnell erreicht, wie er hoffte. Die Behörden hatten sehr viel Militär requiriert und einen großen Bogen um die brennende Petrikirche und später um die Waisenkirche absperren lassen. Diese Sperre mochte nötig sein, aber sie wurde mit so rücksichtsloser und unnötiger Strenge gehandhabt, daß oft die nächsten Nachbarn nicht zueinander kommen konnten, um sich Hilfe zu leisten. Mein Vater versuchte an mehreren Punkten durchzudringen, allein immer vergebens; er machte mehrere große Umwege und gelangte endlich, als schon der Tag anbrach, nach der Brüderstraße.

Hier war glücklicherweise die größte Gefahr schon vorüber. Wenn das Feuer im Innern der Petrikirche eine solche Richtung nahm, daß der Turm in die Brüderstraße fiel, so war allerdings das Schlimmste zu fürchten; doch gegen Mitternacht stürzte der Turm in sich selbst zusammen, und nun konnte man hoffen, des Brandes Meister zu werden.

Als mein Vater in das Hinterhaus nach der Stube des Großvaters eilte, trat ihm dieser an der Schwelle des Zimmers festlich gekleidet entgegen. Er trug einen blau-seidenen Rock mit goldenen Knöpfen, eine Brokatweste, die feinste Brüsseler Hemdkrause, seidene Unterkleider und die elegantesten Schnallenschuhe. Überrascht trat mein Vater zurück und fragte, was diese Pracht zu bedeuten habe? „Nun“, erwiderte der Großvater ruhig, „wenn etwas verbrennen soll, so ist es besser, daß das Schlechte verlorengelange als das Gute. Ich habe meine besten Kleider angelegt, unten im Hof steht ein angespannter Wagen, worauf mein Vorrat an barem Gelde, meine Papiere und die notwendigsten Handlungsbücher liegen.“

An den folgenden Tagen erfuhr man allerlei über die Entstehung und den Verlauf des Brandes. Die Petri-kirche, ein unschönes Gebäude aus der Zopfzeit, war nach der damaligen Unsitte rings mit Krämerbuden be-
klebt. Die Handwerksleute brachten in der Nacht gegen ein Trinkgeld an den Küster ihre Gerätschaften in die Kirche, weil sie dort sicherer waren. Die Hökerinnen be-
dienten sich der sogenannten Feuersorgen, blecherner, mit glühenden Kohlen gefüllter Töpfe, die unter die Sitz-
bank gestellt wurden. Mutmaßlich war eine solche noch nicht erloschene Feuersorge mit der Sitzbank unter die
hölzerne Kirchentreppe geschoben worden und hatte so den Brand von unten auf veranlaßt.

Der Dachboden der Kirche wurde als Magazin ver-
mietet, und mehrere Buchhandlungen, zu denen die Ni-
colaische nicht gehörte, hatten dort Niederlagen. Diese
Vorräte gingen alle im Feuer auf, und bei dieser Gelegen-
heit sah ich eine Art der Verkohlung, an die ich beim
Anblick der herculanischen Rollen auf das lebhafteste
zurückerrinnert wurde. Eine Lage Druckbogen war der-
gestalt verkohlt, daß man ganze Oktavblätter unver-
seht vorfand und auf dem schwarzen Grund die noch
schwärzere Schrift ohne alle Mühe lesen konnte.

Als der Petriturm in vollen Flammen stand, trug der
Sturm einen brennenden Splitter auf das Dach des höl-
zernen Waisenturms, der nun auch im Feuer aufging.
Die ganze dazwischen liegende Stralauer Straße hielt
man für verloren, aber es wurden nur einige Häuser be-
schädigt. Ein Menschenleben war nicht zu beklagen. Der
Kohlenregen war so anhaltend, daß in dem Teil der Spree
hinter der Stralauer Straße einzelne im Wasser stehende
Pfähle wie Lichter brannten.

Noch lange Zeit nachher hatte Fritz von den Neckereien des Großvaters Eichmann zu leiden. Dieser behauptete nämlich, der Brand sei durch eine Rakete des vorigen Abends entstanden und das Feuerwerk sei an allem Unglück schuld, wogegen Fritz sich mit vielem Eifer verteidigte.

Die Umfangsmauern der Kirche blieben viele Jahre als gewaltige Ruine stehen. Sie wurden dann zum Abbruch verkauft und der Platz mit Bäumen bepflanzt, die aber nie recht gedeihen wollten, weil man den Schutt nicht tief genug aufgeräumt, doch war der Platz für die Kinder der zunächst gelegenen engen Straßen als eine große Wohltat zu betrachten. Aus diesem Erlös des Verkaufs sammelte man, Zinsen auf Zinsen schlagend, ein Kapital, von dem die jetzige Kirche, eine wahre Zierde der Stadt, durch Strack aufgeführt wurde.

Zwar erhoben sich manche Stimmen gegen den Wiederaufbau an dieser Stelle. In anderen großen Städten, wie Paris und London, verwende man Millionen darauf, um freie Plätze zum Heil der Umwohnenden zu schaffen, hier wolle man einen vom Schicksal selbst geschenkten Platz zubauen, auf dem die Jugend der Nachbarschaft sich so fröhlich tummle. Fromme Gemüter wiesen auf den Umstand hin, daß die Kirche nun schon zum zweitenmal, zuerst unter Friedrich Wilhelm I. (1730), durch einen Blitzstrahl entzündet, abgebrannt und bald darauf (1734) der neuerbaute Turm eingestürzt sei. Augenscheinlich ruhe also der Segen des Himmels nicht auf dieser Stelle. Doch entschied zuletzt für den Wiederaufbau der Umstand, daß man keinen anderen Platz finden konnte.

Von jenem ersten Brand erzählten uns alte Leute, deren Jugendtraditionen wohl so weit hinaufreichen

konnten, eine verwunderliche Geschichte, die den heftigen Sinn des Königs Friedrich Wilhelm I. charakterisierte. Während des Wiederaufbaues der Kirche hatten die Zimmergesellen einen Aufstand gemacht und höheren Lohn verlangt. Die Sache kam an den König, und er schickte von Wusterhausen aus an die Behörde einen fulminanten eigenhändigen Befehl, worin unter anderem stand: „Rädel soll hängen, ehe ich nach Berlin zurückkomme.“ Unter den Zimmergesellen befand sich kein Rädel, allein der Befehl des Königs mußte unweigerlich vollzogen werden. Man verhaftete also einen Offizier der Garnison namens Rädel, der gar nicht beteiligt war, und hätte ihn vermutlich aufgehängt, wenn nicht die Sache sich dahin aufgeklärt, daß der König habe schreiben wollen: „Rädelsführer soll hängen.“ Dies hatte zur Folge, daß ein rothaariger Zimmergesell, der vielleicht ganz unschuldig war, zum Rädelsführer gestempelt und an demselben Tage zur Genugtuung des zurückgekehrten Königs aufgeknüpft wurde.

Noch manche andere Erzählungen von dem ungestümen Wesen Friedrich Wilhelms I. lebten im Munde der Berliner fort und wurden bei solchen Anlässen aufgefrischt. Da er selbst ein äußerst tätiger Mann war, so haßte er allen Müßiggang und verlangte, daß auch seine Untertanen immerfort arbeiten sollten. Eines Abends ging er, ein großes spanisches Rohr in der Hand, durch die Brüderstraße und sah einen Glasermeister ruhig vor seiner Tür stehen. „Warum arbeitet Er nicht?“ fuhr ihn der König an. – „Majestät, ich habe gerade nichts zu tun.“ – „Ich will Ihm was zu tun geben.“ – Und sofort schlug er mit dem spanischen Rohr in den nächsten Parterre-

fenstern eine große Anzahl Scheiben ein. – „Da hat Er was zu tun, und morgen schick Er mir die Rechnung!“

NICOLAIS TOD · UMZUG IN DEN ERSTEN STOCK

Am 6. Januar 1811, einem Sonntag, war der Großvater beim Abendtisch nicht so gesprächig wie gewöhnlich, doch beschloß er, am folgenden Tag den Montagsklub zu besuchen. Dr. Kohlrausch war zugegen und wußte durch seine belebte Rede die Pausen der Unterhaltung auszufüllen. Nach Tisch saßen wir Kinder wie gewöhnlich über Campes Reisebeschreibungen. Als der Großvater sich zum Schlafengehen erheben wollte, sank er in das Sofa zurück. Mein Vater und Kohlrausch unterstützten ihn, er kam ohne Mühe auf die Beine, gab gute Nacht und ging nach seinem Zimmer, wobei Fritz mir wieder den Rang ablief und ihm das Licht vortrug.

Am Montag früh sollte Friedrich den Großvater wie immer um 8 Uhr wecken, da er ihn aber recht herzhaft schnarchen hörte, so dachte er: „Der Herr war gestern abend nicht ganz wohl, du wirst ihn noch ein halbes Stündchen schlafen lassen.“ Als aber nach einer halben Stunde das Schnarchen noch nicht aufhörte, vielmehr stärker wurde, öffnete Friedrich die Gardinen des Himmelbettes und sah nun wohl, daß ein Schlagfluß eingetreten sei. Was er für Schnarchen gehalten, war nur noch Todesröcheln.

Ärztliche Hilfe wurde sogleich herbeigerufen, doch ließ sich von vornherein eine Wirkung der pflichtmäßig an-

gewendeten Mittel bei dem siebenundziebjährigen Greise nicht mehr erwarten, da gar kein Bewußtsein vorhanden war. Den ganzen Montag und die folgende Nacht dauerte das Röcheln fort; am Dienstag, dem 8. Januar, in aller Frühe schlummerte er ohne allen Kampf hinüber.

Die Trauer um Nicolais Verlust war in der Stadt allgemein. In dem näheren Freundes- und Gelehrtenkreise, der ihn die letzten Jahre umgab, genoß er der größten Hochachtung, selbst die jüngeren Literaten, denen er mit seltener Liberalität die Schätze seiner Bibliothek mitteilte, sahen zu ihm, als zu Lessings Jugendfreund, mit Verehrung empor, wenn sie auch sonst seine Ansichten gar nicht teilten. Uns Kindern war bisher nichts von seiner Bedeutung in der Literatur zu Ohren gekommen; wir kannten ihn nur als den zwar nicht unfreundlichen, doch keineswegs anziehenden Großvater; ich war daher sehr erstaunt, als der Professor Hartung in der Schule uns belehrte, daß der eben verstorbene Herr Nicolai einer der größten Berliner Gelehrten gewesen sei; ja ich war innerlich ganz unwillig darüber, daß ich dies nicht früher gewußt, denn schon damals hatte ich vor der Gelehrsamkeit einen gewaltigen Respekt.

Das Leichenbegängnis hinterließ einen äußerst peinlichen, sogar schrecklichen Eindruck. Es hatte sich dabei, wie dies noch jetzt zu geschehen pflegt, alles Lumpengesindel der nächsten Gegend vor dem Haus versammelt. Weil ein so berühmter Mann begraben wurde, war der Zudrang stärker als gewöhnlich. Das Elend der niederen Volksklassen Berlins muß damals wegen des Krieges größer gewesen sein als jetzt. Mich überlief ein Schauer, als wir aus dem Hausflur durch die Reihen der gaffenden Proletarier dem Trauerwagen zugeführt

wurden; mir war nicht anders, als müßten diese hohl-
äugigen, blassen Gestalten über uns herfallen, um uns
zu berauben oder zu töten. In der Luisenkirche, wo der
Trauergottesdienst stattfand, war es noch ärger. Alle
Räume bis zu den Emporen hinauf waren dichtgedrängt
voll von unheimlichem Pöbel, der mit Gepolter über die
Bänke kletterte und andere Ungehörigkeiten verübte.
Von Andacht konnte unter diesen Umständen gar nicht
die Rede sein, nichts als Furcht erfüllte meine Seele, daß
diese rohen Volksmassen irgendeine Gewalttätigkeit ver-
üben möchten. Wie dankte ich Gott, als wir beim Nach-
hausekommen das Spalier der stechenden Blicke zum
zweitenmal glücklich durchschritten hatten und aus
der Kinderstube in den friedlichen Hausgarten hinab-
sahen.

Da es in der Zeit vor dem Kriege beinah keine anderen
preußischen Wertpapiere gab als Seehandlungsobliga-
tionen und Nicolai seine Ersparnisse nicht alle auf die-
selbe Weise anlegen wollte, so tat er größere und kleinere
Kapitalien auf Häuser aus. War die Hypothek auch nicht
immer ganz sicher, so kannte er den Hausbesitzer per-
sönlich als einen redlichen, arbeitsamen Mann, der in
jenen glücklichen Friedenszeiten die Zinsen des Dar-
lehns ohne Mühe pünktlich zahlte.

Durch den Krieg von 1806 verloren die Häuser einen
großen Teil ihres Wertes, der Handel stockte durch die
Kontinentalsperre, die immensen französischen Kontri-
butionen verschlangen alle baren Bestände; an pünkt-
liche Zinszahlung war nicht zu denken, viele kleine Eigen-
tümer gingen zugrunde, die Häuser wurden subhastiert,
und um nur etwas zu retten, mußte der letzte Hypo-
thekengläubiger das fast wertlose Haus erstehen.

So kam es, daß bei Nicolais Tod mein Vater, der zum Testamentsvollstrecker mit unbeschränkten Vollmachten ernannt war, nicht weniger als neun Häuser vorfand, die für die Erbschaftsmasse zu verwalten waren. Er unterzog sich diesem schwierigen Geschäft mit der ihm eigenen Pflichttreue, ließ, wo es nötig war, die Häuser in besseren Stand setzen und verkaufte sie im Laufe der Jahre, nachdem die Verhältnisse sich gebessert hatten, fast alle ohne namhaften Verlust.

In der bösen Franzosenzeit hatte der Magistrat von Berlin, um die fast unerschwinglichen Lasten zu tragen, die Bürgerschaft in mehrere Klassen geteilt, die nach Maßgabe ihres Vermögens zugezogen wurden. Aus der reichsten Klasse ward noch eine Anzahl „Rückbürger“ ernannt, die in den schlimmsten Fällen vor den Riß zu treten hatten und zu denen auch Nicolai gehörte. Er verlor als solcher einen großen Teil seines Vermögens ohne irgendeine Aussicht auf Ersatz. Wer konnte damals, nachdem auch Österreich im Jahre 1809 noch einmal besiegt worden war, an einer langen Dauer der Napoleonischen Herrschaft zweifeln? Im Jahre 1810 mußte Berlin wieder eine Rate der ausgeschriebenen Kriegssteuer zahlen, zu der auch die Rückbürger beitragen sollten. Durch irgendein Versehen war Nicolai dabei übergangen worden. Als er dies erfuhr, schickte er meinen Vater auf das Rathaus und ließ dem Magistrat seine letzten 20 000 Reichstaler in Seehandlungsobligationen übergeben.

Im nächsten Winter bezogen wir dann in der Brüderstraße die große Wohnung im ersten Stock, in welcher bisher der Großvater Nicolai einsam gehaust und die nun wieder von einer fröhlichen Kinderschar belebt

ward. Mein Vater zog in Nicolais große Stube, die uns nun viel heimlicher vorkam als bisher, weil wir in den vielen Schränken und Kasten ungestört kramen durften. Das Nürnberger Zauberbuch wurde bald in dem kleinen Tischkasten neben dem Sofa entdeckt und triumphierend aus seinem Versteck hervorgezogen, allein es verlor allen Reiz, nachdem wir den Mechanismus begriffen hatten.

Meine Mutter bezog ein schönes Zimmer vorn heraus, das indessen durch die ganze Diagonale des weitläufigen Hauses von dem Zimmer des Vaters getrennt war. Dies hatte zwar für die Wirtschaft manche Unbequemlichkeit, war aber nicht zu ändern und erregte den Kindern die größte Lust. Um vom Vater zur Mutter zu gelangen, schlüpfte man durch die Vexiertür in die kleine Bücherstube, trabte durch den hohen Bibliotheksaal, jagte über die schallende Galerie und gelangte durch die Entree und den Eßsaal endlich in die blaue Stube der Mutter. Ein kürzerer Weg führte durch die Küche und die Schlafstuben, aber auf diesem hatte man acht Türen zu passieren, auf dem andern nur sechs.

Auch die übrigen Räume der Wohnung wurden nicht mehr unter dem früheren strengen Verschuß gehalten. So gelang es mir bald, in den grauen Saal zu dringen, wo ich mich nun an dem Anblick der Schweizerlandschaften sättigte. Die französischen kalligraphischen Unterschriften wußte ich bald auswendig.

Für Fritz und mich ward in der neuen Wohnung die Schlafstube des Großvaters eingerichtet, worin wir uns sehr wohl befanden. Ich erhielt einen schönen großen Nußbaumschrank mit silbernen Beschlägen, dessen viele Fächer und Kasten hinlänglichen Raum für alle Bedürf-

Plan von Berlin aus dem Jahre 1894

nisse gewährten. Er erinnert mich noch jetzt täglich an den guten Ahnherrn, dem ich so viel zu verdanken habe.

Unsere frühere gemütliche Hof- und Gartenwohnung im Parterre bezog der Vater meiner zweiten Mutter, Geheimrat Eichmann mit seiner Frau. Tante Jettchen, seine jüngere Tochter, die schon zu unserer Familie gehörte, behielt ihr Gartenzimmer, das sie zu Nicolais Zeiten innegehabt, und aß nur unten bei ihren Eltern. Aus diesem dreifachen Zusammenwohnen erwuchs bei gegenseitigem Wohlwollen ein durchaus heiteres Familienleben, das mir noch jetzt die angenehmsten Empfindungen erweckt.

Unter den vielen vom Großvater Nicolai hinterlassenen Sachen, die nach und nach als nicht mehr brauchbar beiseite gelegt wurden, erregte eine Schiefertafel auf seinem Nachttisch unsere Aufmerksamkeit, und wir baten sie uns vom Vater aus. In den soliden braunen Rahmen waren zu beiden Seiten von oben nach unten Löcher gebohrt, und querüber gezogene Bindfäden bildeten gleichsam ein liniertes Blatt. Wenn dem Großvater in der Nacht irgend etwas einfiel – und dies mochte wohl bei der Lebhaftigkeit seines Geistes oft genug vorkommen – so notierte er es flugs im Dunkeln mit dem Schieferstift, der Richtung der Bindfäden folgend.

In einer Ecke des Bibliotheksaales stöberte Fritz ein sonderbares eisernes Gerät auf, dessen Gebrauch wir uns durchaus nicht erklären konnten. An einem oblongen Kasten von ungefähr sechs Zoll Länge saß an der einen Seite ein eiserner, sechsspitziger Stern, an der andern ein kleines Zifferblatt mit Zeiger. Öffnete man die verschlossene Tür, so sah man inwending mehrere eiserne Räder und Zapfen. Wir trugen den schweren Fund zum

Vater, doch er konnte keine Auskunft geben. Herr Ritter, der Geschäftsführer der Buchhandlung, belehrte uns, es sei der Wegemesser, den Nicolai bei seiner großen Reise durch Deutschland angewendet. Er ward an den Wagenkasten geschraubt. Bei jeder Umdrehung des Hinterrades faßte ein Stift, der in der Peripherie des Rades steckte, in den sechsspitzigen Stern und drehte ihn um eine Stelle weiter. Der Zeiger ergab dann die Zahl der zurückgelegten Fuß und Meilen. Später fand ich die getreue Abbildung und Beschreibung dieses Wegemessers in Nicolais „Reise“.

In einem solchen Zustand war im Jahre 1781 das deutsche Post- und Reisewesen, daß ein Privatmann es als eine wichtige und dankenswerte Arbeit unternehmen konnte, die genaue Entfernung der von ihm besuchten Städte durch ein neuerfundenes hodometrisches Instrument zu bestimmen.

Die Kupfer von Chodowiecki wurden nun erst recht studiert und genossen, da wir uns in der großen Stube viel freier bewegen und ein Gerüst von umgedrehten Stühlen zur bequemerer Aufstellung der Folianten erbauen durften. Wir gingen in der Reihe der Bände weiter fort und fanden mehrere mit den Arbeiten von Meil und B. Rode. Meil hat eine zarte Ausführung, aber die Gegenstände bieten zu wenig Interesse; die Kupfer zu Engels „Mimik“ schienen uns leer und ohne besonderen Charakter; wie anders wußte Chodowiecki die verschiedenen Leidenschaften und Affekte der Seele durch die geistreichsten Figuren darzustellen! Meil war mit Nicolai per-

sönlich befreundet und lieferte die Kupfer zur „Geschichte eines dicken Mannes“, die jedoch hinter den Chodowieckischen Kupfern zum „Sebaldus Nothanker“ gewaltig zurückstehen.

GRAUES KLOSTER · JUGENDFREUNDE · TURNPLATZ

TH. KÖRNER

Im Jahre 1812 verließ ich die Hartungsche Schule und bezog das Gymnasium zum Grauen Kloster in der Klosterstraße. Man hatte eben die Klassen neu getüncht und geweißt. Großtertia, wohin ich versetzt wurde, war ein großes, helles Zimmer, in dem man sich recht wohl fühlte. Der Hof, den wir in den Zwischenminuten zum Aufundabgehen benutzten, war von ein paar alten Bäumen beschattet und stieß auf der einen Seite an die Klosterkirche, das älteste kirchliche Gebäude Berlins, früher den Franziskanermönchen gehörig. Aus den Fenstern der Klasse konnte man gerade nach dem altertümlichen, stark geschwärzten und zerfressenen Gemäuer hinübersehen. Ich ertappte mich anfangs oft dabei, daß ich während des Unterrichts, den Gegenstand des Vortrags verlassend, mit der Phantasie nach dem schönen gotischen Bau, der leider durch allerlei spätere Zusätze verunstaltet war, hinüberstriefte und dort mit Wohlgefallen verweilte.

Ungeachtet dieser äußeren Annehmlichkeiten wurde die innere Angst und Qual des Knaben auf dem Gymnasium noch größer, als sie in der Schule gewesen. Sonst hatten wir nur sechs Lehrstunden täglich gehabt, jetzt

saßen wir sieben Stunden, von 8 bis 12 und von 2 bis 5 auf den engen, unbequemen Schulbänken. Die häuslichen Arbeiten wurden bedeutend vermehrt, sie bestanden in lateinischen und griechischen Exerzitien, in Übersetzungen aus den Autoren, für welche außerdem eine genaue Präparation verlangt wurde, in geschichtlichen und mathematischen Ausarbeitungen, in deutschen und französischen Aufsätzen. Die halbjährlichen Arbeiten eines jeden Schülers betrugen einen ansehnlichen Quartstoß; das ganze Gymnasium konsumierte alljährlich mehrere Ballen Schreibpapier. Zu den Schulstunden kamen noch die Privatilektionen im Zeichnen, in der Musik, im Tanzen und Fechten. Man muß in der Tat die Elastizität der menschlichen Natur bewundern, daß sie imstande ist, einem so unausgesetzten Druck jahrelang zu widerstehen.

Einige Erholung gewährten zwar an den Mittwoch- und Sonnabendnachmittagen die Turnübungen in der Hasenheide, doch ward auch manchmal in dieser Richtung des Guten zuviel getan. So hatte ich mir eines Sommers in den Kopf gesetzt, noch ein paar Schwingstunden von 6 bis 7 früh zu nehmen; ich ging also nach 5 Uhr aus der Blumenstraße nach den Linden in das Veronasche Haus, übte mich dort von 6 bis 7 und ging dann nach der Klosterstraße zu dem um 8 Uhr beginnenden Klassenbesuch.

Das Graue Kloster verdankte einen großen Teil seiner bedeutenden Lehrmittel den Schenkungen eines ehemaligen Schülers — Sigismund Streit. Er war der Sohn eines Berliner Hufschmiedes, ging 1709 in sehr dürftigen Umständen nach Venedig, gründete dort ein Handlungs- haus, erwarb große Reichtümer und starb 1775 als

89jähriger Greis in Padua. Bemerkenswert ist hierbei, daß er immer Protestant blieb, was damals in Italien schwieriger war als jetzt. Aus Dankbarkeit für den früher im Kloster genossenen Unterricht schenkte er der Anstalt weit über 100 000 Reichstaler. Dies tat er jedoch nicht in der Art, daß er ohne weiteres das Geld hersendete und die Verteilung den Direktoren überließ, sondern er unterrichtete sich vorher auf das genaueste von den Bedürfnissen des Gymnasiums und machte auf diese Weise seine Stiftung zu einer wahrhaft segensreichen. Die von ihm mit den damaligen Leitern der Anstalt geführte Korrespondenz erstreckt sich auf fast alle Zweige des Unterrichts, der damals hauptsächlich in den gelehrten Sprachen und in der Mathematik sich bewegte.

Zuerst sandte Streit bedeutende Kapitalien, aus deren Zinsen die Gehälter der Lehrer verbessert wurden, dann neue Summen für Wohnung und Beköstigung von mittellosen Schülern. Der Unterricht in den neueren Sprachen, besonders im Italienischen, wurde durch einen eigenen sogenannten Streitschen Kollaborator gefördert. Es folgte die Übersendung von 40 Ölgemälden zum Schmuck des Hörsaales. Diese Gemälde sind meist Arbeiten der damaligen venetianischen Schule, der es in der Mitte des 18. Jahrhunderts an einem irgend bedeutenden Namen fehlte. Man hat daher bei dieser Schenkung mehr den guten Willen des Gebers als den Kunstwert der Gemälde zu achten. Besonders muß man sich wundern, wie es möglich gewesen sei, daß Streit eine Reihe sehr geringer Ansichten von Venedig als Arbeiten von Canaletto gekauft habe.

Für seine vielfachen Wohltaten bedang Streit sich nur wenig aus. Sein Brustbild von J. Amigoni sollte im Hör-

saal aufgehängt, aber sein Name bei den Gymnasialfeierlichkeiten nicht genannt werden. Er verordnete, daß alljährlich beim öffentlichen Examen Reden in sechs Sprachen gehalten werden sollten, im Griechischen, Lateinischen, Deutschen, Französischen, Italienischen, Englischen. Die italienische Rede sollte immer etwas zum Lobe der erlauchten Republik Venedig enthalten. Auch bestimmte er, daß, wenn die vier ersten Lehrer die von ihm ausgesetzten Gehaltserhöhungen genießen wollten, so müsse der Rektor ein Doktor der Theologie und die drei folgenden Lehrer Magistri, alle aber zu diesen akademischen Würden durch Prüfung und Disputation gelangt sein. Er errichtete außerdem milde Stiftungen für die evangelisch-lutherischen Gemeinden in Venedig und Amerika.

Das Lehrerkollegium des Grauen Klosters bestand, als ich eintrat, aus einem Kreis von Gelehrten, die sich fast alle als Schriftsteller einen guten Namen erworben. Zwar sprach man noch immer gern von der alten, ruhmvollen Zeit der früheren Gymnasialdirektoren. Johann Leonhard Frisch (gestorben 1743) war nicht nur der Verfasser eines trefflichen deutschen Wörterbuches, sondern auch der Erfinder des Berliner Blaus und ein eifriger Beförderer der Seidenzucht. Büsching (gestorben 1795) glänzte durch seine bändereiche Geographie. Friedrich Gedike (gestorben 1803), mit dem Beinamen „der Schulmonarch“, wirkte nicht allein durch sein eminentes pädagogisches Talent, sondern auch durch seine weitverbreiteten Elementarbücher. Allein, so groß die Verdienste dieser Männer waren, so standen sie doch damals ziemlich allein, während jetzt eine Reihe von literarischen Notabilitäten sich an den Direktor anschloß.

Der Direktor Beller mann galt für einen vorzüglichen Kenner des Hebräischen, doch darf ich nicht verhehlen, daß Wilhelm v. Humboldt, der in Erfurt seinen Unterricht genossen, ihn nicht zu den Berühmtheiten in diesem Fache zählte. Außerdem hatte Beller mann sich durch eine Menge kleiner literarischer Arbeiten bekannt gemacht, von denen man indessen behauptete, daß sie mehr durch ihre Zahl als durch ihren Gehalt ins Gewicht fielen. Sein lebenswürdiger Charakter wurde allgemein anerkannt; das wahrhaft kollegiale Verhältnis der Lehrer untereinander soll, wie man sich versichert hat, erst durch ihn zur schönsten Ausbildung gelangt sein. Auch die Schüler waren ihm von Herzen zugetan; ich erinnere mich nicht, daß unter seinem Regiment eine irgend erhebliche disziplinarische Unordnung vorgekommen sei.

Dagegen waren wir freilich für manche seiner kleinen Schwächen nicht blind; denn gerade die heranwachsende Jugend hat in dieser Hinsicht einen ungemeinen Scharfblick. Was der eine nicht bemerkt, das bemerkt der andere, und so bildet sich eine Summe aller Beobachtungen. Das allgemeine Urteil einer ganzen Klasse über den moralischen oder wissenschaftlichen Wert eines Lehrers wird gewiß nicht weit von der Wahrheit abirren.

Obgleich keineswegs der älteste Lehrer, so hatte er doch wegen seiner etwas gebeugten Haltung den Beinamen „der Alte“ bekommen. Seine häufige Rührung, eine Folge seines wahrhaft edlen und guten Herzens, war der munteren Jugend oft unerklärlich. In Sekunda las er mit uns den Sueton. Zur Einleitung sagte er einiges über das Leben des Autors und bemerkte zuletzt, daß mehrere seiner Schriften verloren seien, wobei ihm vor Bewegung die Stimme versagte. Die Klasse aber überließ

sich einer ungeteilten Heiterkeit bei dem Gedanken, daß man nun diese verlorenen Sachen nicht noch zu lesen brauche.

Auch nach den Gymnasialjahren bin ich mit ihm in den freundschaftlichsten Beziehungen geblieben. Als er eine schwere Krankheit überstanden, nahm er im 66. Jahre seinen Abschied und kaufte sich ein Haus in der Landsberger Straße. Hier fand ich ihn kurze Zeit darauf in voller Tätigkeit, einen großen, wüsten Fleck hinter dem Hause in einen Garten umzugestalten; es wurden junge Obstbäume von den besten Sorten angepflanzt, Spargelbeete gegraben, eine Weinlaube und ein Pfirsichspalier angelegt. Diese jugendliche Zuversicht freute mich ungemein, aber im Herzen dachte ich, daß er wohl schwerlich im Schatten der eben gepflanzten Bäume und Weingelände wandeln werde. Dennoch war es ihm vergönnt, dieses Ziel zu erreichen, denn er lebte bis zum 88. Jahre gesund und froh im Kreise der Seinigen.

Der zweite Sohn des Direktors Bellermann, mit dem ich eine dauernde Freundschaft unterhalten, trat ganz in die Fußtapfen seines Vaters, wurde auch Direktor des Grauen Klosters und gab durch die großartigsten und umfassendsten Bauten dem altehrwürdigen Gymnasium eine ganz neue Gestalt.

Neben dem älteren Direktor Bellermann stand zunächst in der Reihe der Lehrer Professor Fischer, dem seine vortrefflichen mathematischen Schriften einen Platz in der Berliner Akademie verschafft hatten.

Professor Köpke stand wegen seines energischen Auftretens in großem Ansehen und hieß deshalb „der Unteroffizier“. Er hatte den Plautus zu seinem Lieblingschriftsteller erwählt und wußte bei der Lesung desselben

die mancherlei Klippen geschickt zu umschiffen, die in einer treuen Sittenschilderung des Altertums für die heranwachsende Jugend nur zu oft sich zeigen.

Professor Theodor Heinsius leitete mit vielem Erfolg den Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur, für welche Fächer er in zahlreichen und umfassenden Schriften tätig war.

Das Fach der Geschichte und Geographie war durch Professor Stein vertreten, den die Schüler wegen seiner Strenge aufs äußerste fürchteten. Ein kleiner, behender Mann mit feurig blitzenden Augen und gebogener Nase, gewöhnlich mit einem grauen Überrock bekleidet, leitete er den Unterricht mit gewissenhafter Pünktlichkeit und duldete nicht, daß irgendeiner in den geforderten Leistungen zurückblieb. Den sächsischen Dialekt hatte er noch nicht ganz abgelegt und brauchte bei seinen Geschichtsvorträgen sehr oft die Partikel „dann“ mit etwas harter Aussprache. Er hieß daher Professor Tann. Dies wußte er recht gut und scherzte außerhalb der Schule selbst darüber: „Ich weiß tann sehr gut, daß ich Tann heiße!“

Seine geographischen Lehr- und Handbücher erfreuten sich der allgemeinsten Verbreitung; er war bemüht, sie durch Ferienreisen mit den neuesten Notizen zu bereichern. Die Einrichtung der Schnellposten, durch den Minister von Nagler für Deutschland ins Leben gerufen, war für Stein von der größten Wichtigkeit, da sie es ihm möglich machte, die Dauer seiner Ausflüge ganz genau abzumessen. Kursbücher gab es noch nicht; aus einzelnen Zeitungsnotizen wußte Stein den Anschluß dieser Fahrten an die französischen und italienischen Eilwagen festzustellen. Er war hierin unverdrossen und auf der

Reise unermüdlich. So wurde es als eine wahre Heldentat von ihm erzählt, daß er mit genauer Berechnung der Postkurse während der sechswöchigen Sommerferien von Berlin bis Neapel und zurück gereist sei. Als er diesen Plan zuerst seinen Kollegen mitteilte, schüttelten sie den Kopf und meinten, das sei der menschlichen Natur zuviel zugemutet und er möge, als nicht ganz junger Mann, sich ein solches Wagnis vorher wohl überlegen. Desto größer war sein Triumph, als er wohlbehalten zurückkehrte und alles gesehen hatte, was er für seine Reisehandbücher zu sehen brauchte.

Den mathematischen und lateinischen Unterricht in Sekunda gab Professor Otto Schulz. Er stand am Anfang seiner pädagogischen und literarischen Laufbahn, auf der er später als Schulrat und als Schriftsteller für die heranwachsende Jugend so bedeutende Erfolge gewann. Aber obwohl wir in seinen Stunden recht viel lernten, so verstand er es nicht, die Herzen der jungen Leute zu gewinnen. Da ich später mit ihm in vielfacher Verbindung geblieben bin und eine große Zahl seiner vortrefflichen Schulbücher verlegt habe, wobei niemals die geringste Mißhelligkeit zwischen uns vorgekommen, habe ich oft darüber nachgedacht, woran es gelegen, daß Schulz der am wenigsten beliebte Lehrer gewesen sei. Die Ursache muß wohl darin gesucht werden, daß er uns zuwenig Wohlwollen zu erkennen gab und mit allzu großer Strenge bei manchen kleinen Unarten verweilte, die sich unmöglich ganz beseitigen lassen und besser mit einer kurzen Rüge abgemacht werden.

Die griechischen und lateinischen Stunden in den höheren Klassen waren dem Professor Walch aus Jena anvertraut. Wegen seiner abschreckenden Häßlichkeit und

seines sehr vernachlässigten Anzuges erhielt er die Beinamen Talg oder Qualg. Den neueintretenden Schülern erregte er anfangs Furcht und Abscheu, bis sie merkten, daß bei ihm eine solide Gelehrsamkeit zu finden sei. Dennoch hätte sein Unterricht weit fruchtbringender sein können, wenn er ihn nicht mit völliger Gleichgültigkeit erteilt hätte. Dieser Fehler kann dem Scharfblick der Jugend nicht entgehen. Sobald die Schüler merken, daß dem Lehrer gar nichts daran liegt, ob sie vorwärtskommen oder nicht, verfallen sie in dieselbe Teilnahmslosigkeit.

Einer besonderen Anhänglichkeit von seiten der Schüler erfreute sich Professor Giesebrecht. Er hat sich nicht durch große literarische Leistungen bekannt gemacht, besaß aber eine gründliche Bildung in den alten und neuen Sprachen. Das ungeheuchelte Wohlwollen, welches er bei jeder Gelegenheit uns an den Tag legte, war so herzwinnend, daß in seinen Stunden jede Unordnung mehr aus Liebe zu ihm als aus Furcht vor Strafe unterlassen wurde.

Trotz dieses schönen Lehrerkreises und obwohl ich mit jedem Lehrer auf einem sehr guten Fuß stand, kann ich doch an die Gymnasialzeit nur mit Beklemmung und mit dem äußersten Widerwillen zurückdenken, ja eine ganze Reihe von Jahren war es mein schrecklichster Traum, noch auf dem Kloster zu sein. Der tägliche Zwang der sieben langen Schulstunden, die unausgesetzte Beschwerde der häuslichen Arbeiten, die man gewöhnlich bis auf die letzte Stunde verschob, die Seelenangst, wenn man, nicht präpariert, in beständiger banger Erwartung dasaß, aufgerufen zu werden, die Ungeduld, mit der man alsdann die langsamen Klänge der alten plärrenden

Turmuhre zählte: ein Viertel, halb, drei Viertel, bis dann endlich das ersehnte Voll ertönte – alles dies hat sich der Erinnerung mit unauslöschlich peinlichen Zügen eingepägt. Zwar gewährte in den höheren Klassen der anregende Umgang mit ein paar Mitschülern eine kleine Entschädigung; aber wie abgerissen waren die Gespräche in den kurzen zehn Zwischenminuten!

Hier will ich einiger guter Gesellen gedenken, mit denen ich in einer oder ein paar Klassen zusammensaß.

Karl Devrient, nachher als Heldenspieler die Zierde mehrerer Bühnen und noch jetzt in Hannover tätig, deklamierte in Großtertia beim öffentlichen Examen ein tragisches Gedicht mit so erschütternder Wirkung, daß man ohne Mühe in ihm den künftigen großen Schauspieler erkennen konnte. Er wohnte bei seinen Eltern in der Brüderstraße an der Ecke gegen die Petrikirche hin; wir machten recht oft den Weg vom Gymnasium zusammen und hielten auch sonst gute Kameradschaft. Im Jahre 1813 ging er als Columbscher Husar mit ins Feld und verlor durch einen Hieb oder Schuß den vierten Finger der rechten Hand. Sein äußerst geschicktes Spiel verdeckte diesen Mangel so vollkommen, daß das große Publikum nichts davon gewahr ward.

Manche Jugendfreundschaften, die sich in der Hartungschen Schule angeknüpft, gingen auch auf das Graue Kloster über und dauerten dann für das ganze Leben fort. Wegen seines stillen und sinnigen Wesens gefiel mir auf der Schulbank mein Nachbar Friedrich Paul, der Sohn eines Kürschners aus Schwedt. Wir schlossen uns

auf dem Kloster näher aneinander an, zeigten uns die im geheimen gemachten Gedichte voller Schiller-Reminiscenzen, in denen eine überschwengliche Sehnsucht nach höheren Idealen in sehr unvollkommener Form sich aussprach, und waren bald unzertrennlich.

Pauls Gesicht hatte gewöhnlich einen finsternen Ausdruck wegen seines pechschwarzen, dicht gekräuselten Haares und seiner buschigen Brauen, die ein Paar dunkelbraune Augen beschatteten, aber in unseren frohen Stunden, deren es unendlich viele gab, erheiterten seine strengen Züge sich zu geistreicher Lebendigkeit.

Paul war ein echter Bücherfreund, der sich für alle Arten von philologisch wichtigen oder antiquarisch seltenen Werken interessierte. In unserem Kreise hieß er der Bücherwurm, weil er nicht leicht bei der Bude eines Antiquars vorbeigehen konnte, ohne ein paar Bände in die Hand zu nehmen. Da seine Mittel äußerst beschränkt waren, so konnte er nur sehr wenig auf diese Liebhaberei verwenden; er brachte indessen ganz artige Sachen zusammen, indem er an dem Grundsatz festhielt, ein gutes Buch zu kaufen, wenn er es für den ungefähren Preis des Einbandes bekommen konnte.

Als ich später bei fortschreitender Bildung inne ward, welche Lücken in der klassischen Literatur meiner Bibliothek bestanden, entwarf ich mit Paul zusammen den Plan, die Texte der alten Autoren in guten Ausgaben anzuschaffen. Hier war er nun ganz an seinem Platze, indem er auf Auktionen und durch gelegentliche Ankäufe das Wünschenswerte zu erwerben wußte. Mit welcher Emsigkeit und Sorgfalt studierte er die verschiedenen Auktionskataloge; mit welcher Überlegung und Kenntnis bestimmte er die zu stellenden Preise, mit welcher Freude

trat er so oft – ein paar Quartanten oder einen Folianten unter dem Arme – abends in mein Zimmer, um mir irgendeinen vorteilhaften Erwerb vorzulegen, den er soeben bei einem Antiquar gemacht! Ich verfehlte meinerseits nicht, für den Zuwachs seiner Bibliothek zu sorgen, und so bestand diese Herzens- und Bücherfreundschaft bis zu seinem frühzeitigen Tode in ungetrübter Heiterkeit.

Ein anderer meiner Jugendfreunde, namens August Aegidi, war der Sohn eines Auditeurs aus Danzig. Sein Vater besaß in der Nähe der Stadt ein kleines Landgut, der Französische Krieg ruinierte ihn, er starb 1811 und hinterließ eine Witwe mit sechs Kindern in sehr bedrängten Umständen. August war an meinen Vater empfohlen worden, der sich seiner auf alle Weise annahm; wir saßen zusammen in Großtertia des Grauen Klosters und hatten so die beste Gelegenheit, recht bekannt zu werden. Er war herzensgut, aufrichtig und treu, in allen Dingen ordentlich und gewissenhaft.

Durch August wurden wir auf den Turnplatz zu Jahn geführt, dem damals die ganze Berliner Jugend zuströmte. Was im Altertum bei allen Völkern als selbstverständlich galt, daß man nicht allein den Geist, sondern auch den Körper ausbilden müsse, um eine harmonische Existenz zu führen, das wurde hier von einem einzelnen Manne als eine Neuigkeit auf das Tapet gebracht und von manchen Seiten mit Naserümpfen aufgenommen. Diese systematische Ausbildung der Jugend, so sagten die Tadler, sei ganz unnütz, denn jeder Junge könne auf einen Apfelbaum klettern und über einen Graben springen; niemand werde so leicht in den Fall kommen, an einem Seil 30 Fuß in die Höhe zu klimmen; die Übun-

gen am Reck seien gefährlich, denn sie trieben das Blut nach dem Kopf, und was die Vorbereitung zum Militärdienst betreffe, so werde es doch wohl niemandem einfallen, die Kinder anständiger und gebildeter Leute unter die Soldaten stecken zu wollen.

Dennoch wurde der Turnplatz von vielen verständigen Personen aus Anteil, von anderen aus Neugierde besucht. Die erste Einrichtung in der Hasenheide war von großer Einfachheit. Ein Waldleck von einigen Morgen Landes, mit Kiefern bestanden, wurde von einem mäßig breiten Graben umzogen, der an einigen Stellen Übergänge zeigte. In der Mitte sah man Bretterhäuschen zur Aufbewahrung der wenigen notwendigen Gerätschaften. Die Barren, Recke, Kletterbäume standen in angemessenen Entfernungen, eine Rennbahn war am östlichen Ende gegen die Rollberge hin abgesteckt. August erhielt gleich den Grad eines Vorturners. Im Laufen, Springen und Ringen gehörte er zu den Koryphäen; wir waren stolz darauf, seine näheren Freunde zu sein; beim Gerwerfen hinderte ihn sein kurzes Gesicht, auch als der Erste dazustehen.

Aller Verweichlichung wurde von den Turnern der Krieg erklärt. Einfache Kost diente zur Stärkung des Körpers, alle Arten von Spirituosen sowie Kuchen und andere Süßigkeiten verfielen dem Interdikt. Als einstmals bemerkt wurde, daß einige zuschauende Bürgerleute sich in das Gras setzten und Kuchen verzehrten, erhielt das ganze jenseits des Grabens befindliche Publikum den Namen „Kuchenbäcker“. Für einen echten und rechten Turner zerfiel nun die ganze Menschheit in zwei Klassen, in Turner und in Kuchenbäcker. Französische Ausdrücke wurden soviel als möglich vermieden, volti-

gieren hieß schwingen, rasonieren hieß lallen, das Rapier hieß das Fechtel, der Versammlungsplatz hieß kürzer der Tie, wohin wir durch eine hölzerne Klapper zusammenberufen wurden.

Jahn leitete die Anstalt mit großer Einsicht, indem er eben jedem seinen freien Willen ließ und dabei sein Ziel, eine Kräftigung der Jugend durch körperliche Übungen, unverrückt im Auge behielt. In seinen Stadtgesprächen soll er oft gegen die Regierung und die Minister ein loses Maul gehabt haben, was ich dahingestellt sein lasse, da ich ihm nicht nähergetreten bin: daß er uns auf dem Turnplatz niemals staatsverbrecherische oder gemeingefährliche Grundsätze beigebracht, kann ich der Wahrheit gemäß bezeugen. Er war kein großer Redner, aber was er mit kräftiger Stimme, manchmal nicht ohne Stocken vorbrachte, verfehlte nie seine Wirkung, denn es kam aus dem Herzen. Seine Verhaftung und sein langer, geheimnisvoller Prozeß erregten ebensoviel Erstaunen als Unwillen; es schien uns allen unbegreiflich, daß der schlichte, gerade Mann mit der originellen, kernigen Geistesrichtung, den wir jahrelang öffentlich hatten wirken sehen, nun auf einmal ein demagogischer Häuptling und verkappter Landesverräter sein sollte. Es verlautete, daß man bei seiner Haussuchung kein anderes Zeichen einer Verschwörung gegen den preußischen Staat gefunden habe als einen alten Dolch, den seine Frau zum Zuckerschlagen benutzte. Das Gebaren der Kamptzschen Immediatkommission ward überall auf das schärfste getadelt, das Eingreifen in die bestehenden Gesetze für völlig unerlaubt erklärt. Als einmal am Tisch des Großvaters Eichmann die Rede davon war, daß gar nichts bei der Untersuchung herauskomme, sagte er mit

Grab Theodor Körners in Wöbbelin
Zeitgenössischer Stich von einem unbekannten Künstler

grimmigem Hohne: „Nun ja, wo man nichts herausinquirieren kann, da wird etwas hineininquiriert!“

Als nun gar (1819) der Turnplatz geschlossen und das Turnen als etwas Gemeinschädliches untersagt wurde, da mußte man sich gestehen, daß die Einsicht der Regierenden sehr weit hinter der Einsicht der Regierten zurückgeblieben sei. Geradezu lächerlich war die Bestimmung, daß Jahn sich der Hauptstadt Berlin in einem Umkreis von 10 Meilen nicht nähern dürfe. Das Verfahren gegen Jahn und gegen die übrigen Demagogen, mit denen er in gar keiner Verbindung stand, bleibt als ein Stück Kabinettsjustiz für immer eine dunkle Stelle in der Regierung Friedrich Wilhelms III., ein Brandmal für die Herren von Kamptz, von Tzschope und Genossen.

Einen nachhaltigen Eindruck gewährte es, als im Jahre 1811 Theodor Körner in unser Haus kam. Mein Vater war mit Körners Eltern in Dresden auf das innigste befreundet und nahm nicht den geringsten Anstoß daran, daß der Sohn kurz vorher von der Leipziger Universität relegiert worden war. Damals gab es böse Reibungen unter den dortigen Studenten; die Adligen hatten erklärt, sich nicht mit den Bürgerlichen schlagen zu wollen; Körner stand an der Spitze der bürgerlichen Vereinigung; er zwang einen Adligen, den Zweikampf anzunehmen, und erhielt einen Hieb ins Gesicht; der ihn leicht ein Auge hätte kosten können.

Als er zu uns eintrat, jagte er den Kindern anfangs Furcht und Schrecken ein. Die mehr schlanke als breit-schultrige Gestalt erschien uns von riesiger Größe. Er

ging ganz schwarz gekleidet; der eng anliegende Gehrock war mit Schnüren besetzt. Auf der noch nicht ganz vernarbten Wunde trug er ein schwarzes Pflaster, und um dies zu verbergen, zog er eine dicke Locke seiner prächtigen schwarzen Haare darüber, die auch das ganze Auge verdeckte. Tante Jettchen nannte ihn deshalb den Zyklopen. Aber es dauerte gar nicht lange, so war er der Liebling der Kinder geworden, ohne daß ich recht anzugeben wüßte, woran dies gelegen. Er gab sich gar nicht besonders viel mit uns ab, aber er war eben eine gerade, offene, liebenswürdige Natur, die jeden für sich einnehmen mußte. Wenn wir des Abends in der Kinderstube hörten, Herr Körner sei vorn, so ließen wir die Schularbeiten liegen und eilten in das Besuchszimmer. Mit einer schönen, klangvollen Baßstimme las er eigene und fremde Gedichte vor, wobei der sächsische Dialekt uns nur anfangs störte; wir wurden von seiner Begeisterung mit fortgerissen.

Manchmal erzählte er etwas von seinem Leipziger Studentenleben und wußte besonders das dortige Stadttheater höchst ergötzlich zu beschreiben. Das Parterre der kleinen, finstern Bretterbude wurde fast ausschließlich von den Studenten eingenommen und beherrscht. Zu der schmalen Eingangstür führte von außen eine wackelnde Holztreppe von fünf Stufen hinan, und eine ebensolche führte inwendig gleich wieder hinab. Bei starkem Zudrang wurde man die äußere Treppe fast hinaufgeschoben, und oben angelangt, konnte man nichts Besseres tun, als mit vorwärts eingesetztem Ellenbogen die fünf inneren Stufen hinabzutanzten, um in dem dunklen Gewühle so weit vorwärts zu dringen, wie die ballistische Kraft des Armes reichte. Da der Boden des Parterres

nur aus locker zusammengelegten Brettern bestand, läßt sich denken, welchen Lärm jeder neue Ankömmling verursachte.

Keinen größeren Gefallen konnte Körner uns tun, als wenn er in Tante Jettchens Stube uns etwas zur Gitarre sang. Allgemeine Heiterkeit erregte sein Lied:

Ein Amboß und ein Mühlenstein,
die schwammen bei Dresden wohl über den
Rhein,
sie schwammen sanft und leise;
ein Frosch verschlang sie alle beid'
in den Hundstagen auf dem Eise.

Ein anderes Lied vom Doktor Eisenbart und seinen kräftigen Medikamenten fand nicht weniger Beifall. Tante Jettchen hatte auch die Gitarre gelernt und übte sich täglich auf das gewissenhafteste, kam aber, bei geringem Talent, nicht weit vorwärts. Die geniale Leichtigkeit, mit der Körner das Instrument behandelte, erregte ihre Bewunderung, die nicht ganz frei von Neid war.

Körner liebte von Jugend auf das Wandern und hatte schon mit fünfzehn oder sechzehn Jahren als leichter Troubadour mit der Gitarre auf dem Rücken und wenig Geld in der Tasche kleine Fußreisen durch die Sächsische Schweiz gemacht. Er übernachtete in einem Bauernhause oder bei einem befreundeten Dorfpfarrer, zog am Morgen singend durch die schattigen Täler, lagerte sich unter einer alten Eiche und verzeichnete in sein Taschenbuch mit flüchtigem Griffel die ihm zufliegenden poetischen Eingebungen; er vertiefte sich in das Waldesdickicht, wurde von einem Gewitterregen tüchtig durchnäßt und erklimmte dann eine einsame Berghöhe mit

überraschender Fernsicht. Seine belebten, warmen Schilderungen prägten sich unauslöschlich unserem Gedächtnis ein und machten solche Gebirgsfahrten für uns zum Ideal aller Reiseromantik.

Wegen seines klangvollen Basses war Körner auf Veranlassung meines Vaters in die Zeltersche, von Fasch gegründete Singakademie eingetreten, die in jener Zeit einzig in ihrer Art dastand. Eine Gesellschaft echter Musikfreunde aus den gebildeten Ständen hatte sich vereinigt zur würdigsten Ausführung der besten klassischen Werke auf dem Gebiete der geistlichen Musik, die man sonst nirgend zu hören bekam.

Körner empfand eine große Freude an dieser reinen Vokalmusik, wie sie ihm selbst die berühmte Kapelle der Dresdner Katholischen Kirche nicht geboten hatte. Er besuchte die Versammlungen der Singakademie sehr regelmäßig, die ihr Repertorium nach und nach immer weiter ausdehnte. Es wurden nicht nur reine Gesangstücke gegeben, die mächtigen Oratorien von Händel, die stacheligen und doch schmackhaften Arbeiten von Johann Sebastian Bach, die Werke von Benda, Graun und anderen Meistern kamen zur Aufführung.

Während seines Berliner Aufenthalts studierte Körner zwar dem Namen nach Bergwissenschaften, folgte aber hauptsächlich seinem Hang zur Poesie. Das Dichten war von Jugend auf ihm zur anderen Natur geworden; seine Mutter zeigte mir späterhin ganze Stöße von Poesien, die er vom achten und neunten Jahre an zustande gebracht. Wenn man bedenkt, daß er noch nicht 21 Jahre alt war, als der Tod ihn bei Gadebusch ereilte, so muß man die Fruchtbarkeit seines leicht schaffenden Talentes bewundern.

Durch einen unvorsichtigen Spaziergang in der Abendkühle zog er sich in Berlin ein kaltes Fieber zu, welches gar nicht weichen wollte. Als letztes Mittel rieten die Ärzte ihm eine Luftveränderung. Noch sehe ich ihn deutlich vor mir, wie er in eleganter heller Strumpfhose, schwarzem Frack und weißem Hut nach unserem großen Garten in der Lehmgasse kam, um Abschied zu nehmen. Das Gesicht war blaß, aber die männlich-schöne Gestalt hatte nichts von ihrer Würde verloren.

Er ging zuerst nach Dresden und dann nach Wien. Seine dortigen theatralischen Erfolge begleiteten wir mit der lebhaftesten Teilnahme. Als er im Jahre 1813 wieder bei uns erschien, wurde er wie ein alter, lieber Freund jubelnd begrüßt.

GROSSVATER EICHMANN · TANTE JETTCHEN

Durch die zweite Heirat meines Vaters kamen wir mit dessen neuem Schwiegervater, dem Geheimrat Eichmann, in nähere Verbindung. Er war aus Preußisch-Minden gebürtig, eine echt westfälische Kernnatur. Gesund an Leib und Seele, entschieden in seinen Meinungen, aufbrausend und bedächtig, zu allem Spaß und Ernst bereit, übte er bald auf die Kinder den allergrößten Einfluß.

Wenn irgendein geringes oder großes Ereignis besprochen wurde, faßte er zuletzt sein Urteil in einen kurzen, prägnanten Satz zusammen, der gewöhnlich den Nagel auf den Kopf traf. Mit der tiefsten Redlichkeit des Charakters verband er eine vorsichtige Weltklugheit, die bei

keiner Gelegenheit das Nützliche aus den Augen verlor. Obgleich ich zu meinem Vater ein unbegrenztes Vertrauen hegte und mich mit allen Fragen, die dem grübelnden und forschenden jugendlichen Geist aufstießen, an ihn wenden konnte, so ließ doch die Milde seiner Auffassung meinem eigenen Ermessen zuviel Spielraum. Die strengen Sentenzen des Großvaters imponierten mir, wenn ich ihnen auch nicht immer beistimmte. Sie begleiteten mein Jugendleben, wie die Aussprüche des Chors in der griechischen Tragödie den Gang des Stückes. Man wird viele davon in meinen Aufzeichnungen antreffen, da sie mir bei allen Gelegenheiten unwillkürlich ins Gedächtnis kommen.

Das ganze Wesen des Großvaters Eichmann hatte etwas Befehlendes, der Kopf glich dem eines Bullenbeißers oder, edler ausgedrückt, dem eines Löwen. Auf der tiefgefurchten Stirn bäumte sich ein Wald von weißen Haaren empor, die durchdringenden blauen Augen, von buschigen weißen Brauen beschattet, konnten den freundlichsten und den drohendsten Ausdruck hervorbringen, an die mäßig gebogene Nase schloß sich eine sehr lange Oberlippe, der behagliche Mund stand zwischen zwei wohlgefüllten Wangen, welche meine Schwester, die alles mit ihm anfangen konnte, oft mit wahren Wohlgefallen streichelte. Die Kraft der Zähne blieb ihm bis ins höchste Alter, so daß er noch im 80. Jahr, zur Verwunderung der ganzen Tischgesellschaft, Aprikosenkerne aufknackte. Meine Schwester nannte ihn wegen seines starken Bauches den dicken Großvater oder schlechtweg den Dicken, worüber er sich vor Lachen ausschütten wollte. Dafür nannte er sie, wegen ihrer dunklen Hautfarbe, die Prinzessin von Marokko, was denn von

ihrer Seite nicht mit Lachen, sondern oft mit Tränen erwidert wurde.

Seine Jugend fiel in die Zeiten des Siebenjährigen Krieges. Von der Schlacht bei seiner Vaterstadt Minden (1. August 1759), die er als zwölfjähriger Knabe erlebte, wußte er manches zu erzählen, was von den Kindern mit großer Begierde aufgefaßt wurde: wie vor der Schlacht die zusammengeraffte westfälische Landmiliz die Wälle der Stadt besetzt und wie ein Milizsoldat, als die Kanonade losging, den Feinden zugerufen habe: „Schießt nicht hierher, hier stehen Leute!“

Seine Laufbahn im preußischen Staatsdienst begann er als Privatsekretär des Ministers von Görne und trat dann in das Finanzministerium über. Seine gründliche Sachkenntnis, seine Tüchtigkeit im Dienst, sein umfassendes Gedächtnis, sein zuverlässiger Charakter hoben ihn im Fach des Fabrik- und Industriegewesens von Stufe zu Stufe. Zuletzt wurde er, der niemals eine Universität besucht hatte, Geheimer Oberfinanz-Kriegs- und Domänenrat und stand an der Spitze des ganzen Fabrikdepartements.

Das Verhältnis der Gewerbetreibenden zum Staat war in jenen Zeiten ein ganz anderes als jetzt. Bei der Geringfügigkeit der Mittel, über welche die meisten Privatleute verfügen konnten, bei der hermetischen Absperrung der Länder gegeneinander, bei der Schwierigkeit auswärtige Verbindungen anzuknüpfen, bei der Mühseligkeit des Transportes hielt es der Staat für seine Pflicht, industrielle Unternehmungen direkt zu unterstützen. Dies war anerkannt und wurde, soweit es anging, mit vieler Liberalität ausgeübt. Manches große Handlungshaus hatte den Grundsatz, alljährlich ein oder ein paar Ge-

suche um Beihilfe zu einer beabsichtigten Spekulation an den König zu richten, weniger in der Hoffnung, sie alle genehmigt zu sehen, als nur, um zu zeigen, daß man fortwährend tätig sei.

Diese Gesuche wurden entweder direkt vom König erledigt, oder sie gingen erst an den Finanzminister. Da war es nun die Sache des vortragenden Geheimrates, die Eingaben zu prüfen, mit den Bittstellern sich zu besprechen, die Ausführbarkeit des Unternehmens zu beurteilen und das Risiko beim Vorschuß bedeutender Summen abzuwägen.

Auf diesem Felde hatte der Großvater Eichmann eine bedeutende Tätigkeit entfaltet, sich durch Sachkenntnis, wohlwollende Teilnahme und rasche Entschiedenheit nach oben und nach unten Anerkennung verschafft. Wenn auch unbegrenzte Verehrung für Friedrich II. und seine segensreichen Staatseinrichtungen sich bei ihm von selbst verstand, so ließ er bei seinen Erzählungen doch hin und wieder durchblicken, daß in den letzten Jahren der amtliche Verkehr mit dem alten Herrn ein sehr schwieriger gewesen. Die Minister waren im Grunde nur seine Sekretäre, sie durften beinah nichts selbständig anordnen. Waren ja einmal eigene Vorschläge zu gewerblichen Verbesserungen oder zur Erleichterung des Verkehrs zu machen, so durften diese nicht als von dem Minister ausgehend dargestellt, sondern es mußte immer die Phrase gebraucht werden, daß man nur glaube, die Ansichten Seiner Majestät dabei auszusprechen. Wenn dies nicht in der rechten Art geschah, so ließ der alte, grämliche Herr manchmal ein gewaltiges Donnerwetter los, an welches indessen die Minister schon gewöhnt waren und aus dem sie sich nichts machten.

Großen Mißmut im Volke erregte in der letzten Zeit hauptsächlich die königliche Akzise, deren vexatorische Bestimmungen noch dazu meistens von Franzosen ausgeführt wurden. Um den ewigen Plackereien und Hemmungen zu entgehen, blieb den Kaufleuten fast nichts anderes übrig, als die fremden Beamten zu bestechen, die daher in kurzer Zeit wohlhabende Leute wurden. Der König wußte dies und ließ es geschehen, weil er glaubte die Einnahmen aus dieser verhaßten Steuer nicht entbehren zu können.

Auf einer Inspektionsreise in Schlesien meldete sich bei ihm ein emeritierter Akzisebeamter und bat um eine Unterstützung, weil er von seiner schmalen Pension nicht leben könne. „Dummer Kerl“, fuhr ihn der König an, „ich habe Ihn ja an die Krippe gebunden, warum hat Er denn nicht gefressen?“

Von meiner Mutter und Tante Jettchen hörte ich später, daß Wilhelm von Humboldt im Anfang seiner staatsmännischen Laufbahn nicht selten ein Mittagsgast des Großvaters Eichmann gewesen sei und oft lange Gespräche über das Fabrikwesen mit ihm geführt habe.

Die immer steigende Finanznot des Staates während der französischen Besetzung und die neue Organisation im Jahre 1808 machten die Pensionierung von einer Menge älterer Beamten notwendig. Dies Los traf auch den Großvater Eichmann, der, am Ende der Fünfziger stehend, seine volle körperliche und geistige Kraft bewahrte. Bei seiner Pensionierung sagte er sehr ruhig:

„Mit vielem hält man haus,
mit wenigem kömmt man auch aus!“

Er blieb aber nicht lange in Untätigkeit, denn er wurde vom Berliner Magistrat zum Munizipalrat ernannt und hatte als solcher die Obliegenheit, mit den französischen Behörden wegen der Natural- und Reallieferungen zu unterhandeln. Wir Kinder bewunderten nun seinen großen, dreieckigen Hut mit goldenen Quasten und seine schwarzweiße Binde.

Da er das Französische geläufig sprach und bei aller Festigkeit sehr gefällige Formen hatte, waren die französischen Kommissare sehr froh, mit ihm zu verkehren. Nicht wenig imponierte ihnen seine Sachkenntnis in allen technischen Fragen. Diese vermuteten sie nicht bei einem so hohen Staatsbeamten und machten ihm mit echt französischer Urbanität Komplimente darüber. Was geliefert werden mußte, das schaffte er unweigerlich an, aber wenn unter dem Namen *faux frais* etwas Unerlaubtes angesetzt wurde, so trat er dem mit Nachdruck und, wenn es sein mußte, mit deutscher Grobheit entgegen, wobei seine straffe Persönlichkeit und seine Löwenstimme ihm trefflich zustatten kamen.

Manches einzelne aus diesen Kämpfen teilte er uns in seinen Tischgesprächen mit, wenn er ganz erhitzt vom Rathaus kam; es ist mir aber wenig Sicheres davon gegenwärtig geblieben, nur eine Erzählung hat sich eingeprägt.

Ein junger Berliner Kaufmann übernahm große Heu- und Lieferungen für die französische Armee. In dem dazu bestimmten Magazin in der Münzstraße hatte er zu ebener Erde sein Kontor und daneben eine wohnliche Stube eingerichtet, wohin er die französischen Kommissare einlud und mit Lachs, Kaviar, feinen Weinen usw. auf das glänzendste bewirtete. Die von ihm gelieferten, in den Tor-

weg einpassierenden Heuwagen wurden aus den Fenstern des Kontors registriert; wenn aber die Beamten beim Frühstück saßen, so kam es vor, daß mancher Wagen registriert wurde, der nur vor dem Torweg still hielt, dann aber daneben vorbei um das Haus herumfuhr und sich nach gewechseltem Fuhrmann als ein neuer präsentierte. Durch diesen Betrug wurden die Heurationen der Kavallerie bedeutend geschmälert, allein alle Klagen darüber von den Kommissaren schnöde abgewiesen. Der Berliner Lieferant erwarb auf diese Weise ein bedeutendes Vermögen, legte später eine Färberei an, machte zu großen Aufwand, ward landflüchtig und starb zuletzt im Elend. – „Er hat es nicht anders haben wollen!“ sagte der Großvater.

Trotz solcher einzelnen Durchstechereien wurden die Lieferungen mit Strenge eingetrieben. Der Ingrimm über die unerhörten Bedrückungen fraß dem Großvater das Herz, aber er verlor nie den Mut. Mehr als einmal habe ich ihn sagen hören: „Wir werden es ihnen schon wieder eintränken!“ Dies Gefühl der tiefsten Entrüstung über die brennende Schmach ging durch alle Stände und war nötig, damit das Volk sich im Jahre 1813 wie ein Mann erhebe.

Eine andere interessante Persönlichkeit, die ich bei dem Großvater kennengelernt, war der Mechaniker Kleinsteuber. Auch er hatte sehr gering angefangen, hatte aus dem Fabrikdepartement Unterstützung erhalten und nach und nach einen bedeutenden Ruf erworben. Er erfand für die Berliner Münze eine Prägemaschine von solcher Trefflichkeit, daß er von der englischen Regierung aufgefordert wurde, eine ähnliche für das Londoner Münzamt zu bauen. Da man aus der neuen Erfindung

kein Geheimnis machte, so folgte Kleinsteuber mit Bewilligung der preußischen Regierung jener ehrenvollen Aufforderung und blieb mehrere Jahre unter sehr günstigen Bedingungen in London. Beim Bau der dortigen Maschine hatte er mehrere wesentliche Verbesserungen ersonnen, die nun auch in Berlin ausgeführt wurden.

An des Großvaters Tisch saß er sehr still und in sich gekehrt, als ob er über ein schwieriges mechanisches Problem nachdenke. Ein großes Fest war es für uns, als wir in Gesellschaft des Großvaters die Münze besuchten und Kleinsteuber uns die Einrichtung der wunderbaren Maschine erklärte. Sie hatte nicht nur den Vorteil, daß sie mit einem Zuge des Schwengels beide Seiten des Talers und den Rand ausprägte, sondern auch eine Vorrichtung, welche den Schrötling, ohne Zutun der Hand, in die richtige Lage brachte und nach vollendeter Prägung den fertigen Taler beiseite schob. Daß hierzu ein sehr komplizierter Mechanismus gehöre, konnten wir uns leicht denken, aber wie sehr erstaunten wir, als Kleinsteuber die Maschine stillstehen ließ und nun die Decke des aus mehreren Hundert stählerner Hebel und Haken bestehenden Apparates weghob. Der Gedanke, daß alle diese Stücke auf das genaueste gearbeitet, daß ihr ineinandergreifen auf das schärfste berechnet sein müsse, hatte etwas Sinnverwirrendes. Mehrere Jahre später hörten wir mit großem Schmerz, daß eine solche Verwirrung bei dem Erfinder selbst eingetreten und daß der treffliche Kleinsteuber in einem Zustand von Geistesstörung seinem Leben ein Ende gemacht.

Beuth, später Geheimrat und Schöpfer des Gewerbe-Institutes, verkehrte als junger Assessor viel in des Großvaters Haus; er ergötzte die Kinder aufs höchste, wenn

er mit seiner hellen Diskantstimme allerlei komische Lieder zur Gitarre sang. Von seinen gewerblichen Tischgesprächen mit dem Großvater, bei denen es oft sehr warm herging, verstand ich freilich nicht viel, doch erinnere ich mich, daß der Großvater, als Beuth fort war, einmal sagte: „Ein ganz gescheiter Mann, der auch etwas gelernt hat, allein alle unsere jungen Leute wollen die Welt reformieren und haben nicht das Zeug dazu.“

Mit seinem Hausarzt, dem berühmten alten Heim, stand der Großvater auf dem freundschaftlichsten Fuß. Diesen außerordentlichen Mann, der später auch meiner Familie seine ärztliche Hilfe gewährte, habe ich bei dem Großvater zuerst kennen und verehren gelernt. Als eine besondere Vergünstigung wurde es betrachtet, daß der übermäßig in Anspruch genommene Heim zuweilen eine Mittagseinladung beim Großvater annahm. Hier zeigte er sich von seiner liebenswürdigsten Seite. Wenn ihm sonst von einigen seiner neidischen Kollegen vorgeworfen ward, daß seine Originalität zuweilen eine gemachte sei, so konnte dies für seine späteren Jahre wohl einigen Grund haben. Da er in der Blütezeit seiner Praxis von Hilfesuchenden förmlich überlaufen ward und unmöglich die Personen und Namen alle richtig im Kopf behalten konnte, so hatte er sich angewöhnt, jeden ihm Begegnenden sehr kurz zu fragen: „Wer sind Sie, und wie heißen Sie?“ Dies tat er denn auch manchmal, halb aus Zerstreuung, halb aus Angewöhnung bei bekannten Leuten. So richtete er einst diese Frage an Schleiermacher, den er vorher öfter gesehen. Dieser sah ihn scharf an und sagte mit dem größten Ernst: „Ich bin ein berühmter Arzt und heiße Geheimrat Heim!“ Sichtlich aus der Fassung gebracht, aber bald wieder gesammelt erwiderte

Heim: „Jetzt kenne ich Sie auch, Sie sind ein berühmter Theologe und heißen Schleiermacher.“

Am Tisch des Großvaters, in Gesellschaft von wenigen Gästen, erschien Heim in der unbefangenen Natürlichkeit. Mit komischem Ernst zog er einst eine ausführliche Parallele zwischen dem Schwein und dem Menschen, von der Geburt an bis zum Tode, wobei der Herr der Schöpfung sehr im Nachteil blieb.

Ein anderes Mal erzählte er uns, wie seine Kinder und Enkel ihn, der früher gar nicht ins Theater gekommen, überredet hätten, sich bei vorgerücktem Alter dieses Vergnügens bisweilen zu gönnen; das sei ihm aber schlecht bekommen. Da er von Musik nichts verstehe, so habe man keine Oper gewählt, sondern ein Schauspiel, aber leider eines von den rührenden, herzerreißenden, wo ein unnatürlicher Vater seinen einzigen Sohn zwingen will, die Mätresse des Fürsten zu heiraten, und der Sohn sich samt seiner Geliebten vergiftet. Das Stück sei von Schiller und heiße „Kabale und Liebe“; er habe es aber vorher nicht gelesen gehabt. Jener grausame Vater habe ihn (Heim), der von jeher seinen Kindern alles mögliche zu Liebe getan, in Empörung gesetzt, und er habe die folgenden Tage fast an nichts anderes als an das fatale Theaterstück denken können. Wenn ein Patient über Leibweh geklagt, so habe er geantwortet: „Trinken Sie Kamillentees, und wenn Sie wüßten, wie es dem armen Ferdinand ergangen ist, so würden Sie sich aus dem bißchen Leibweh gar nichts machen!“

Weil es nun mit dem Schauspiel nicht geglückt, so hätten die Seinigen ihn in ein neues brillantes Ballett geführt, aber das sei noch schlimmer gewesen. Hier habe er sich über die unanständigen Bewegungen der Tänze-

rinnen so tief geschämt, daß er sich nicht getraut, seine alte, neben ihm sitzende Frau anzusehen. Und doch habe das Publikum, ja selbst der König, der doch eigentlich ein gutes Beispiel geben solle, ganz munter zugeschaut und bei den verwegensten Verrenkungen geklatscht.

Das folgende originelle Geschichtchen habe ich nicht aus Heims Munde, es wurde aber damals in der ganzen Stadt erzählt. Er hatte einem Patienten sehr viele – vielleicht zu viele – Aderlässe verordnet, und der Kranke war gestorben. Der ehrwürdige Hufeland, ein Muster edler Sittlichkeit und besonnener Mäßigung, machte ihm darüber gelinde Vorwürfe: „Wie werden Sie, lieber Kollege, dies einst bei unserem Herrgott verantworten können?“ – „Da werde ich sagen“, erwiderte Heim, „alter Herr, davon verstehen Sie nix!“

Obwohl dem Großvater Eichmann niemals etwas fehlte, schickte er doch hergebrachterweise dem alten Heim alljährlich ein reichliches Sostrum. Nach Neujahr machte Heim ihm gewöhnlich einen Besuch und sagte dann fast entrüstet: „Wie können Sie mir Geld schicken? Ich habe Ihnen ja in diesem ganzen Jahr nix verschrieben!“ – „Desto lieber schicke ich es“, entgegnete Eichmann, „und werde mich bemühen, noch lange damit fortzufahren.“

Der Großmutter Eichmann widmeten die Kinder keine so starke Zuneigung wie dem Großvater. Sie war eine brave, verständige Frau, die ihre beiden Töchter Lottchen und Jettchen mit aller Sorgfalt auferzogen, die es aber nicht unterlassen konnte, über jede Kleinigkeit zu keifen und zu schelten. Doch hörten wir ihr manchmal mit Vergnügen zu, wenn sie in guter Laune uns etwas

von ihrer Kindheit erzählte, welche in die Zeit des Siebenjährigen Krieges fiel.

Nach der Sitte der damaligen Zeit nannte sie ihren Mann Eichmann und er sie nicht anders als Eichmann'n. Dies war uns anfangs ungewöhnlich, denn meine Mutter nannte den Vater wohl auch Parthey, er aber sagte zu ihr Lottchen, was uns viel gemüthlicher und zutraulicher vorkam.

Ein sehr schönes Verhältniß entspann sich für meine Schwester und mich zur Tante Jettchen, der jüngeren Tochter des Großvaters Eichmann, die, wie ich schon erwähnte, nach Nicolais Tode ihr freundliches Gartenzimmer in unserer Wohnung beibehielt. Es verging selten ein Tag, ohne daß wir zu ihr hinübersprangen, um sie etwas zu fragen oder ihr etwas zu zeigen, denn sie war ebenso belehrend wie teilnehmend. Von Jugend auf fühlte sie einen unwiderstehlichen Trieb, etwas zu lernen und sich nützlich zu beschäftigen. Mit dem Französischen und Italienischen machte sie sich schon früh bekannt; als sich einmal die Aussicht zeigte, mit einer verwandten Familie nach England zu reisen, lernte sie noch geschwind das Englische, aber die Reise kam nicht zustande.

Ihre feste, klare, fast möchte ich sagen edle Handschrift übte von Jugend an einen unwiderstehlichen Zauber auf mich aus. Da ich mich immer bemühte, meine eigene Handschrift zu verbessern, nahm ich mir die ihrige zum Muster, das in unerreichbarer Vollendung vor mir stand. Noch jetzt erfreuen mich ihre Briefe, wenn sie mir zufällig in die Hand kommen, nach Inhalt, Form und Schrift in hohem Maße.

Die feinsten Federmesser auf einem kleinen Ölstein selbst zu schleifen, ausgesuchte Gänsekiele in kunstge-

rechter Weise für alle Arten von Schrift zu schneiden, verstand sie aus dem Grunde und gab mir gern Unterricht darin. Ihre Tinte war stets von einer beneidenswerten Schwärze, und sie impfte mir den Abscheu ein, dieselbe mit Wasser zu verdünnen.

Von dem Dr. Hermbstädt, der als junger Dozent im Eichmannschen Hause verkehrte, hatte die Tante sich in der Physik und Chemie unterrichten lassen; allein dieses Studium durfte nicht lange fortgesetzt werden, weil sie einstmals durch eine zerbrochene Flasche Schwefelsäure einen wertvollen Teppich und andere Effekten zugrunde gerichtet. Doch füllte sie sich später immer noch selbst ihr elektrisches Feuerzeug und konnte uns keine größere Freude bereiten, als wenn sie uns erlaubte, ihr dabei zur Hand zu gehen. Die Selbstentzündung des Wasserstoffes durch feinen Platindraht war damals noch nicht bekannt, man bediente sich eines elektrischen Funkens, und es bedurfte einer komplizierten Vorrichtung, damit der Funken gerade in demselben Moment erscheine, wenn die Röhre mit Wasserstoff sich öffnete. Daher war auch das Feuerzeug nur selten in Ordnung, wurde aber nichtsdestoweniger als etwas Außerordentliches angestaunt.

Die Tante besaß auch eine Elektrisiermaschine mit ein paar Leidener Flaschen, einem Isolierschemel usw. Wir lernten hier zuerst die Wirkungen jener merkwürdigen Naturkraft kennen, die jetzt durch die Erfindung der elektrischen Telegraphen alle irdischen Entfernungen schwinden läßt. Meiner Schwester und mir waren die kleinsten elektrischen Schläge äußerst zuwider, und wir vermieden sie auf jede Weise; bei Fritz fand das Gegenteil statt. Er setzte sich mit vieler Bravour auf den

Isolierschemel, ließ sich volladen und dann einen ansehnlichen Funken aus seiner etwas länglichen Nasenspitze holen, ohne nur eine Miene zu verziehen.

Der Professor Weiß unterrichtete die Tante in der Mineralogie. Sie legte sich eine kleine Sammlung an, in der wir die verschiedenen Kristallstufen mit Entzücken betrachteten. Die lebendige Gesetzmäßigkeit des Entstehens dieser unlebendigen Gebilde öffnete dem ahnenden Sinne einen Einblick in den großen, das ganze anorganische Reich durchziehenden Rhythmus.

Kurt Sprengel, später Professor in Halle, war ihr Lehrer in der Botanik, und Willdenow, ein im Nicolaischen Hause gern gesehener Gast, konnte in allen zweifelhaften Fällen befragt werden. Die mineralogische Sammlung ward später nicht sehr gepflegt, aber der Botanik blieb die Tante bis an das Ende ihres Lebens treu und besaß darin mehr als gewöhnliche Kenntnisse.

Im Park von Schönhausen waren ihr einige Buchen aufgefallen, die sich in mäßiger Höhe über der Erde getrennt hatten und dann wieder zusammengewachsen waren. Sie zeichnete diese Stämme für Willdenow, der an dem merkwürdigen Vorkommen großes Interesse nahm. Wir besuchten zusammen die wunderbaren Bäume und konnten uns nicht genug über diese Trennung und Wiedervereinigung wundern. Später erfuhr ich, daß diese Erscheinung durch die Eigenart der Buche bedingt sei, die ein sehr hartes Holz mit weicher Rinde besitzt. Wenn die Rinden von zwei Ästen sich gegeneinander durchreiben, so schließen sich die beiden wunden Stellen durch den hervordringenden Saft fest zusammen. In den großen Ziergärten der französischen Landsitze sollen manche

Buchenhecken zu einem lebendigen Gitterwerk verwachsen sein.

Mit so vielen Kenntnissen und geistigen Vorzügen ausgestattet, lag es doch der Tante fern, ein Blaustrumpf zu sein, vielmehr war sie in allen weiblichen und häuslichen Arbeiten ebenso erfahren wie in Sprachen und Wissenschaften. Sie führte die feinsten Stickereien aus und verschmähete es nicht, daneben die Staubtücher aus der Küche zu stopfen. Nicht zufrieden damit, ihre eigene Wäsche und die ihrer Eltern auf das sauberste zu nähen, kam sie sogar auf den etwas barocken Einfall, sich ihre Schuhe selbst zu verfertigen. Die nötigen Handwerkszeuge, Ahle, Pfriemen, Hammer, Schweineborsten, Pechdraht usw., wurden angeschafft und in einem sauberen Kasten mit Schiebedeckel verwahrt. Sie nahm förmlich Unterricht bei einem anständigen Damenschuhmacher und handhabte die verschiedenen Instrumente mit einer wahren Virtuosität. Bald brachte sie es dahin, auf selbstgefertigten leichten Sommerschuhen zu gehen; die dicksohligen, welche einen größeren Kräfteaufwand erforderten, wollten ihr weniger gelingen. Meine Schwester erhielt von ihr ein Paar selbstgefertigte rotseidene Tanzschuhe, die auf mehr als einem Balle glänzten.

Eine glückliche Zeit begann für mich, als Tante Jettchen anfang, meiner Schwester und mir Unterricht in der Botanik zu geben.

Die Tante führte uns durch die Analyse einzelner interessanter und bekannter Pflanzen gleich in die Praxis ein und ließ die schwierige deutsche Terminologie anfangs nur nebenher gehen. Hier zeigte es sich bald, daß meine Schwester trotz ihres lebhaften und durchdringenden Geistes nicht die mindeste Lust hatte, sich die ver-

schiedenen Blattformen, die gerippten, gesägten, gezackten und gelappten, die lanzettförmigen, herzförmigen, eiförmigen usw., zu merken. Sie verwechselte nur zu oft den Kelch mit der Blumenkrone und zerzupfte in Gedanken manches für die Untersuchung bestimmte Exemplar. Daher ward ihr in aller Güte und Liebe der botanische Unterricht erlassen, und wir beide, die Tante und ich, wandten einen um so größeren Eifer an.

Die wahre Lust fing aber erst an, als wir kleine botanische Exkursionen machten, teils allein, teils in Gesellschaft eines jungen Bouché aus der Nachbarschaft der Blumenstraße, der neben seiner Handelsgärtnerei tüchtig Botanik trieb und in der Umgegend Berlins sehr gut Bescheid wußte. Das Erscheinen der neuen Gattungen und Arten im Laufe des Sommers gewährte einen reinen Genuß, das Bestimmen der noch unbekannten erforderte Aufmerksamkeit. Das Einlegen und Pressen in einer alten Nicolaischen Serviettenpresse, das Umlegen in trocknes Papier, das richtige Aufschreiben der Namen auf kleine Zettel, zuletzt das Einordnen in das System und das Aufbewahren in großen Mappen –, dies alles verrichtete ich mit der fröhlichsten Emsigkeit; denn schon damals lag unausgesprochen in meiner Seele der Gedanke, daß die Arbeit das Glück des Lebens sei.

Unsere Exkursionen vom großen Garten aus gingen meist östlich und südlich vom Frankfurter bis zum Halleschen Tor. Diese Gegend kam mir damals ebenso trostlos und von Gott verlassen vor, wie sie mir noch jetzt erscheint, und wenn ich an manche Stellen jener botanischen Ausflüge zurückdenke, an die winzigen Fuchsberge bei Lichtenberg und die öden Müggelberge bei Köpenick, an den Stralower Kirchhof und das Treptower

Holz, an die Rollberge und den Neuen Krug in Rummelsburg, wo wir uns in der Hitze zuweilen an einem Butterbrot und an detestabelm saurem Bier erlabten, so überschleicht mich eine aus Lust und Unlust gemischte Empfindung.

POLITISCHE EREIGNISSE BIS 1812

Über die politischen Ereignisse, welche nach dem Unglücksjahr 1806 in Preußen eintraten, konnten sich nur einige abgerissene Notizen dem kindlichen Gedächtnis einprägen. Was uns davon in den geschichtlichen und geographischen Schulstunden vorgetragen wurde, war nur geeignet, eine ganz heillose Verwirrung in den Köpfen anzurichten. Jedes Jahr brachte neue durchgreifende Veränderungen. Hatte man mit Mühe die Quadratmeilen und Einwohner der verschiedenen europäischen Staaten auswendig gelernt, so trat sehr bald eine andere Einteilung in Kraft, und alles wurde über den Haufen geworfen.

Dennoch will ich versuchen, einen kurzen Überblick der Ereignisse zu geben, um mir selbst wieder klarzumachen, unter welchen erschütternden politischen Stürmen meine Jugend hingegangen.

Der geographische Unterricht begann damals allgemein mit dem Königreich Portugal. Über dieses Land erfuhren wir, daß es bisher von dem uralten Regentenhause Braganza beherrscht worden sei. Der Kaiser Napoleon I. verlangte ohne alle Berechtigung, daß Portugal

dem Kontinentalsystem beitreten, das heißt alle seine Häfen den englischen Schiffen verschließen solle. Da Portugal sehr wenig Gewerbe besaß und alle seine Bedürfnisse an Fabrikaten aus dem betriebsamen England bezog, so durfte man jenes Verlangen wohl ein unbilliges nennen. Daher erfolgte eine abschlägige Antwort, und sofort schickte Napoleon im Jahre 1807 seinen Marschall Junot mit einer Armee quer durch Spanien nach Portugal. Dieser hielt seinen Einzug in Lissabon und eroberte fast das ganze Land für französische Rechnung. Der König von Portugal ging mit seiner Familie auf englischen Schiffen nach seiner amerikanischen Provinz Brasilien und nahm dort den Titel eines Kaisers von Brasilien an.

Nicht mit Unrecht vermutete man damals, Napoleon habe diesen Eroberungszug nur deshalb unternommen, weil er gehofft, die amerikanischen Kolonien würden sich nicht vom Mutterlande lossagen, sondern ihm als dem Beherrscher von Portugal zufallen.

Spanien hatte den Durchzug der Franzosen erlaubt, weil ihm ein Stück der portugiesischen Beute versprochen war, aber bald sollte es erfahren, daß in Napoleons starkem Kopf die Begriffe von Recht und Unrecht, von mein und dein einen anderen Inhalt hatten als bei den meisten übrigen Menschen.

Im Frühjahr 1808 ging der altersschwache König von Spanien, Karl IV., mit seinen beiden Söhnen Fernando und Carlos nach Bayonne, wohin auch Napoleon gekommen war, und entsagte hier für sich und seine Kinder allen seinen Regentenrechten auf Spanien und Amerika zugunsten desjenigen Prinzen, den der französische Kaiser auf den spanischen Thron setzen werde. Dafür erhielt

er ein jährliches Einkommen von 30 Millionen Realen. Vermöge dieser Zession, von der man nie recht erfahren, ob sie freiwillig oder gezwungen gewesen, betrachtete Napoleon nun Spanien als sein Eigentum. Er rief seinen Bruder Joseph, bis dahin König von Neapel, zu sich und führte ihn an der Spitze eines siegreichen Heeres nach Madrid. Bei diesem Gewaltstreich erhob sich die ganze spanische Nation und begann einen unablässigen Guerrillakrieg gegen die fremden Eindringlinge. Auch die Engländer taten das Ihrige und schickten den General Wellington. Waren auch die Spanier im offenen Feld den Franzosen nicht gewachsen, so hielten sie desto hartnäckiger ihre Festungen. Die heldenmütige Verteidigung von Pampelona, Saragossa, Tarragona usw. wurde mit Bewunderung nach Privatnachrichten verfolgt; in unseren unter französischem Einfluß stehenden Zeitungen fand man nur einige Angaben über die endliche Eroberung dieser Festungen durch die Franzosen.

In betreff des französischen Kaiserreiches hatten wir uns gewöhnt, von 1806 bis 1812 eine alljährliche Vergrößerung zu vernehmen, so daß die Zahl der Departements und der Einwohner sich immerfort veränderte.

Über den Kaiser Napoleon I. Bonaparte selbst wurde uns mitgeteilt, daß er zuerst als fähiger und unerschrockener Artillerieoffizier bei der Belagerung von Toulon im Jahre 1793 sich ausgezeichnet und daß er, wie die römischen Konsuln, die Gewohnheit habe, alle seine Feldzüge in einem Jahr zu beenden. So eroberte er 1796 bis 1797 im raschen Siegeslauf Oberitalien von den Piemontesen und Österreichern. Im Frieden von Campoformio (1797) kam es zum erstenmal vor, daß er als Sieger sich 20 der besten Bilder aus der Galerie von Parma

ausbedang, angeblich aus Liebe zu den schönen Künsten. Dieses friedliche Raubsystem wurde in allen folgenden Kriegen fortgesetzt und auf eine so großartige Weise betrieben, daß im Jahre 1812 die Bildergalerie des Louvre als die erste in der Welt betrachtet werden konnte.

Nicht zufrieden mit diesen europäischen Eroberungen, unternahm Bonaparte im Jahre 1798 einen abenteuerlichen Zug nach Ägypten. Dieses Land gehörte ohne Widerrede der Hohen Pforte; es ließ sich weder ein wahrer noch ein scheinbarer Rechtsgrund auffinden, um es im tiefsten Frieden der Pforte abzunehmen. Bei den früheren Kriegen der Revolution hatte es in den französischen Manifesten gewöhnlich geheißen, daß die Franzosen, von dem allgemeinen Wunsch der unterdrückten Völker gerufen, ihnen statt der despotischen Monarchie die freie Republik brächten; aber die armen Araber in Ägypten kannten weder die Monarchie noch die Republik, sondern fühlten nur den Druck der Mameluckenbeys.

Dieser ungerechte Zug nach Ägypten nahm denn auch ein trauriges Ende. Der englische Admiral Nelson vernichtete bei Abukir die französische Flotte, die syrische Festung St.-Jean-d'Acre ward vergeblich von den Franzosen belagert, und die Pest wütete unter den französischen Truppen. Nach einem Jahr ließ Bonaparte sein ägyptisches Heer im Stich und segelte, vom Glück begünstigt, durch die englischen Kreuzer hindurch nach der französischen Küste zurück.

Als mutmaßlichen Grund für die ägyptische Expedition glaubten die damaligen tiefblickenden Politiker annehmen zu können, daß der kühne französische General

einen Landweg nach Ostindien gesucht habe, um den ihm verhaßten Engländern ihren reichen Kolonialbesitz zu entreißen. Dies gelang ihm nun ebensowenig wie der Versuch, mittels der Mutterländer Spanien und Portugal die amerikanischen Kolonien sich anzueignen; aber die kindliche Anschauung stand bei solchen Betrachtungen mit blödem Erstaunen vor dem Riesenplan einer allgemeinen Weltherrschaft, die eventuell von der chinesischen Grenze durch Asien, Europa und Amerika bis zum Stillen Ozean würde gereicht haben!

In Europa fing diese Idee an, sich nach und nach zu verwirklichen, denn trotz der böslichen Verlassung des ägyptischen Heeres trat der General Bonaparte bei seiner Rückkehr nach Frankreich, wo er ungescheut die strengen Quarantänegesetze brach und von Fréjus augenblicklich nach Paris eilte, ohne Zögern an die Spitze der Regierung, schlug als Erster Konsul die Österreicher in der Entscheidungsschlacht bei Marengo (1800) und diktierte ihnen den Frieden von Lunéville (1801). Frankreich wurde durch das ganze linke Rheinufer und die belgischen Provinzen vergrößert. Der Herzog von Modena erhielt den Breisgau, der Erbprinz von Parma das ehemalige Toskana unter dem Titel eines Königreichs Etrurien; die cisalpinische Republik wählte den siegreichen General Bonaparte zu ihrem Präsidenten, das Kurfürstentum Hannover wurde wegen seiner Verbindung mit England 1803 von den Franzosen besetzt, usw. Es war, als ob die Länderkarten der europäischen Reiche wie Spielkarten von dem Ersten Konsul gemischt und nach Belieben verteilt würden. Schon damals hielt er, wie er später öfter erklärte, „la fusion des masses“ für die Hauptaufgabe seines Lebens.

Es dauerte gar nicht lange, so wurde er 1804 zum Kaiser der Franzosen erwählt. Hier hörte man zum erstenmal von einer Nationalabstimmung, das heißt es wurden ungefähr $3\frac{1}{2}$ Millionen französischer Bürger einzeln befragt, ob sie dem Ersten Konsul ihre Stimme zur Kaiserwürde geben wollten. Es ließ sich voraussehen, daß die meisten zustimmen würden, und so waren denn im ganzen nur etwa 3000 verneinende Stimmen abgegeben worden. Der Papst Pius VII. mußte sich entschließen, mitten im Winter von Rom nach Paris zu reisen, um die Salbung am 2. Dezember 1804 zu vollziehen. Napoleon hatte ihm erklärt, daß er im Weigerungsfalle entschlossen sei, mit 20 Millionen Franzosen sich von der katholischen Kirche loszusagen. Die Feierlichkeiten der Kaiserkrönung in der Kirche Notre-Dame wurden durch die Zeitungen ausführlich mitgeteilt; aus Privatnachrichten erfuhr man, daß der Kaiser von dem Schauspieler Talma sich alle Stellungen und Gebärden habe einüben lassen und daß er während der ganzen Zeremonie heimlich gegähnt. Das höchste äußere Glück erzeugte bei ihm als Negation das Gefühl des inneren Überdresses.

Nicht lange hatte die Kaiserkrone auf dem Haupt des mächtigen Emporkömmlings gesessen, als schon ein neuer Krieg gegen Österreich und Rußland entbrannte. Die Schnelligkeit, womit Napoleon ihn beendigte, setzte alle Welt in Erstaunen. Am 24. September 1805 verließ er Paris, am 20. Oktober machte er in Ulm 24000 Österreicher unter General Mack zu Kriegsgefangenen, am 13. November hielt er seinen Einzug in Wien, am 2. Dezember siegte er über die beiden Kaiser bei Austerlitz, und am 26. Dezember wurde der Friede von Preßburg abgeschlossen, in welchem Österreich mehr als 1000 Qua-

dratmeilen und fast 3 Millionen Einwohner verlor. Das französische Reich umfaßte damals alle Länder von der holländischen Küste bis zur Meerenge von Messina und von den Pyrenäen bis zum Main und Lech.

Im Jahre 1806 mußten wir uns in der Schule mit der Stiftung des Rheinbundes bekannt machen. Daß eine Menge souveräner deutscher Fürsten mit einer Bevölkerung von mehr als 9 Millionen sich, noch ehe das Deutsche Reich aufgelöst war, zu einem neuen Bund vereinigten und daß der Kaiser der Franzosen als Protektor dieses Bundes figurierte, wollte uns gar nicht in den Sinn; aber wir empfanden bald die Folgen dieser abnormen Bildung. Im Herbst 1806 erfolgte der Schlag gegen Preußen; da sah man, wie die Sachsen als neue Verbündete der Franzosen Danzig belagerten und wie die Bayern und Württemberger vor den schlesischen Festungen standen. Preußen behielt im Tilsiter Frieden nur noch 3000 Quadratmeilen und 5 Millionen Einwohner.

Höchst anziehend klang uns in der Schule der Bericht von dem Versuch der Engländer, Konstantinopel zu erobern (Februar 1807). Sie fuhren mit einer ansehnlichen Flotte unter Leitung des Admirals Duckworth durch die Meerenge der Dardanellen, dicht unter den türkischen Kanonen vorbei. Diese waren in so schlechtem Stande, daß sie kaum einige Schüsse mit großen steinernen Kugeln von 150 Pfund an Gewicht tun konnten und dabei fast sämtlich zerplatzten. Die türkischen Kanoniere nahmen sich gar nicht die Mühe zu zielen, denn nach ihrem Prädestinationsglauben konnte die Kugel nur den treffen, der schon vorher zum Tode bestimmt war –, ja noch mehr, da Allah allmächtig ist, so kann er, wenn er will, die Kugel in ihrem Fluge umkehren und auf den

Schützen selbst fallen lassen, wozu also die Zeit mit Zielen verlieren! Bei solchen Grundsätzen war es nicht schwer, die türkischen Verschanzungen zu nehmen. Die Engländer erlitten zwar auch einige Verluste bei dieser Durchfahrt, denn: „Wo man Holz hackt, da fallen Späne“, sagte uns der Lehrer. Jedoch bei der Stadt Konstantinopel selbst fand Duckworth einen unerwarteten Widerstand. Er mußte sich, ohne etwas ausgerichtet zu haben, nach kurzer Zeit zurückziehen, und man konnte dieses ganze englische Unternehmen als mißglückt betrachten.

In demselben Jahre (September 1807) erzählte uns ein junger, lebhafter Lehrer eines Morgens, in Kopenhagen sei ein großer Brand gewesen, die Engländer seien im tiefsten Frieden bei Kopenhagen mit ihrer Flotte gelandet, hätten eine Menge Batterien aufgeführt und durch ein unbarmherziges zweitägiges Bombardement den vierten Teil der Stadt eingeäschert, bis endlich der König von Dänemark gezwungen wurde, ihnen seine ganze Flotte von 18 Linienschiffen und 15 Fregatten auszuliefern. Fragten wir nach den Ursachen dieser Untat, so belehrte man uns, daß die Engländer gefürchtet, die Dänen möchten ihre stattliche Flotte, die ihnen bisher freilich nur zum Schmuck gedient und niemals ernstlichen Gebrauch gefunden hatte, mit der französischen vereinigen. Daß eine solche staatsmännische Rücksicht irgendeine Geltung haben könne, war dem kindlichen Rechtsgefühl unbegreiflich, und dieser hämische Streich setzte die Engländer gar sehr in der Meinung der Jugend herunter, die sonst gewohnt war, Schillers „Unüberwindliche Flotte“ mit Enthusiasmus zu deklamieren und überhaupt die Engländer als die Vorkämpfer der Freiheit zu betrachten.

Im Jahre 1808 machte Napoleon, wie schon bemerkt, einen raschen Feldzug nach Spanien, drängte die Spanier und Engländer in vielen siegreichen Gefechten zurück und erklärte mit stolzem Mund, nun könne ein französischer Unterleutnant den Krieg beendigen. Aber trotzdem hausten die Guerillas in den Gebirgen, und es gelang den Franzosen nie, das ganze Land unter ihre Botmäßigkeit zu zwingen.

Zwar hatten sie zuletzt, nach langsamer Eroberung der Festungen, fast alle Provinzen besetzt; nur das auf einer Insel gelegene Cadix widerstand. Die Spanier hatten ihre besten Truppen hineingeworfen, und die Engländer verteidigten es zur See. Die Franzosen besaßen keine Kriegsschiffe, um eine Seeschlacht zu wagen, beherrschten aber alle Punkte der Küste und wollten sogar versuchen, die Festung über einen breiten Meeresarm hinweg zu beschießen. Napoleon ließ durch den Ingenieur Villeroy zwei Kanonenmörser gießen, die damals als etwas Ungeheures angestaunt wurden. Man erzählte, daß der Kanonier, der den ersten Villeroy'schen Mörser abgefeuert, vom Luftdruck gefaßt, tot niedergefallen sei.

Nachdem die französische Besitznahme von Preußen über zwei Jahre gedauert, hörte man unterderhand, daß Österreich noch einmal gegen Frankreich rüste. Onkel Eichmann brachte aus dem Kabinett des Staatskanzlers manche vertrauliche Mitteilung an seinen Bruder, und obgleich alles im tiefsten Geheimnis bleiben sollte, schnappten die neugierigen Kinder doch hin und wieder ein Wort auf. Ganz besonders hatte der Kaiser Franz sich verletzt gefühlt, als in einer diplomatischen Verhandlung Napoleon ihm in der unhöflichsten Weise schrieb, in seiner (Napoleons) Macht habe es im Jahre

1805 gestanden, die österreichische Monarchie zu zerstückeln; daß sie noch bestehe, sei nur ein Ausfluß der französischen Gnade!

Nun durfte man wieder hoffen, das fremde Joch von Deutschland abgeschüttelt zu sehen, und wenn auch Preußen, an Händen und Füßen geknebelt, sich in der Unmöglichkeit befand, der deutschen Sache tätige Hilfe zu leisten, so schlugen doch alle preußischen Herzen höher bei dem Gedanken an eine baldige Befreiung.

Allein diese schönen Hoffnungen sollten nicht in Erfüllung gehen. Mit derselben Schnelligkeit und derselben niederwerfenden Kraft wie im Jahre 1805 beendigte Napoleon auch den Feldzug von 1809. Anfang April verließ er Paris, siegte bei Abensberg, siegte bei Eckmühl, eroberte Regensburg und hielt am 15. Mai seinen Einzug in Wien. Zwar siegten die Österreicher bei Aspern und Eßlingen, aber der Erzherzog Karl verstand es nicht, den Sieg zu benutzen. Er blieb untätig auf dem Schlachtfeld stehen und ließ dem Feind beinahe sechs Wochen Zeit, auf der Insel Lobau alle seine Kräfte zu konzentrieren. Am 5. Juli ging Napoleon fast im Angesicht des Feindes über die Donau und schlug die Österreicher in der Hauptschlacht bei Wagram, wobei er nicht einmal alle seine Truppen ins Feuer führte, denn es hieß in seinem Siegesbulletin: *La Garde n'a pas été entamée!* Der Erzherzog Karl, der von seinen Verehrern als ein Meister im Rückzug gelobt wurde, legte nach dieser Schlappe seine Feldherrnwürde nieder, und am 14. Oktober 1809 ward der Friede in Wien abgeschlossen, in dem Österreich eine Menge Provinzen, teils an Sachsen, teils an Bayern, teils an Frankreich selbst abtreten mußte.

Tirol sollte in diesem Frieden an Bayern kommen, doch die Tiroler empörten sich gegen die neuen Herren in einem gefährlichen Aufstand. Von Hofers heldenmütigen Kämpfen und teilweisen Siegen kamen nur sehr gefärbte Nachrichten in unsere Zeitungen. Die älteren Leute sahen wohl die Hoffnungslosigkeit eines solchen Unternehmens ein, doch wir Jüngeren jubelten bei jeder geheimen Kunde von den Hoferschen Erfolgen. Noch erinnere ich mich eines Kraftwortes des Großvaters Eichmann, der bei dieser Gelegenheit äußerte: „Der kleine Teckel beißt zwar ordentlich, aber er kann gegen den großen Bullenbeißer doch nicht aufkommen!“ Mit Schmerz und Lust hörten wir, daß zwar die Tiroler der Übermacht unterlegen, daß aber Hofer verschwunden, mithin gerettet sei. Nur zu bald kam die sichere Anzeige, der brave Sandwirt sei in seinem Gebirgsversteck aufgefunden, gefangen und am 20. Februar 1810 auf den Wällen von Mantua erschossen worden.

Indem Bayern durch den Wiener Frieden (1809) außer Tirol auch noch Salzburg zugeteilt erhielt, reichte damals der Rheinbund bis an den Nordabhang der Steirischen Alpen.

Weit näher als Hofers Kampf in den fernen Tiroler Bergen berührte uns Schills tollkühner Zug, der ja in Berlin seinen Anfang nahm. Schill verließ die Hauptstadt mit seinem Husarenregiment (April 1809) in der Hoffnung, daß ein Aufstand, den der General Dörnberg in Westfalen organisierte, den gewünschten Erfolg haben werde; er zog nach Wittenberg, siegte bei Dodendorf, ging nach Wismar und warf sich, als Dörnbergs Unternehmen mißlang, nach Stralsund, wo er am 31. Mai 1809 im Verzweiflungskampf fiel. Gegen die wenigen Ge-

fangenen verfuhr Napoleon mit äußerster Strenge. Sie wurden teils auf den französischen Festungen in harter Haft gehalten, teils in Toulon auf die Galeeren geschmiedet. Unter den letzteren befand sich der Sohn des mit meinem Vater sehr befreundeten Geheimrats Krutisch, Direktors der Schicklerschen Zuckerraffinerie. Sehr wohl erinnere ich mich, wie Krutisch voll Betrübniß zu meinem Vater kam und ihm die näheren Umstände der Niederlage mittheilte. Krutisch reiste sogleich nach Paris, und es gelang ihm durch seine Verbindungen mit den dortigen angesehensten Häusern, seinen Sohn frei zu machen, der darauf in ein preußisches Ulanenregiment eintrat und unter dem Namen des „langen Krutisch“ viele Jahre hindurch eine den Berlinern wohlbekannte Figur blieb.

Nach der Niederwerfung von Österreich im Jahre 1809 und nach den vergeblichen Aufstandsversuchen Hofers, Schills und des Herzogs von Braunschweig konnte ich wohl aus den Gesprächen der Eltern und Großeltern entnehmen, daß nun auch für Preußen alle Hoffnung verschwunden sei, sich wieder aufzurichten, und daß nichts übrigbleibe, als das fremde Joch fort und fort zu tragen.

Im Tilsiter Frieden (1807) hatte Napoleon aus mehreren eroberten deutschen Provinzen das Königreich Westfalen mit der Hauptstadt Kassel gebildet und seinem Bruder Jérôme zugeteilt. So sehr dieser Gewaltstreich von den guten Patrioten verabscheut wurde, so fehlte es nicht an Deutschen, die der neuaufgehenden Sonne sich zuwendeten.

Da der Großvater Eichmann mit seinen westfälischen Verwandten immer in brieflicher Verbindung stand, erfuhren wir auf diesem Wege manches von der heillosen

Wirtschaft in Kassel und von der dagegen sich bildenden Opposition. Der König Jérôme hatte bei seiner Ankunft in Kassel gleich ein Bad genommen; darauf kursierte folgender Spottvers, den der Großvater mit Behagen bei Tisch rezitierte:

Kaum kömmt er in die Stadt,
So nimmt er schon ein Bad!
Des freu'n wir uns nicht wenig,
Denn das ist noch ein König,
Der sich gewaschen hat.

Dies erste Bad mochte nun wohl ein Wasserbad gewesen sein, doch später wurde versichert, der König bade sich manchmal in Champagner, den dann die Kammerdiener wieder auffüllten und unterderhand verkauften.

Den allergrößten Widerwillen erregte im Königreich Westfalen die neueingeführte französische Konskription. An vielen Stellen rotteten die Bauern, welche man zum Kriegsdienst ausheben wollte, sich zusammen und leisteten bewaffneten Widerstand; es traten militärische Exekutionen von französischen Truppen ein; viele der Renitenten wurden im Kampf oder nachher standrechtlich erschossen. „Il paraît, que les Hessois sont tous des brigands“, sagte der Kaiser Napoleon bei den Berichten über diese Vorgänge. Da er aber von seinem Bruder Jérôme ein starkes Kontingent für den Krieg in Spanien verlangte, wurden die Aushebungen unnachsichtlich betrieben und mehrere Bataillone Westfalen bei der Belagerung von Gerona und Tarragona verwendet. „Die Hessen haben Unglück mit ihren Herrschern“, sagte eines Tages der Großvater Eichmann, „der Kurfürst mit

dem Kodder verkaufte seine Landeskinder nach Amerika, und der Kakadukönig schickt sie nach Spanien!“ Zur Erklärung dieser Epitheta erzählte er uns, daß der letzte, von den Franzosen verjagte Kurfürst Wilhelm von Hessen eine unförmliche Fleischgeschwulst am Halse trage und daß der König Jérôme sich alle Morgen von einem französischen Haarkünstler à la cacadou frisieren lasse.

Außer dem Königreich Westfalen wurde im Tilsiter Frieden noch ein Herzogtum Warschau geschaffen und dem Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, als dem Nachfolger der früheren Könige von Polen, durch den allmächtigen Ländervertheiler Napoleon zugebilligt. Friedrich August nannte sich nun nicht mehr Kurfürst von Sachsen und König von Polen, sondern König von Sachsen und Herzog von Warschau. In allen Wechselfällen der europäischen Kriege blieb er von nun an immer auf Napoleons Seite und büßte diese Anhänglichkeit im Jahre 1814 mit dem Verlust seines halben Landes.

Über den Fürstentag in Erfurt (September und Oktober 1808) drangen allerlei nichtoffizielle Nachrichten in die Berliner Kreise. Man erzählte, daß die beiden Kaiser, Napoleon und Alexander, sich auf das freundschaftlichste begrüßt und sehr angelegentlich unterhalten hätten; die vier Könige von Sachsen, Bayern, Württemberg und Westfalen sowie die kleineren Potentaten des Rheinbundes figurirten nur als Statisten bei diesem schmachvollen Schauspiel. Napoleon tat sich so wenig Zwang an, daß er abends im Theater in der Mitte der ihn umgebenden Vasallen einschlief und mit tief auf die Brust herabhängendem Kopf laut schnarchte. Niemand wagte ihn zu wecken. Wenn darüber das Stück zu Ende ging, so

blieb alles sitzen, und man mußte so lange warten, bis der schlafende Löwe von selbst aufwachte.

Im Januar 1810 überraschte uns die Nachricht, daß der Kaiser Napoleon sich von seiner Gemahlin Josephine habe scheiden lassen. Bald darauf las man in den öffentlichen Blättern, der Marschall Berthier, Fürst von Neufchâtel, sei nach Wien gereist, um für seinen Herrn um die Hand der deutschen Kaisertochter Marie Luise anzuhalten, und daß diese Bewerbung angenommen sei. Eines Morgens (im Juli 1810) saß ich auf dem Fußbänkchen am Fenster und las meinem Vater, der sich von Wilhelm frisieren ließ, mit großer Geläufigkeit aus der „Vossischen Zeitung“ die Nachricht vor, daß der König Ludwig von Holland sich veranlaßt gesehen, die Regierung zugunsten seines Bruders Napoleon niederzulegen. „I der Tausend“, rief mein Vater, „das wäre!“ Er nahm selbst das Blatt zur Hand und fand weiter, daß der Kaiser Napoleon mit dieser Abtretung zufrieden sei und das Königreich Holland an sich genommen. Später wurde es gänzlich an Frankreich einverleibt und half nun die Zahl der französischen Departements und Einwohner vermehren.

Als die Zeitungen die Nachricht brachten, daß die schwedischen Reichsstände (August 1810) den französischen Marschall Bernadotte, Fürsten von Pontecorvo, den Sohn eines Uhrmachers aus Toulouse, zu ihrem Kronprinzen gewählt, nachdem der rechtmäßige König Gustav IV. entthront worden war, so erregte dies keine besondere Verwunderung, denn man erinnerte uns in der Schule daran, daß der jetzige Kaiser der Franzosen vor etwa 15 Jahren seine Laufbahn als Artillerieleutnant begonnen.

Infolge des Kontinentalsystems erließ Napoleon (Oktober 1810) eine Verordnung von schreiender Ungerechtigkeit. Auf seinen Befehl wurden alle englischen Waren in den preußischen Ostseehäfen von Stettin bis Memel erst mit Beschlag belegt und dann verbrannt. Die von dieser Maßregel betroffenen preußischen Kaufleute machten mehrents Bankrott. Einige derselben, die sich vergeblich nach Berlin um Hilfe gewendet, sah ich am Tisch des Großvaters Eichmann, doch ist mir kein Name im Gedächtnis geblieben. Der Großvater stand wegen seiner früheren Wirksamkeit im Fabrikwesen immer noch mit dem Handelsstand in vielfachen Beziehungen, konnte aber natürlich in diesem Falle gar nichts tun. Die Beschreibung des gewalttätigen, oft brutalen Verfahrens der französischen Kommissare verschärfte unsern Haß gegen die fremde Willkürherrschaft, und ein tröstendes Kraftwort des vertrauensvollen Großvaters richtete uns wieder auf. „Das sind alles Kleinigkeiten“, sagte er, „zu Lande kann Napoleon den Engländern wohl manchen Schabernack antun, aber zur See beißen sie ihn desto ärger.“ Und in der Tat war um jene Zeit der Handel an allen französischen und von Frankreich beherrschten Küsten vollständig gelähmt. Eine französische Kriegsflotte, welche die Handelsschiffe hätte schützen können, existierte nicht mehr. Nelson hatte bei Abukir (August 1798) an der ägyptischen Küste zwölf französische Linienschiffe und Fregatten teils zerstört, teils erobert; dann hatte der Rest der französischen Flotte sich mit der spanischen vereinigt, allein bei Trafalgar an der portugiesischen Küste erfocht Nelson einen zweiten Seesieg (22. Oktober 1805), der ihn zwar selbst das Leben kostete, aber die beiden feindlichen Flotten fast ganz vernichtete.

Nun konnte man England mit Recht „die Herrscherin der Meere“ nennen. Eine französische Handelsflotte gab es nicht mehr; die Fahrzeuge lagen abgetakelt in den Häfen, und wenn ja eins sich herauswagte, so ward es die sichere Beute der englischen Kreuzer. Die Prisengelder, welche alljährlich von dem englischen Handelsamt gezahlt wurden, beliefen sich auf viele Tausend Pfund Sterling. Indem Napoleon in allen von ihm abhängigen Ländern die Schließung der Häfen gegen englische Schiffe dekretierte, hoffte er die englischen Fabriken zu ruinieren, allein Amerika und Ostindien blieben immer sehr ergiebige Absatzquellen für die englischen Gewerbserzeugnisse, und der Schleichhandel an den französischen Küsten stand damals in höchster Blüte.

Während viele preußische Kaufleute durch das Kontinentalsystem hart mitgenommen wurden, machte doch ein Berliner Kaufmann dadurch sein Glück. Es war dies der Materialhändler Kupfer in der Königstraße. Mit seinem Sohn saß ich in der Hartungschen Schule zusammen, und wir trieben einen für beide Teile angenehmen Tauschhandel. Er brachte mir zuweilen ein Stück Zitronat, das er ohne Erlaubnis seines Vaters erworben haben mochte, ich gab ihm dafür Siegelabdrücke, die ich mit voller Erlaubnis meines Vaters aus einem großen Schubfach holte, in welches er alle ausgeschnittenen Siegel seines sehr starken Briefwechsels zu legen pflegte. Als nun das Gerücht von der bevorstehenden Kontinentalsperre sich an der Börse in Berlin verbreitete, bestellten viele Kaufleute, und unter ihnen Kupfer, ansehnliche Quantitäten Kaffee bei ihren Hamburger Korrespondenten. Am anderen Tage wurde dem Gerücht so entschieden widersprochen, daß eine allgemeine Ab-

bestellung eintrat. Auch Kupfer schickte sein Dienstmädchen mit dem Absagebrief nach der Post. Da es eben heftig regnete, dachte das Mädchen bei sich: „Der Herr hat gestern erst nach Hamburg geschrieben, wozu denn heut' schon wieder!“ Sie warf den Brief fort und steckte das Franko in die Tasche. Bald kam die gewaltige Kaffeesendung an Kupfer, und unmittelbar darauf trat die Kontinentalsperre ein. Die Kaffeepreise stiegen zu einer enormen Höhe, und Kupfer wurde ein reicher Mann.

Als Napoleon sah, daß seine Dekrete gegen den englischen Handel nicht überall mit der gehörigen Strenge gehandhabt wurden, daß namentlich die holländischen Häfen und die Hansestädte den Schein von Unabhängigkeit, der ihnen blieb, zu englischen Importen benutzten, erschien im Dezember 1810 ein Dekret, wonach der Kaiser der Franzosen „aus Gründen der höheren Politik“ sich veranlaßt fand, ganz Holland, die Hansestädte, Oldenburg, Lauenburg, Osnabrück usw. dem französischen Reich einzuverleiben. Infolge davon war an der ganzen Küste in allen Häfen die strengste französische Douane eingeführt. Der Länderzuwachs war nicht gering. Aus Holland wurden acht neue Departements gemacht, aus den übrigen Teilen vier. Einige Namen derselben behielten sich leicht, zum Beispiel Departement der Maasmündungen, der Rheinmündungen, der Ysselmündungen, der Wesermündungen, der Elbmündungen.

Mochten aber die kaiserlichen Verbote noch so streng sein, so konnte man doch Zucker und Kaffee nicht entbehren. Das wenige, was auf neutralen dänischen, schwedischen und anderen Schiffen eingeführt wurde, deckte kaum den nötigsten Bedarf. Die Preise der Kolonialwaren stiegen auf eine solche Höhe, daß man zu allerlei

Surrogaten seine Zuflucht nahm. Ob statt des Kaffees damals zuerst die Zichorie auftrat, die seitdem in Sachsen und Thüringen die echte Bohne fast verdrängt hat, wüßte ich nicht anzugeben, doch erinnere ich mich sehr wohl, daß einmal die Großmutter Eichmann mit anderen Hausfrauen überlegte, ob es besser sei, Gerstenkaffee oder geröstete Mohrrüben anzuwenden. Als Kinder bekamen wir viele Jahre lang nichts anderes als Eichelkaffee zu trinken, dem man eine große Wirksamkeit gegen skrofulöse Anlagen zuschrieb.

Schwerer als der Kaffee war der Zucker zu ersetzen, denn es scheint, daß die vegetabilische Natur zur Hervorbringung eines reichlichen Zuckerstoffes durchaus der tropischen Sonne bedarf. Honig ist in zu kleinen Mengen vorhanden, um damit den Bedarf ganzer Länder decken zu können. Die französische Industrie, durch hohe kaiserliche Prämien aufgemuntert, richtete ihre Aufmerksamkeit auch auf die Runkelrübe und machte die ersten Versuche zur Gewinnung von Rübenzucker. Napoleon interessierte sich ganz besonders für diese Arbeiten. Mit wahrer Verachtung blickten die Männer vom Fach auf diese unscheinbaren Anfänge. „Da kann er lange warten“, sagte schmunzelnd der Großvater Eichmann, „bis er nur eins von seinen 200 Departements mit Rübenzucker versorgen wird!“ Man erzählte sich lachend von einer Karikatur, die damals im geheimen in Berlin umlaufen sollte. Rechts sitzt der König Georg von England an seinem Kaffeetisch und greift in eine volle Zuckerdose, links steht Napoleon und drückt eine Runkelrübe in seine Tasse aus.

Heute macht die früher verachtete Rübe dem stolzen Zuckerrohr eine gefährliche Konkurrenz und wird es viel-

leicht ganz von den europäischen Märkten verdrängen. Dies ist auch kaum zu verwundern, wenn man in Betracht zieht, daß nach den zuverlässigsten Berechnungen nicht mehr als fünf Quadratmeilen Runkelrüben dazu gehören, um den Zuckerbedarf des ganzen preußischen Staates von 24 Millionen Menschen zu decken.

Waren nun die eben erwähnten Territorialveränderungen in Deutschland sehr geeignet, das Gefühl für die Stabilität des Länderbesitzes abzuschwächen, so ging es in Italien fast noch ärger zu. Für dieses schöne Land hatte ich von Jugend auf eine unerklärliche Vorliebe, beschäftigte mich aufs eifrigste mit seiner Geschichte und dachte mir eine Reise dahin als das Ideal aller Herrlichkeit. Da gab es nun, wie ich zuerst in der Schule lernte, eine ligurische, eine cisalpinische, eine venetianische, eine parthenopäische Republik und ein Königreich Etrurien. Der Papst Pius VI. hatte zwar im Frieden von Tolentino (1797) einen Teil seines Landes behalten, doch mußte er Avignon für immer an Frankreich abtreten, eine Kriegsteuer von 30 Millionen Frank zahlen und einer Kommission von französischen Gelehrten die Auswahl von hundert Manuskripten aus der Vatikanischen Bibliothek gestatten.

Als darauf bei einem Volksaufstand in Rom (Dezember 1797) der französische Gesandte Joseph Bonaparte (nachher König von Neapel und später von Spanien) insultiert und der General Duphot erschossen wurde, schickte das französische Direktorium ohne weiteres den General Berthier mit Truppen nach Rom. Er löste die päpstliche Regierung auf und proklamierte eine „römische Republik“. Der einundachtzigjährige Pius VI. ward als Gefangener nach Siena, später nach Valencia gebracht, wo er am 29. August 1799 starb.

Da indessen die katholische Kirche nicht ohne sichtbares Oberhaupt bleiben konnte, wählten trotz der drohenden Kriegsunruhen die in Venedig versammelten Kardinäle den Kardinal Chiaramonte, der den Namen Pius VII. annahm. Er war es, der am 2. Dezember 1804 den Ersten Konsul Bonaparte zum Kaiser Napoleon in Paris salbte und dessen usurpierter Gewalt den Stempel der göttlichen Weihe aufdrückte. Nun verschwanden auch die Republiken aus Italien. Der nördliche Teil wurde zu einem vom Kaiser Napoleon beherrschten Königreich Italien vereinigt, die südlichen Teile bildeten das Königreich Neapel und kamen erst an seinen Bruder Joseph, dann an seinen Schwager Murat.

Die Nachgiebigkeit des Papstes in bezug auf die Kaiserkrönung sollte ihm nicht lange von Nutzen sein. Napoleon machte es ihm zum Vorwurf, daß er nicht seine Häfen den Engländern verschließe, und schickte im Februar 1808 den General Miollis mit 8000 Mann nach Rom, welcher drei Provinzen vom Kirchenstaat abriß. Hiermit noch nicht zufrieden, erließ Napoleon am 17. Mai 1809 ein Dekret, welches, aus Schönbrunn bei Wien datiert, der weltlichen Herrschaft des Papstes für jetzt ein Ende machte und die sämtlichen päpstlichen Staaten mit dem Königreich Italien vereinigte.

Solcher unerhörten Gewalt gegenüber konnte Pius VII. nur von seinen geistlichen Waffen Gebrauch machen. Er sprach am 12. Juni 1809 über den Kaiser Napoleon einen feierlichen Bannfluch aus. Die Wachsamkeit der französischen Polizei konnte nicht verhindern, daß dieses merkwürdige Aktenstück in vielen Exemplaren sich im Lande verbreitete. Ob der Papst selbst von dieser antiquierten Maßregel sich irgendwelchen Erfolg versprach,

bleibt dahingestellt; sie mochte wohl geeignet sein, einige fromme Franzosen zu beunruhigen, blieb aber auf den Gang der Ereignisse ohne alle Wirkung. Wohl entsinne ich mich, daß uns in der Schule als ein Kuriosum erzählt wurde, der Papst habe den mächtigen Kaiser Napoleon in den Bann getan. Als nun der fürchterliche Inhalt davon erklärt wurde, daß niemand mit dem Gebannten irgend Gemeinschaft haben, ihm weder ein Stück Brot noch einen Trunk Wasser reichen solle, daß sein Fleisch den Vögeln unter dem Himmel zur Speise gegeben werde usw., fragte wohl ein unschuldiger Tertianer, wie es denn möglich sei, daß der Papst, der sich doch für den Statthalter Christi auf Erden ausbe, so grauenvolle Verwünschungen gegen andere, und wären es auch seine Feinde, ausstoßen könne?

Bald nach dem Erlaß jener ohnmächtigen Bannbulle kam aus Paris der Befehl, den Papst Pius VII. von Rom wegzuführen. Man brachte ihn zuerst nach Savona und 1812 nach Fontainebleau, wo er in ehrenvoller Gefangenschaft lebte. Seine einzige Beschäftigung bestand darin, sich seine Wäsche selbst zu waschen. Er erhielt hin und wieder Besuch von frommen aristokratischen Damen, die von Paris herüberfuhren, um ihm – nicht den Pantoffel, sondern den Handschuh zu küssen; man wußte aber, daß er, nachdem der Besuch kaum das Schloß verlassen, gleich wieder am Waschtrog stand.

Nachdem Napoleon alle die ephemeren norditalienischen Republiken seinem Reich einverleibt, machte er – gleichsam zum Spott über die vielen von ihm besiegten Königreiche – mit der winzigen, aber uralten Republik von San Marino eine Ausnahme. Schon im Jahre 1797, als er Oberitalien erobert, ließ er den kleinen Freistaat

von 6000 Einwohnern und einer Heeresmacht von 40 bis 50 Mann durch einen besonderen Gesandten begrüßen und bot ihm eine Vergrößerung seines Gebietes an. Der Senat von San Marino lehnte diesen wohlwollenden Vorschlag dankbar ab und bat nur um den Fortbestand seines uralten Besitzes, was ihm unweigerlich zugestanden wurde.

Rechnet man dieses unbedeutende Ländchen ab, so bestand Italien im Jahre 1812, als der russische Krieg ausbrach, nur aus zwei Teilen, im Norden aus dem Königreich Italien unter Napoleon – dies reichte von den Alpen bis an den Garigliano – und im Süden aus dem Königreich Neapel unter Murat, das den übrigen Teil bis zur Meerenge von Messina umfaßte. Sizilien war vorläufig der Sitz der vertriebenen neapolitanischen Herrscherfamilie. Es wurde von den Engländern mit einer mächtigen Flotte, die ihre Station in Malta hatte, und mit einer Landarmee verteidigt, die zuletzt auf 36000 Mann erhöht war.

REISE NACH DRESDEN 1812

Im Sommer 1812 machte ich mit Bewußtsein meine erste Reise, die zwar nur bis Leipzig und Dresden ging, mir jedoch von einer unendlichen Ausdehnung schien.

In Dresden wohnten wir bei der Schwester meines Vaters, der lieben Tante Keiner, deren Bild mir von der früheren Reise nach Teplitz nur noch undeutlich vorschwebte. Sie war in erster Ehe mit dem Kaufmann

Valentin in Freiberg verheiratet gewesen und hatte von ihm zwei Söhne, Friedrich und Christian. Nun lebte sie in Dresden mit dem Kaufmann Keiner in kinderloser, aber sehr zufriedener Ehe. Friedrich Valentin (oder, wie wir Kinder ihn lieber nannten: Vetter Fritz) arbeitete, wie ich schon erwähnte, in einer Berliner Tuchhandlung, Vetter Christian betrieb in Dresden zusammen mit seinem Stiefvater eine Bleiweißfabrik, die einzige im ganzen Königreich Sachsen.

Dresden war im Jahre 1812 noch eine Festung mit gewaltig hohen Backsteinwällen und finsternen Toren. Dies gab für den Verkehr manche Unbequemlichkeit. Die Stadt wurde für Fuhrwerke aller Art mit Sonnenuntergang geschlossen, für Fußgänger eine Stunde später; wer noch später kam, der kroch gegen Erlegung des Torgroschens durch ein enges Pfortchen, das nur einer Person den Durchgang gestattete. Das an hundert Fuß lange Tor ging nicht gerade durch den Wall, damit nicht der Feind es mit Kanonen bestreichen könne, sondern es machte einen starken Winkel. An der äußeren Seite starnte ein mächtiges Fallgatter aus schweren, eisengepitzten Balken von oben herunter. In der Mitte des Tores hing an der bombenfest gewölbten Decke eine Lampe, die den ganzen Tag brannte und die düstere Höhle nur notdürftig erhellte. Die Durchfahrt war so schmal, daß nur ein Wagen Raum fand. Die außen und innen stehenden Schildwachen, welche einander nicht sehen konnten, korrespondierten durch Rufe. Wollte ein Wagen hinausfahren, so rief die innere Schildwache der äußeren zu: „Laß halten!“, das heißt, er solle die von außen kommenden Wagen so lange halten lassen, bis der von innen kommende passiert sei. War dies geschehen

und war kein Wagen weiter in Sicht, so rief die innere Schildwache: „Laß fahren!“, worauf die von außen kommenden Wagen passierten. Ebenso ging es umgekehrt. Das dumpf hallende Rufen „Laß halten!“, „Laß fahren!“ dauerte in der finsternen Wölbung den ganzen Tag; es läßt sich denken, welche Stockungen alle Morgen bei der Einfahrt der Marktbauern mit ihren Gemüsegewagen entstanden.

Jene mittelalterlichen Verteidigungsanstalten, die schon damals durch die moderne Kriegführung fast allen Wert verloren hatten, gefielen den Kindern, die aus dem offenen, nüchternen Berlin kamen, außerordentlich. Unvergeßlich blieb mir, als einmal der sächsische Postwagen mit dem blasenden Postillion durch die enge Wölbung rasselte; seitdem mußte ich immer an das Pirnaische Tor denken, wenn ich in Goethes „Schwager Kronos“ den Schluß las:

Töne, Schwager, ins Horn,
Raßle den schallenden Trab,
Daß der Orkus vernehme: wir kommen,
Daß gleich an der Türe
Der Wirt uns freundlich empfangen.

Schon in Berlin hatte mein Vater uns oft von den Schönheiten der Brühlschen Terrasse erzählt, aber in Dresden fanden wir, daß es nicht so leicht sei, dahin zu gelangen. Die breite Freitreppe existierte noch nicht; sie wurde erst während der russischen Besetzung der Stadt in den Freiheitskriegen erbaut. Das Brühlsche Palais war Eigentum des Königs von Sachsen und, wie alle königlichen Gebäude, fast hermetisch verschlossen. Allein Vetter Christian hatte Bekannte unter der Hofdienerschaft;

er führte uns eines Tages durch viele dunkle Straßen an die Hintertreppe des Palais, wo auf wiederholtes Klingeln und gegen ein gutes Trinkgeld die Tür sich öffnete. Wir konnten uns nun an der freundlichen Aussicht erlaben, die stromaufwärts nur die bewaldeten Elbufer zeigte.

Auch die Bildergalerie wurde als Privateigentum des Königs betrachtet; sie befand sich in einem Seitenflügel des Schlosses. Man mußte einen öden Hof voller Pferdeställe durchschreiten und eine ausgetretene steinerne Treppe hinanklettern, dann gelangte man an eine hohe, verschlossene Tür, die nur gegen ein Eintrittsgeld von einem Dukaten sich öffnete. Dieser wurde ein für allemal für jede fremde Gesellschaft entrichtet und kam bei dem Gehalt des Galeriedirektors mit in Anrechnung. Da die Einheimischen diese Ausgabe scheuten, waren die Schätze der Galerie bei dem Dresdner Publikum fast ganz unbekannt. Mein Vater entrichtete jedoch den Dukaten, um uns diesen seltenen Genuß zu verschaffen; allein wir waren nicht reif dafür und wurden von der Masse der Bilder förmlich erdrückt.

Ein Gang über die schöne, massive Elbbrücke, rechts hin und rechts zurück, erschien uns von einer unendlichen Länge. Der Verkehr wurde hier durch Schildwachen geregelt, welche nicht erlaubten, daß jemand auf der linken Seite hinübergehe.

Weiter stromauf und -abwärts fanden sich, wie noch jetzt, kleine Barken zum Übersetzen, deren Benutzung uns das größte Vergnügen gewährte. Die träge schwarze Spree konnte mit der breiten, rasch flutenden Elbe gar keinen Vergleich aushalten. Mit Verwunderung betrachteten wir in der Nähe die aus der Tiefe aufsteigenden Strudel, die, bald größere, bald kleinere Kreise und Ovale

auf der Oberfläche bildend, in unaufhörlicher Wandlung dahinglitten. Als wir einst mit meinem Vater übersetzten, knüpfte dieser nach seiner freundlichen Art mit dem Schiffer ein Gespräch an und fragte unter anderem, ob denn das geringe Fährgeld ihn ernähre? Er erwiderte, seine Frau sei Scheuerweib im Königlichen Schlosse, durch sie habe er Anwartschaft auf eine gute Stelle; er sei jetzt Vize-Portechaisenträger-Substitut und hoffe nach und nach bis zum Portechaisenträger hinaufzurücken!

Einen großen Genuß gewährten die Ausflüge nach dem Plauenschen Grund, nach Potschappel und nach Tharandt. Mein Vater erzählte uns mehr als einmal, daß im Jahre 1780, wo er in Dresden lebte, der Plauensche Grund fast ganz unbekannt gewesen sei. Man habe wohl gewußt, daß der Kurfürst August der Starke bei seinen Parforcejagden Hirsche von den steilen Felsen beim Hegereiter herabgestürzt, aber niemand hielt es der Mühe wert, den Ort zu besuchen. Da machte mein Vater mit einigen kurländischen Edelleuten einen Spazierritt nach jenem Grund, den sie so unwegsam fanden, daß sie kaum mit ihren Pferden am dichtbewachsenen Ufer der schäumenden Weißeritz vorwärts konnten; aber die herrliche wilde Natur machte einen solchen Eindruck, daß sie nicht müde wurden, den Ruhm des Plauenschen Grundes unter den zahlreichen in Dresden vorhandenen Fremden und demnächst in der Stadt zu verbreiten. Nach und nach sorgte man für bessere Wege, doch war im Jahre 1812 der Grund in einem sehr primitiven Zustand. Der Hegereiter führte noch seinen Namen mit der Tat, das niedrige Häuschen wurde von einem wirklichen Hegereiter bewohnt, der den seltenen Gästen etwas Milch,

Brot und schlechten Meißner Wein unter der schattigen Linde verabreichte; an Sonn- und Festtagen fand sich auch klarer Blümchenkaffee für die verwöhnten Städter und Heu für ein paar Einspanner.

Zwar führte ein leidlicher Fahrweg durch den Grund, und die steinerne Brücke beim Hegereiter war schon erbaut, aber weiterhin betrat man eine vollkommene Wald-einsamkeit, die fast ohne alle menschlichen Wohnungen bis Potschappel reichte. Welch ein Hochgenuß für die aus dem trostlosen Sande Berlins herübergekommenen Kinder, diese Wildnis zu betreten, durch Gestrüpp und Buschwerk die Felsen zu erklimmen, auf einem atemlos erreichten Höhenpunkt den sehnsüchtigen Blick in weite Fernen zu richten oder im Tal die rauschende Weißeritz auf schwankendem Steg zu überschreiten! Hier zum erstenmal ging meinem inneren Sinn das Gefühl für die Schönheit der Natur, für die Unendlichkeit ihrer Erscheinungen auf, ohne daß ich demselben Worte geben konnte. Daß dieses Gefühl, zu immer vollerm Bewußtsein herangereift, mich fort und fort durchs Leben begleitet hat, rechne ich mir als ein hohes Glück an.

Zu meines Vaters Dredner Freunden gehörte auch der Maler Anton Graff, dem wir gar bald einen Besuch machten. Der freundliche alte Herr mit jovialem pockennarbigem Gesicht saß in seiner Werkstatt an der Staffelei. Der Empfang war ein sehr herzlicher, und bald vertieften sich die beiden Freunde in ein lebhaftes Gespräch über vergangene Zeiten, währenddessen Graff nicht aufhörte zu malen. Diese Fähigkeit, beim Sprechen fortzuarbeiten, machte es ihm möglich, eine so große Menge Bilder zu vollenden. Er zählte damals bereits 76 Jahre (geb. 1736) und starb bald darauf im Jahre 1813. Die Anzahl seiner

Porträt der Elisa von der Recke
Ölgemälde von J. F. A. Darbes (1747–1810)

Porträts beläuft sich auf 1500. Ein kurländischer Edelmann, den mein Vater kannte, fragte einst den malenden Graff sehr naiv, wie er denn seine schönen Bilder zustande bringe? Er antwortete: „Wie Sie sehen, Herr Baron, ich setze immer ein Toppelchen neben das andere!“ Die in der Werkstatt herumstehenden Bilder waren lauter Porträts, hatten mithin für die Kinder nicht viel Anziehendes; wir fingen an, uns herzlich zu langweilen, und waren sehr zufrieden, als mein Vater endlich aufbrach.

Später habe ich den hohen Wert der Graffschen Bildnisse kennengelernt, von denen mehrere sich in unserer Familie befinden: Großvater Nicolai zweimal, als junger, ungefähr dreißigjähriger Mann und als Sechziger; Großmama Nicolai als junge Frau; das lebensgroße Kniestück von Frau von der Recke und ein Eigenbildnis von Graff voll Geist und Leben. Diese fünf sind in meinem Besitz. Mein Bruder Moritz erhielt aus dem Nachlaß meines Vaters vier kleine Landschaften aus der Umgegend von Dresden, Morgen, Mittag, Abend und Nacht darstellend. Sie sind ein Geschenk des Künstlers an meinen Vater und mögen wohl die einzigen von Graff gefertigten Landschaften sein. Die Ausführung ist ebenso naturwahr und ansprechend als die seiner Bildnisse. Er äußerte darüber zu meinem Vater, daß er vorher niemals Landschaften gemalt und sich bei einem Sommeraufenthalt in Loschwitz gelangweilt; da habe er gedacht, wer einen stets sich verändernden Kopf treffen könne, der werde auch eine stillstehende Landschaft treffen.

In den Zeiten der tiefsten Erniedrigung Preußens legten Stein, Hardenberg, Scharnhorst und ihre edlen Genossen ganz im stillen den Grund zum Wiederaufbau des preußischen Vaterlandes durch die organischen Gesetze vom Jahre 1808, die den Rückschrittsleuten noch heute ein Dorn im Auge sind. Scharnhorst überreichte dem König Friedrich Wilhelm III. eine Denkschrift, worin die allgemeine Volksbewaffnung mit dem System der Landwehr und des Landsturmes in großen Meisterzügen vorgezeichnet war. Der höchst beschränkte Gesichtskreis des Königs erlaubte ihm nicht, diese Idee zu fassen; wir erfuhren aus authentischer Quelle, nämlich durch den Onkel Eichmann aus dem Kabinett des Staatskanzlers, daß der König mit Bleistift an den Rand geschrieben: „Poesie, lauter dummes Zeug!“ Durch Steins gewichtigen Einfluß wurde jedoch der Plan durchgesetzt. Preußen durfte nach dem Tilsiter Frieden nur ein sehr beschränktes stehendes Heer halten, auch blieben gegen die Bedingungen des Friedens fast alle preußischen Festungen in französischen Händen. Es wurden nun von den preußischen Behörden in allen Provinzen die jungen Landleute von 18 bis 24 Jahren ausgehoben, eingekleidet, einexerziert und nach sechs bis acht Wochen wieder entlassen, so daß ein großes, unsichtbares Heer immer bereitstand.

Dies gab dem Staatskanzler Hardenberg den Mut zu einem kühnen Schritt, von dem man sich in Berlin im geheimen erzählte. Hardenberg hatte durch seine Pariser Korrespondenzen in Erfahrung gebracht, es seien allerlei Anzeichen vorhanden, daß Napoleon mit dem Plan um-

gehe, die preußische Monarchie ganz und gar zu zerstückeln. Die durch Preußen verteilten französischen Truppen machten mehrere verdächtige Bewegungen, und es war in der Tat das Schlimmste zu fürchten. Da fuhr der Staatskanzler zum französischen Gesandten St. Marsan und verlangte in der artigsten, aber entschiedensten Form eine Aufklärung über diese bedrohlichen Maßnahmen. Die Antworten waren anfangs ausweichend. Als Hardenberg mit ruhiger Festigkeit erklärte, daß der König von Preußen die Zertrümmerung seines Reiches nicht ohne einen letzten Verzweiflungskampf ertragen werde, fragte der Gesandte etwas geringschätzig, wieviel Truppen Preußen denn disponibel habe? – „In sechs Wochen 120 000 Mann“, war die rasche Antwort, „ich autorisiere Sie, dies nach Paris zu berichten!“ Der Bericht erfolgte, und die Zerteilung Preußens unterblieb. Man wird sich aus dem Memorial von St. Helena erinnern, wie sehr Napoleon es bereute, dem „unfähigen König von Preußen“ noch so viel Land gelassen zu haben.

Neun Monate nach der Verheiratung des Kaisers Napoleon mit der Erzherzogin Marie Luise erscholl die Kunde von der Geburt eines kaiserlichen Prinzen, der schon in der Wiege den stolzen Namen eines „Königs von Rom“ erhielt. Die Philologen bemerkten, seit Tarquinius Superbus habe es keinen König von Rom gegeben und dieser Tarquinius sei von seinen Untertanen mit Schimpf und Schande weggejagt worden. Allein diese kleinliche Kritik blieb auf das Bereich der Schulstube beschränkt. Es schien nun die französische Alleinherrschaft auf dem

Kontinent eine neue Befestigung erhalten zu haben und dem Glück des Gewaltigen in Paris nichts Erreichbares mehr zu fehlen. Von seinen militärischen und administrativen Erfolgen wurden auch einzelne Mitglieder unseres Kreises geblendet. Diese erwarteten allen Ernstes, daß Napoleon ruhig weiterregieren und ein wohlgeordnetes, mächtiges Reich seinem Sohne hinterlassen werde. Allein dann wäre er nicht Napoleon gewesen, und schon hörte man gerüchtweise, er habe es nun auf Rußland abgesehen, da der Mangel einer Flotte ihn hindere, mit England anzubinden.

Fassen wir hier kurz die materiellen Mittel zusammen, die dem französischen Kaiser zu Gebote standen, und wiederholen wir ein paar statistische Notizen, wie wir sie im Jahre 1812 in der Schule gelernt.

Ihm gehörte das Kaisertum Frankreich mit 130 Departements und 42 Millionen Einwohnern; daran grenzte das Königreich Italien mit 6 $\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern. Das Königreich Neapel, bis an die Meerenge von Messina, besaß sein Schwager Murat, auf dem spanischen Thron saß sein Bruder Joseph, auf dem westfälischen sein Bruder Jérôme; der Rheinbund mit 13 Millionen Einwohnern stand unter seinem Protektorat. Alle diese Reiche zusammen stellten eine Kriegsmacht von 400 000 Mann ins Feld. Österreich war durch die neuen Verwandtschaftsbande an Frankreich geknüpft, Preußen von französischen Truppen fast ganz besetzt. Die Türkei in ihrer Schwäche kam gar nicht in Betracht. Es blieben also nur noch Rußland und England zu besiegen.

Wer sich jenen Zustand der vollkommenen politischen Niedergedrücktheit vergegenwärtigen kann, der wird es nicht auffallend finden, daß, als die Kunde von dem be-

absichtigten russischen Feldzug gewiß ward, viele, ja die meisten an dem Gelingen desselben kaum zu zweifeln wagten.

Ein fürchterliches Wort Napoleons, das fürchterlichste, was ich je in dieser Art gehört oder gelesen, ging damals in unserem Kreise von Mund zu Mund; als Talleyrand ihm abriet, den russischen Feldzug anzufangen, da der spanische noch nicht beendet sei, sollte er geäußert haben: „J'ai à dépenser par an 100 000 hommes!“

Ehe der russische Feldzug begann, versammelte Napoleon noch einmal seine gekrönten Vassallen in Dresden (Mai 1812), und wenn irgendein Moment der äußeren Machtentfaltung als der höchste in seiner glänzenden meteorischen Laufbahn bezeichnet werden kann, so ist es dieser. Er schritt hier über die Häupter der Kaiser und Könige hinweg. Der Kaiser Franz von Österreich war erschienen, um seine Tochter Marie Luise wiederzusehen und um seinen Enkel, den König von Rom, kennenzulernen. Von der österreichischen Kaiserin Luise Beatrix, einer Prinzessin von Modena, wußte man, daß sie den Emporkömmling Napoleon aufs tiefste haßte; trotzdem mußte sie sich bequemen, im Theater neben ihm zu sitzen. Der König von Preußen kam in Begleitung seines Sohnes, des Kronprinzen, und des Staatskanzlers von Hardenberg. Mit ingrimmiger Wut erfüllte uns das Gerücht, der Staatskanzler sei nur deshalb mit nach Dresden gegangen, um die Verlobung unseres Kronprinzen, der damals 16 Jahre zählte, mit einer französischen Prinzessin einzuleiten. Nachdem der Versuch, den preussischen Staat ganz aufzulösen, mißglückt war, wollte Napoleon nun Preußen, so wie früher Österreich, durch die sanfteren Familienbande an sich fesseln.

Ganz im geheimen erzählte man sich, die Dresdner hätten den französischen Kaiser sehr schweigsam empfangen, den preußischen König aber mit lautem Jubel und am Abend mit einer freiwilligen Illumination begrüßt. Der König von Sachsen, den Napoleon spöttisch „mon cher Papa“ nannte, wußte in seiner geistigen Nullität nicht, wie er sich bei diesem sonderbaren Vorfall benehmen sollte, und die Sache blieb eben auf sich beruhen.

Die Vorbereitungen zu dem russischen Feldzug waren, wie sich nicht anders erwarten ließ, im großartigsten Maßstab und mit bewundernswerter Umsicht gemacht. Schon im Anfang des Jahres 1812 mußten Preußen und Österreich mit Frankreich ein Bündnis schließen, wonach sie sich gegenseitige Hilfe bei einem etwa zu führenden Krieg versprachen. Diese Hilfe wurde nun in Anspruch genommen. Preußen stellte ein Korps von 20 000 Mann, das in den russischen Ostseeprovinzen, auf dem linken Flügel der Franzosen, operieren sollte; Österreich gab 40 000 Mann Hilfstruppen für den rechten Flügel in Wolhynien. Die französische „Große Armee“ schätzte man auf nahe an 500 000 Mann zu Fuß und 40 000 Reiter.

Im Sommer 1812 erfolgte in Berlin der Einmarsch des Armeekorps des Marschalls Augereau in einer Stärke von 30- oder 40 000 Mann. Wir gingen Unter die Linden, um dies zwar nicht neue, doch immer imposante Schauspiel mit anzusehen. Die dichten, dunkeln Soldatenmassen wälzten sich zum Brandenburger Tor herein und zogen auf der Nordseite der Linden in unablässiger Folge nach dem Innern der Stadt. Vor jeden Regiment gingen 24 schwarzbärtige Sappeurs; ihnen folgte ein riesiger Tambourmajor, mit seinem silberknöpfigen Stab der

rauschenden Feldmusik gebietend. Unermeßlichen Jubel erregte es bei dem Straßenpöbel, wenn er den Stab hoch in die Luft warf und geschickt wieder auffing. Sehr leicht konnte man bemerken, daß die Masse der gemeinen Soldaten aus blutjungen Leuten von 17 bis 18 Jahren bestand, doch marschierten sie mit französischer Leichtigkeit und zeigten keine Spur von Ermüdung.

An den folgenden Tagen kam eine unendliche Bagage auf vielen Wagen herbei. Artillerie und Munition in unabsehbaren Zügen füllte die langen, geraden Straßen der Friedrichstadt. Da sahen wir auch merkwürdige zweirädrige Karren, mit je zwei Ochsen bespannt und mit Mehlsäcken beladen. Sie waren auf die russischen Wüsten berechneter. Wenn das Mehl verbraucht war, so konnten die Ochsen geschlachtet und verzehrt werden. Man zeigte uns auch Wagen, worauf sich Handmühlen befanden, um im Notfall das Korn auf dem Marsch mahlen zu können.

Nun begann von neuem die Last der Einquartierung, die in den letzten Jahren etwas nachgelassen, aber von da an ununterbrochen bis zum Jahre 1816 fort dauerte. Unser Haus wurde wiederum mit hohen und höchsten Offizieren bedacht. Um ein möglichst gutes Verhältniß herbeizuführen, hielt mein Vater es für angemessen, die fremden Gäste am Sonntag zu Tisch einzuladen. Selten wurde die Einladung ausgeschlagen, und wir Kinder hatten nun Gelegenheit, die Bestandteile der Großen Armee in einigen wenigen Einzelheiten kennenzulernen. Das Vorrücken des Heeres ging so rasch, daß wir kaum ein- oder zweimal dieselben Sonntagsgäste hatten.

Zu den ersten gehörte ein französischer General mit seiner Frau, deren Reisewagen, da es an einer Remise

fehlte, im Hof unter der Galerie seinen Platz fand. Sie war eine sehr unscheinbare, nicht mehr junge Dame von feinen Sitten und geläufiger Zunge. Es schien ihr sehr angenehm zu sein, daß alle Tischgenossen Französisch sprachen, und obgleich sie dies bei allen gebildeten Personen als selbstverständlich voraussetzte, so hatte sie doch, je mehr sie gegen den Norden vorrückte, zu ihrer Verwunderung nicht wenige Personen gefunden, welche kein Französisch sprachen. Sie ergoß sich in vielfachen Klagen über das Unglück dieses Krieges, wodurch sie gezwungen werde, ihren Mann, den sie bisher niemals verlassen, nun auch noch nach dem kalten Rußland zu begleiten. Ihr Anzug war nichts weniger als elegant; die Großmutter Eichmann bemerkte nach Tisch, das Schnupftuch der Generalin müsse mehrere, ja vielleicht acht Tage alt gewesen sein. Der General war ein finsterer, schweigsamer Mann, von dem mir keine deutliche Vorstellung geblieben. Nach wenigen Tagen wurde der Reisewagen der Generalin von neuem gepackt, und nach einem höflichen, beinah herzlichen Abschied folgte sie ihrem einen Tag früher ausgerückten Manne. Wer weiß, ob sie nicht beide in den Schneefeldern Rußlands geblieben sind. Sonderbar genug war es, daß ich noch lange nachher, wenn von den ungeheuren Verlusten der Franzosen in Rußland die Rede war, immer zuerst an diesen finsternen General (dessen Namen ich mir nicht einmal gemerkt) und an seine Frau mit dem schmutzigen Schnupftuch denken mußte.

Bald darauf erhielten wir zwei Offiziere von der Pariser Nobelgarde zu Pferde; Napoleon bildete diese ausgewählte Schar noch kurz vor dem Kriege aus den Söhnen der angesehensten und reichsten Pariser Familien.

Sie hatten sich selbst equipt und standen den anderen Truppen um einen Grad voran. Unsere Gäste waren zwei bildschöne junge Leute von der ausgesuchtesten Eleganz und feinsten Höflichkeit. Sie ließen sich, nachdem das Eis der Unterhaltung gebrochen war, in sehr gewählten, aber vollkommen verständlichen Ausdrücken über die traurige Notwendigkeit dieses Krieges vernehmen. Man hörte es ihnen wohl an, wie tief die verzärtelten Mutter-söhnchen es empfanden, allen ihren häuslichen Bequemlichkeiten und den Freuden der Hauptstadt entrissen zu sein, wie sauer es ihnen wurde, täglich mehrere Meilen zu marschieren und in den schlechten Quartieren zu übernachten. Mehr als einmal hörten wir den Wunsch: „Il faut bien espérer, que cette campagne sera la dernière!“ Von außerordentlicher Begeisterung für den Kaiser oder von einem unbändigen Verlangen nach Kriegeruhm war wenig bei ihnen zu spüren. Sie hatten sich in ihr Schicksal ergeben, sahen den Sieg der französischen Waffen als gewiß an und wünschten nichts sehnlicher als eine baldige Beendigung der Marschbeschwerden.

RUSSISCHER FELDZUG 1812

Die Durchmärsche der französischen Truppen hörten endlich auf, und das ganze Heer versammelte sich an der russischen Grenze. Das preußische Hilfskorps stand auf dem linken Flügel; es war zu einem Einfall in die russischen Ostseeprovinzen Kurland, Livland und Estland bestimmt. Das österreichische Hilfskorps auf dem

rechten Flügel bedrohte Galizien und Wolhynien. Im Zentrum wälzte sich die Große Armee von 400 000 Streichern langsam vorwärts.

Als ostensiblen Grund des Krieges führte Napoleon an, daß Rußland sich beständig geweigert, dem Kontinentalsystem beizutreten, das heißt alle seine Häfen den Engländern zu verschließen; als ob er irgendein Recht gehabt, alle anderen Herrscher zur Annahme jenes Systems zu zwingen!

Aus den Gesprächen der Erwachsenen konnten die Kinder wohl merken, daß dieser russische Feldzug als eins der abenteuerlichsten Unternehmen der neueren Zeit zu betrachten sei. Was wollte Napoleon in Rußland erobern, und welcher Nutzen konnte ihm aus der Eroberung erwachsen? Gesetzt, er zwänge Rußland in der Tat zur Annahme des Kontinentalsystems, so könne er doch nicht alle russischen Häfen besetzt halten, und sobald er den Rücken wende, würden sie den Engländern wieder eröffnet. Allein bis zur gänzlichen Niederwerfung von Rußland liege noch ein weiter Weg vor ihm. Es könne leicht kommen, daß das riesengroße französische Heer, wie einst die Scharen des Xerxes, an seiner eigenen Masse zugrunde gehe. Sobald die russische Grenze überschritten sei, befänden sich die Franzosen in einem dünnbevölkerten, schlechtbebauten Lande, das in großen Entfernungen mit einigen elenden Dörfern, in noch größeren mit unbedeutenden Städten besetzt sei. Ackerbau und Viehzucht könnten nur an einzelnen Stellen gedeihen; die in den unwirtbaren Steppen herumirrenden Herden würden sich bei der Annäherung des Feindes zurückziehn und ihn dem bittersten Mangel preisgeben.

Dies und ähnliches hörte man von den Widerwilligen und Vorsichtigen, aber die kühnen und zuversichtlichen Bewunderer des Napoleonischen Genies entgegneten hierauf: Ob denn der Kaiser diese Bedenken nicht ebensogut und noch besser als jeder andere werde erwogen haben? Man wisse, daß er seit länger als einem Jahr die Geographie von Rußland auf das sorgfältigste studiere, daß ein Mémoire über die ökonomischen, finanziellen und militärischen Hilfsquellen des Zarenreiches nie von seinem Schreibtisch wegkomme, daß die genauesten Karten von Rußland die Wände seines Arbeitskabinetts bedeckten. Da es nicht möglich sei, das Heer vom Lande Rußland selbst ernähren zu lassen, so werde er die nötigen Lebensbedürfnisse den vorrückenden Truppen nachschicken.

Dies lasse sich, sagten die Gegner, mit dem reichen Deutschland im Rücken, wohl auf eine kurze Zeit ausführen; aber wenn der Krieg sich in die Länge ziehe, was dann? Daß es dem gewaltigen Völkerbezwiner gelingen werde, das ungeheure Rußland im Laufe eines einzigen Feldzuges zu erobern oder auch nur zum Frieden zu zwingen, das müsse selbst den erklärtesten Bewunderern des Kaisers als ein ausschweifender Gedanke erscheinen. Wie gefährlich es sei, sich mit einem Heer in das Innere Rußlands zu vertiefen, das habe vor gerade hundert Jahren das Beispiel Karls XII. gezeigt, der nach der Schlacht von Pultawa gezwungen war, bei den Erbfeinden der Christenheit, bei den Türken, eine Zuflucht zu suchen.

Indessen war der Kaiser Napoleon aus Paris bei der Armee angelangt, und die Franzosen rückten ungehindert vorwärts. Ihr Marsch wurde von pomphaften

Armeebulletins begleitet, die damals beinahe den ganzen Inhalt der Berliner Zeitungen ausmachten. Es gelangten aber daneben auch einige Privatnachrichten in das Publikum, die mit desto größerer Begierde aufgefaßt und herumgetragen wurden, wenn sie irgend etwas für die Franzosen Nachteiliges enthielten. So hieß es unter anderem: Als der Kaiser bei seiner ersten Rekognoszierung den Nemen entlanggeritten, sei plötzlich sein Pferd in eine Grube getreten und habe ihn abgeworfen. „Un Romain serait retourné“, sagte er und bestieg ruhig ein anderes Pferd. Bis zum Übergang über den Nemen hatte eine drückende Hitze geherrscht, so daß Menschen und Tiere fast verschmachteten und die drei Übergangsbrücken nur mit großer Mühe geschlagen wurden. In der ersten Nacht, die das französische Heer auf russischem Boden zubrachte, erhob sich ein schweres Gewitter und entlud ganze Wasserströme auf das Lager. Die Wirkung auf die Pferde war eine so verderbliche, daß viele Hunderte davon kreperten und ein beträchtlicher Teil der französischen Kavallerie unbrauchbar wurde.

Es ließ sich wohl voraussehen, daß Napoleon seine alte Taktik nicht verlassen und geradenwegs auf die feindliche Hauptstadt losgehen werde. Aber es gab in Rußland zwei Hauptstädte, das alte Moskau und das moderne Petersburg. Beide Städte waren vom Übergangspunkt über den Nemen um Hunderte von Meilen entfernt und durch fast unwirtbare Landstrecken getrennt. Im Anfang des Feldzuges scheint Napoleon selbst geschwankt zu haben, ob er sich links nach Petersburg oder rechts nach Moskau wenden solle. Vermutlich hatte er gehofft, das russische Heer werde sich ihm an der Grenze entgegenwerfen, er werde es nach gewohnter Weise in

ein paar Schlachten tüchtig abklopfen oder vernichten und darauf in dem zu schließenden Frieden den Beitritt zu seinem Kontinentalsystem erlangen. Ob dann der Sieger auch Rußland unter seine Vasallen aufnehmen und an der Spitze aller europäischen Heere durch Persien gegen die englischen Besitzungen in Ostindien marschieren werde, das mochte ihm selbst wohl kaum klar sein; aber es fehlte nicht an Zeitungspolitikern, die ihm die Ausführung dieses Riesenplanes zutrauten.

Allein das russische Heer, das er an der Grenze zu schlagen hoffte, war nicht zu finden; nur einzelne Kosakenschwärme verschwanden ebenso schnell, wie sie sich zeigten. Kam es ja einmal zu einem Scharmützel, so wurde dies in den französischen Bulletins mit grellen Farben ausgemalt. Die französische Große Armee bewegte sich in einer flachen, baumlosen und menschenleeren Steppe tagelang vorwärts, ohne einen Feind zu treffen. Von den Einwohnern Erkundigungen einzuziehen war unmöglich, weil es eben an Einwohnern fehlte, jedoch stimmten die spärlich erlangten Nachrichten darin überein, daß das russische Heer die starke Festung Smolensk besetzt halte und verteidigen werde. Hier kam es zu der ersten blutigen Schlacht, die von den Russen in der günstigsten, von den Franzosen in der ungünstigsten Stellung angenommen wurde. Doch wer hätte dem Meister der Schlachten widerstehen können?

Bei Walutino wäre es dem Kaiser beinahe gelungen, das russische Heer auseinanderzusprengen, die eine Hälfte nach Süden, die andere nach Norden zu werfen; dann war Aussicht vorhanden, einen vorteilhaften Frieden zu erzwingen. Doch die ungemeine Weite des Schlachtfeldes vereitelte die Ausführung dieses Planes.

Nach diesen beiden glücklichen Schlachten zog das französische Heer unaufhaltsam vorwärts gegen Osten, und es mußte nun wohl den Russen klarwerden, daß es nicht auf die Einnahme von Petersburg, sondern von Moskau abgesehen sei. Die alte Residenz des Reiches, die glorreiche Zarenstadt, die seit Jahrhunderten keinen auswärtigen Feind in ihren Mauern gesehen, konnte nicht ohne Schwertstreich den Fremdlingen überlassen werden. Dies würde den russischen Nationalstolz zu sehr verletzt haben. Es wurde also beschlossen, noch eine Schlacht zu wagen, und der russische Feldherr Kutusow konnte sich die beste Stellung dazu aussuchen. Als Napoleon durch vorausgeschickte Plänkler in Erfahrung brachte, daß die Russen in der Nähe von Borodino den Boden umwühlten, um ihren Batterien eine uneinnehmbare Stellung zu geben, rief er aus: „Enfin je les tiens!“

Das russische Heer war dem französischen an Zahl etwas überlegen, aber wiederum bewährte sich der Satz, daß der Angreifer gegen den Verteidiger im Vorteil sei. Die Russen hatten die besten Stellungen und warteten das Herankommen der Franzosen ab. Ungefähr 1000 Kanonen arbeiteten an dem blutigen Schlachttage des 7. September 1812 gegeneinander, die Russen verloren nach und nach alle Positionen, und mit Erstaunen las man in dem Bulletin, daß am Abend die letzte russische Batterie durch ein sächsisches Kürassierregiment genommen worden sei. Kutusow ging am folgenden Tag zurück, und nun stand dem Einzug des Siegers in das nahe Moskau kein Hindernis mehr im Wege.

Napoleon selbst schien zu warten, daß die Russen noch eine oder vielleicht noch mehr Schlachten wagen würden, um die altehrwürdige Zarenstadt zu retten. Man er-

zählte sich, daß er die Schlacht bei Borodino noch entscheidender hätte machen können, wenn er die Garden ins Feuer geführt hätte. Als seine Generale ihn dazu aufforderten, erwiderte er: „S'il y a une bataille demain, avec quoi la donnerai-je?“

Der Einzug in Moskau wurde uns später von Augenzeugen als das wunderbarste Vorkommnis beschrieben. Lange hielt der Kaiser vor den Toren, weil er erwartete, daß der Magistrat ihm die Schlüssel der Stadt entgegenbringen werde. Als niemand erschien, zog er durch die langen, öden Straßen der ungeheuren Stadt, an leeren Palästen und Hütten vorbei nach dem Innern. Die goldenen Kuppeln des Kreml glänzten im hellen Sonnenschein, aber das alte Haus des Zaren war verlassen, und die gänzliche Stille der Umgebung hatte etwas Gespensterhaftes. Man glaubte in einer verzauberten Stadt aus tausendundeiner Nacht sich zu befinden, deren Einwohner durch einen bösen Genius in Schlaf versenkt waren.

Ob der Brand von Moskau mit Bewilligung des Kaisers Alexander unternommen oder von dem Fürsten von Repnin auf eigene Faust angefacht worden sei, darüber wurde damals viel hin und her gestritten, es ist auch, soviel ich weiß, bis jetzt nichts Sicheres darüber ermittelt worden; so viel aber steht fest, daß die an der Grenze von Asien angezündete Fackel einen Wendepunkt in der Geschichte Europas beleuchtete und daß vor diesem gewaltigen Feuerschein der Glanz des Napoleonischen Sternes erbleichen sollte. Die Ausdehnung des Brandes in den fünf weiten, um den Kreml gebauten Häuserumkreisen war so groß, daß die Astronomen uns bewiesen, wenn die Mondbewohner dieselben Fernrohre hätten wie wir, so hätten sie einen deutlichen hellen Fleck auf der Erde

wahrnehmen und daraus schließen müssen, daß dort etwas Absonderliches vorgehe.

So glänzend auch die französischen Nachrichten über die großen Waffenerfolge lauteten, so ließ man sich dadurch bei uns nicht bestechen; man fühlte sehr wohl, daß der Brand von Moskau ein wirksames Gegenmittel gegen die Schlacht von Borodino und daß der Krieg noch lange nicht zu Ende sei. Allgemein bewundert wurde die Großherzigkeit des Kaisers Alexander, mit der er die Zerstörung der zweiten Hauptstadt seines Reiches, wenn nicht angeordnet, so doch erlaubt habe.

Was wird Napoleon jetzt anfangen? fragten unsere politischen Kannegießer; wird er den Mut haben, mit dem siegreichen, aber doch geschwächten Heer gegen Petersburg zu ziehen? Wo wird er den Winter zubringen? Unmöglich auf der öden Brandstätte von Moskau. Wird er sich zur Umkehr entschließen? Dann erklärt er sich für besiegt. Wird der Kaiser von Rußland sich in Friedensverhandlungen einlassen? Jetzt, wo er den Feind so gut wie in der Falle hat! Ja, wenn nicht alle preußischen Festungen in den Händen der Franzosen wären, könnte man in Preußen wohl die Gelegenheit benutzen und im Rücken der Großen Armee eine wirksame Diversion machen, die uns endlich von dem verhaßten Fremdjoch befreite.

Unterdessen stand Napoleon unbeweglich in dem eingescherten Moskau und wartete vergeblich auf Friedensvorschläge von russischer Seite; er tat, was er noch nie zuvor getan, er bot zuerst die Hand zum Frieden. General Lauriston wurde nach Petersburg geschickt, um dort zu unterhandeln. Darüber verfloß eine kostbare Zeit, der September ging zu Ende, und schon machten

„Freiwilliger Rückzug“

Aquatinta von Gottfried Schadow (1764–1850)

bei ganz heiterem Himmel die leichten Oktoberfröste sich fühlbar. Unbegreiflich schien es den aus der Ferne Zuschauenden, die den Gang des Krieges auf der Landkarte verfolgten, daß die Russen nicht einmal den Versuch machten, die unendlich lange Operationsbasis der Franzosen vom Nemen bis nach Moskau auf irgendeiner Stelle zu unterbrechen. Vielleicht schreckte sie der Glanz des französischen Waffenglückes, vielleicht warteten sie in richtiger Voraussicht der Dinge, die da kommen sollten, auf ihren mächtigen Verbündeten, den russischen Winter.

Als Lauriston nach sechs Wochen unverrichtetersache zurückkehrte, sah Napoleon wohl, daß nun ein Entschluß gefaßt werden müsse, und er entschloß sich zum Rückzug; ein Wort, das er seit der Belagerung von St.-Jean-d'Acre aus seinem Wörterbuch gestrichen. Es erschien das berühmte 29. Bulletin, in welchem nach einigen pomphaften Redensarten gesagt wurde, daß die Große Armee der besseren Verpflegung halber ihre Winterquartiere mehr nach der Grenze zurückverlegen werde.

Vorher hatte der Kaiser noch einen Versuch gemacht, südlich von Moskau sich Bahn zu brechen, um durch mehr bevölkerte und fruchtbare Landstriche heimzukehren, allein die Schlacht von Malo-Jaroslavez (24. Oktober 1812) hatte ihm gezeigt, daß die Russen diesem Unternehmen den äußersten Widerstand entgegensetzten. So blieb ihm denn nur der Rückzug durch die bereits ausgesogenen und doppelt unwirtbaren Gegenden des Hinweges. Beim Abschied von Moskau wurde der Kreml zum Teil in die Luft gesprengt, ein Akt kleinlicher und unnützer Rache.

Der Rückzug wurde, wie sich dies nicht anders erwarten ließ, mit großer Überlegung und berechnender

Sorgfalt eingerichtet. Die französische Armee war in drei Teile geteilt, die sich in Zwischenräumen von mindestens einem Tagemarsch folgen sollten. Dadurch wurde eine zu große Anhäufung der Truppen vermieden, und es blieb die Möglichkeit, dem heranrückenden Feind schnell die Spitze zu bieten. Die russische Armee ließ sich anfangs gar nicht sehen und folgte dann dem Feinde mit zögernder Vorsicht.

Auf den ersten Tagemärschen des Rückzuges bewegte sich die große Armee in der vorgeschriebenen Ordnung und vom schönsten Wetter begünstigt. Aber bald senkte sich der Zorn des Himmels auf die langsam weichenden Scharen herab. Am Anfang des Novembers trat ein heftiger Frost ein, der mit einer selbst für Rußland ungewöhnlichen Strenge den ganzen Winter ununterbrochen fort dauerte. Nun lösten sich allmählich alle Bande der militärischen Disziplin, und das gräßliche Gebot der Selbsterhaltung trat an die Stelle des willigen Gehorsams. An allen Orten, wo die französischen Truppen biwakierten, blieben am andern Morgen Hunderte von Erfrorenen im hohen Schnee liegen. Fand sich irgendwo noch ein Proviantmagazin, wurde es von den hungrigen Soldaten erbrochen, und jeder nahm so viel, wie er zur Befriedigung des augenblicklichen Bedürfnisses brauchte. Die russische Armee rückte nun dem abziehenden Feind näher auf den Leib, und es begann die ruhelose Jagd der Kosaken auf die ermatteten Nachzügler.

Dadurch wurden die Reihen der Franzosen so sehr gelichtet, daß von vielen Regimentern nur noch die Offiziere übrigblieben. Aus diesen bildete sich eine Leibgarde des Kaisers von mehreren Hundert Mann. Die Leutnants und Hauptleute zählten darin als Gemeine, die Majore

als Unteroffiziere, die Obersten und Generale als Leutnants. Diese auserlesene Schar kam mehr als einmal in den Fall, den Kaiser gegen die überall herumschwärmenden und in die Züge der Franzosen einbrechenden Kosaken zu verteidigen.

Mit 250 000 Mann wohlgerüsteter Truppen hatte Napoleon Moskau verlassen. Bis zur polnischen Grenze lagen beinahe 100 Etappenmärsche vor ihm, und diese waren kaum zur Hälfte zurückgelegt, als an der Beresina ihm das größte Unheil drohte. Hier war er bereits von allen Seiten umstellt, und sein Untergang schien unvermeidlich. Aber es war ihm nicht vom Schicksal bestimmt, in den Eisfeldern von Rußland umzukommen, sondern er sollte, an den glühenden Felsen von St. Helena geschmiedet, ein zweiter Prometheus, von der nagenden Erinnerung an die frühere Größe jahrelang gepeinigt, langsam verschmachten, ohne daß ein mächtiger Herakles mit den immer treffenden Pfeilen zu seiner Befreiung erschienen wäre.

An der Beresina entrann er durch eigene Kraft und Umsicht dem nahen Verderben. Die jenseits des Flusses stehenden Russen täuschte er durch falsche Nachrichten, so daß sie südwärts abzogen, den im Rücken herankommenden Feinden warf er starke Truppenmassen entgegen, ließ währenddessen drei Brücken über die Beresina schlagen und entkam mit dem größten Teil der um ihn gescharten und noch zusammenhaltenden Regimenter, während ein unabsehlicher Troß ungeordneter Nachzügler in wilder Verwirrung dem Heere nachdrängte. Schrecklich wurde die Szene, als am anderen Tag die Russen ihren Irrtum bemerkten, an den Ufern des Flusses Batterien aufpflanzten und die drei Brücken, über welche

der Rückzug der fliehenden Franzosen immer fort-
dauerte, in den Grund schossen. Von den abgeschnit-
tenen Tausenden versuchten wohl einige, von Eisscholle
zu Eisscholle springend, das jenseitige Ufer zu erreichen,
aber die meisten verfielen dem Tode oder der Gefangen-
schaft.

Nach Besiegung dieser letzten großen Gefahr erreichte
Napoleon die polnische Grenze, warf sich hier in einen
Schlitten und fuhr in rasender Eile unerkant durch
Deutschland. In Dresden machte er mitten in der Nacht
dem König von Sachsen einen kurzen Besuch und war
zu allgemeiner Verwunderung schon am 18. Dezember in
Paris, das er beim Beginn des Krieges im Juni verlassen
hatte. Die Spötter bemerkten, daß auch dieser Feldzug
im Laufe eines Jahres, aber ganz anders als die früheren,
beendet worden sei.

Der Eindruck, den die große Tragödie dieses russischen
Krieges machte, war ein ungeheurer und übte vor allem
auf das heranwachsende Geschlecht eine schwer zu be-
schreibende Wirkung.

Weil zuletzt alle französischen Berichte über das
Schicksal der Großen Armee ausblieben, vergrößerte das
Gerücht die erlittene Niederlage bis zum Unglaublichen.
Wir waren nicht erwachsen genug, um die ganze Trag-
weite des welthistorischen Ereignisses zu ermessen – und
welcher Erwachsene hätte das damals schon gekonnt? –,
aber an allen Ecken und Enden regte sich das deutliche
Bewußtsein, daß nun die Befreiungsstunde des Vater-
landes geschlagen habe.

Zwar waren am Anfang des Jahres 1813 die Aussich-
ten noch ziemlich bewölkt. Die Franzosen hatten die
meisten preußischen Festungen in ihrer Gewalt; sogar

das kleine Spandau, die Zitadelle Berlins, war von ihnen besetzt. In Polen und Schlesien zogen sich die französischen Truppen nur langsam vor den noch langsamer nachdrängenden Russen zurück. Aber die Nachrichten, welche aus Königsberg, Memel, Gumbinnen und von der ganzen östlichen Grenze des Reiches über den Zustand der aus Rußland zurückkehrenden französischen Soldaten einliefen, waren grauenhaft. In bunter Mischung aller Waffengattungen zogen die zerlumpten Gestalten mit verbundenen Händen und Füßen ohne alle Ordnung durch die Straßen jener Städte, fielen vor Ermattung an der Seite der Häuser nieder und wurden von den mitleidigen Bürgern in die Militärhospitäler gebracht, wo Typhus und Lazarettfieber noch Tausende dahinrafften. Bis Berlin gelangten so ganz zerfetzte Überbleibsel der Großen Armee nicht mehr, oft genug aber sah man einzelne waffenlose Franzosen einherziehen und sich nach dem Rathaus durchfragen, um dort ein Quartierbillet zu erhalten. Der Berliner Witz verschonte die Armen nicht, und öfter kam es vor, daß die Berliner Straßungen die zu Fuß gehenden Kavalleristen anriefen: „Monsieur, soll ich Ihr Pferd halten?“ In einem Dorf bei Berlin hatten französische Nachzügler einen Wagen requiriert und trieben durch einige Rippenstöße Bauern zu schnellerem Fahren an. Zornig drehte er sich um und rief: „Kennt ihr nicht das 29. Bulletin?“

Da während dieses ganzen russischen Krieges alle Blicke auf den abenteuerlichen Zug nach Moskau gerichtet waren, hatte man darüber das preußische Hilfskorps auf dem linken Flügel fast aus den Augen verloren. Es war ihm indessen recht gut gegangen, und es hatte wenig vom Frost zu leiden gehabt. Die Zeitungen berichteten

von einigen Gefechten, in denen die Russen den kürzeren gezogen, aber bald hatte die grimmige Kälte allen weiteren Operationen ein Ende gemacht. Der Krieg wurde ja ohnehin von preußischer Seite nur mit halbem Herzen geführt, und Napoleon mußte hier erfahren, daß ein erzwungener Verbündeter von keinem Nutzen sei. Wie konnte der König von Preußen ernstlich daran denken, seinen persönlichen Freund, den Kaiser Alexander, zu schädigen, und mit welcher Neigung konnten die preußischen Truppen gegen die Russen fechten, von denen allein noch eine Zerbrechung des französischen Joches zu hoffen war?

Daher wurde die Nachricht, daß der preußische General Yorck mit seinem Korps zu den Russen übergegangen sei, von der jüngeren Generation mit Freude begrüßt, denn man erkannte darin den Umschwung zu einer neuen Ordnung der Dinge.

BEFREIUNGSKRIEGE 1813 · 1814

Am 9. Februar 1813 erschien eine Bekanntmachung des Königs Friedrich Wilhelm III., welche die ganze Jugend des Reiches vom 17. bis zum 25. Jahre unter die Waffen rief. Nun war es entschieden, daß Preußen endlich einen Entschluß gefaßt habe. Nach welcher Seite es sich neigen werde, war keinem der jüngeren Generation auch nur einen Augenblick zweifelhaft. In dem Manifest war wohlweislich kein Feind genannt, gegen den dieses Nationalaufgebot geführt werden solle, und es gab unter

den älteren Leuten in der That einige wenige, die es unverhohlen aussprachen, daß diese allgemeine Bewaffnung dazu bestimmt sei, die Lücken im Heere des Kaisers Napoleon auszufüllen. Wir hörten solche Äußerungen mit schweigender, ungläubiger Verwunderung an; ich erinnere mich wohl, daß ich einmal ganz bedenklich wurde, als eines Abends diese Ansicht von einem Freunde des Hauses, einem alten, ehrwürdigen Herrn, den wir sonst sehr gut leiden mochten, mit beredten Lippen vorgetragen wurde. Er schilderte umständlich die Gefährlichkeit eines solchen Aufrufes in einem Augenblick, wo noch alle Festungen, ja der größte Teil des Landes in den Händen des Feindes sei; wie wenig könne man auf Rußlands Hilfe rechnen, das durch den letzten Krieg unermessliche Verluste erlitten; nicht in einer einzigen Feldschlacht hätten die Russen gesiegt, nur dem harten Winter verdanke man die Auflösung des französischen Heeres, das sehr bald in erneuter Kraft dastehen könne usw. Aber an der Masse des Volkes war die Überzeugung lebendig, daß an eine Hilfe für Napoleon gar nicht zu denken sei und daß jetzt oder niemals eine Abschüttelung des französischen Joches versucht werden müsse.

Auf meines Vaters Wunsch hatte ich seit dem 1. Januar 1813 angefangen, ein Tagebuch zu führen, aus dem ich für die folgenden Jahre manches genaue Datum entnehmen kann. Dieses Tagebuch bestand in einem einfachen Schreibkalender, der für jeden Tag ein paar Zeilen zu Merk- und Stichworten gewährte. Lange Gefühlsergießungen hielt mein Vater mit Recht für überflüssig, weil nur zu leicht eine gewisse Selbstbespiegelung sich damit verbinde.

Nach dem Aufruf des Königs strömten die Freiwilligen von allen Seiten zu den Fahnen. Das Graue Kloster blieb

nicht zurück. Als am Dienstag, dem 12. Februar 1813, der Direktor Beller mann in Prima eintrat, um wie gewöhnlich seine hebräische Stunde zu geben, erklärte ihm der Primus omnium, Albrecht Martins, die ganze Klasse sei entschlossen, dem Ruf des Königs zu folgen; sie hätten deshalb den Direktor geziemend, sie sämtlich zu entlassen. Martins zog dabei das Zeitungsblatt hervor, worin der Aufruf abgedruckt war. Beller mann war höchlich überrascht und wollte anfangs nichts davon wissen. Nach seiner weichherzigen Art erhob er eine laute Wehklage darüber, daß so viele tüchtige Kräfte den Wissenschaften entzogen werden sollten. Als er aber die Jünglinge fest entschlossen sah, in den Kampf für das Vaterland zu ziehen, da gab er gern nach; er entließ sie mit tränenden Augen und mit seinen besten Segenswünschen. Wohl hatte er Ursache, gerührt zu sein, denn seine beiden Söhne waren mit unter den Ausziehenden. Ebenso ging es in Sekunda, ebenso in Großtertia, worin ich damals saß; selbst in Kleintertia und Großquarta befanden sich viele Spätlinge von über 17 Jahren, die sich zum Kriegsdienst meldeten. Beller mann gibt in einem Programm darüber folgende Notizen:

Es gingen im Februar 1813 zum Heere:

Von 45 Primanern	39
Von 55 Sekundanern	32
Von 54 Großtertianern ...	18
Von 57 Kleintertianern ...	13
Aus den übrigen Klassen ..	11
Nach Ostern folgten nach	21
	<hr/>
	134

Davon kehrten nur 17 in ihre Klassen zurück, viele blieben beim Heer oder gingen zur Universität, zehn waren im Kampf gefallen, zwei waren vermißt.

Im Jahre 1815 gingen wieder 64 Schüler zum Heer, so daß das Graue Kloster zu den beiden Freiheitskämpfen 200 Mitstreiter gestellt hat.

Unter den mitziehenden Großtertianern zählte ich viele Freunde und Bekannte von über 17 Jahren; ein tiefer Schmerz schnitt durch meine Seele, wenn einer oder der andere mich fragte: „Gehst du denn nicht mit?“ und ich antworten mußte: „Nein, ich bin erst fünfzehn Jahre alt!“

Da die Staatsgelder durch die sieben Jahre lang fortgesetzten, fast une schwinglichen französischen Kriegskontributionen beinah versiegt waren, wurden zur Ausrüstung des Heeres freiwillige Beiträge gesammelt. Alle Schränke und Truhen öffneten sich, um den letzten Sparpfennig an die endliche Befreiung des Vaterlandes zu setzen.

Im Nicolaischen Hause hatte sich vom Großvater her ein ansehnlicher Vorrat von solidem Silberzeug aller Art gesammelt. Die silbernen Hochzeitsbestecke von drei Generationen waren vorhanden; wir bewunderten sie zuweilen bei seltenen festlichen Gelegenheiten und sahen sie nun mit Freuden auf das Münzamt wandern. Ein halbes Dutzend von großen, dreiarmigen, massiven Tischleuchtern wurde durch plattierte ersetzt, an die Stelle der weitbauchigen silbernen Punschbowle trat eine porzellanene.

Als ich eines Tages aus der Klasse nach Hause kam, stand mein Vater vor einem alten Nicolaischen Schrank und sortierte eine Menge Silbermünzen, die ich nicht

kannte. Es waren des Großvaters akademische „Jetons“. In der von Friedrich II. gestifteten Akademie der Wissenschaften überreichte der Kastellan bei jeder Sitzung dem Eintretenden ein eigens dafür geprägtes Silberstück im Wert von ungefähr 1½ Talern. Wer nicht kam, der erhielt nichts, und so war diese kleine Gabe eine Belohnung für den fleißigen Besuch der Sitzungen. Nicolai war im Jahre 1797 in die Akademie getreten, hatte also bis 1811 dreizehn Jahre darin gesessen. Rechnet man jährlich 50 Sitzungen, so ergibt das 650 Jetons oder 875 Taler. Wie viele Jetons im Februar 1813 noch vorhanden waren, wüßte ich nicht zu sagen. Mein Vater schickte sie alle in die Münze und gab mir als Andenken zwei für meine kleine Münzsammlung, die mir indessen im Laufe der Jahre abhanden gekommen sind.

Als der Aufruf zur allgemeinen Bewaffnung erschien, befand sich Berlin noch in französischen Händen. Der König war schon vorher nach Breslau gegangen, um dort die Rüstungen ungestört abwarten zu können. Man erzählte sich in der Stadt, daß diese Abreise noch einen anderen Grund gehabt. Napoleon sollte damit umgegangen sein, den König gefangenzunehmen und gleichsam als Geisel für sein Land nach Frankreich abzuführen. Ob dieser Gewaltstreich den erwarteten Erfolg gehabt hätte, wurde sehr stark bezweifelt, denn so treu das Volk auch zu seinem König hielt, so war es doch entschlossen, die Befreiung des Vaterlandes allenfalls auch ohne ihn zu versuchen. Es war allgemein bekannt, daß er nicht die Seele der Bewegung sei, daß er vielmehr die durchgreifenden Neuerungen von Stein, Hardenberg, Scharnhorst und Gneisenau fast widerwillig angenommen, wenigstens gleichgültig geschehen lasse. Da er völlig außer-

stande war, in irgendeiner Angelegenheit die Initiative zu ergreifen, brauchte er bei jedem neuen, außerordentlichen Vorschlag die kleinmütige Redensart: „Das wird gewiß nicht gut gehen!“ Ging nun die Sache in der Tat nicht gut, so pflegte er zu sprechen: „Das hatte ich ja vorhergesagt!“, und ging die Sache gut, so wagte niemand, ihn an seine negative Äußerung zu erinnern.

Je näher die Russen an Berlin heranrückten, desto unruhiger wurden die Leute in der Stadt. Es war kaum anzunehmen, daß der Marschall Augereau versuchen werde, die offene Stadt zu halten, doch dauerte sein Abzug den Berliner Bürgern gar zu lange. Am 18. Februar 1813 kam es bei dem zwei Meilen entfernten Dorf Werneuchen zu einem ernsthaften Gefecht zwischen Kosaken und Franzosen, worin die letzteren zurückgedrängt wurden. Am 20. Februar schwärmten die Kosaken an allen Toren auf der Ostseite Berlins und schossen auf die französischen Torwachen. An demselben Abend wurde den Bürgern von Polizei wegen befohlen, die ganze Nacht Licht an die Fenster zu stellen. Es läßt sich denken, daß in dieser Nacht die Kinder, von fieberhafter Unruhe getrieben, im ganzen Haus herumliefen und auf jeden Lärm horchten. Fritz hatte in unserer Stube ein ganzes Arsenal von Taschenmessern auf den Tisch gelegt und nach vergeblichem Widerspruch der Köchin noch das Küchenbeil hinzugefügt, um uns, falls die abziehenden Franzosen plündern wollten, verteidigen zu können. Allein es blieb alles ruhig, nach Mitternacht machte der Schlaf seine Rechte geltend; als wir am anderen Morgen wohlgemut erwachten, wunderten wir uns, daß Berlin noch auf dem alten Fleck stand.

In diesen Tagen der allgemeinen Aufregung geschah das Unglaubliche, daß bei dem Hinundherziehen der französischen Truppen eine französische Kanone von den Berlinern erbeutet, nach der Schleusenbrücke geschleppt und dort in die Spree geworfen wurde, wo wir sie mehrere Tage lang mit aufwärts gekehrten Lafetten liegen sahen.

Am 25. Februar hörte man deutlich eine Kanonade in östlicher Richtung und erfuhr nachher, daß bei Köpenick ein heftiges Gefecht stattgefunden habe. Endlich, in der Nacht vom 3. zum 4. März, viel zu spät für die Ungeduld der Bürger, verließen die Franzosen Berlin, und am 4. März zog General Tschernitschew an der Spitze der russischen Truppen ein. Er wurde von der ganzen Bevölkerung als Befreier empfangen und die Stadt am Abend festlich erleuchtet. Unmöglich läßt sich der Jubel der durcheinanderwogenden Menschenmassen beschreiben. Es schien allen, als sei ein bleierner Druck entfernt, der auf jeglicher Brust gelastet und das Atemholen erschwert hatte. Daß die Franzosen mit verstärkter Macht zurückkehren und die schutzlose Hauptstadt wiedereinnehmen könnten, wurde von den weitsichtigen alten Politikern gefürchtet; sie warnten daher vor einem allzu unmäßigen Jubel, um nicht den Zorn des Kaisers Napoleon zu erregen, die jungen, vorwärts dringenden Geister verlachten eine solche Befürchtung. Eher müsse man, so ließen sie sich in ihrem unbändigen Freiheitsgefühl vernehmen, das Beispiel von Moskau nachahmen und dem heranrückenden Feind nur eine rauchende Brandstätte überlassen. Als bald darauf Hamburg von den Franzosen geräumt und dann wieder besetzt wurde, erschien eine Broschüre von Varnhagen von Ense, die

wir damals wegen der abgerundeten Darstellung mit Vergnügen lasen und worin jene vandalische Idee auch für Hamburg allen Ernstes empfohlen wurde.

Sooft in diesen Tagen ein russisches Korps einzog, so oft wurden die Klassen freigegeben, weil jeder den nordischen Befreiern entgegenjauchzen wollte. Am 11. März 1813 empfangen wir den russischen General von Wittgenstein, dessen überaus glänzendes Gefolge einen großen Eindruck auf die gaffende Menge hervorbrachte. Am 17. März erschien unter unendlichem Jubel der General Yorck mit seinen 12 000 Preußen und einem Artilleriepark von 70 Kanonen. Obgleich er bisher noch nicht als Feldherr sich hatte zeigen können, so fühlte doch ein jeder, daß Yorck durch seinen entschlossenen Übertritt zu den Russen sich an die Spitze der Bewegung gegen Napoleon gestellt habe und daß nun von einem Schwanken oder Zaudern der preußischen Politik nicht mehr die Rede sein könne. Selbst der Großvater Eichmann, der sonst nicht leicht von einer einmal gefaßten Meinung abzubringen war, erklärte sich endlich zufriedengestellt, weil durch Yorcks gewagten Schritt ein ferneres Zusammengehen mit den Franzosen unmöglich geworden sei. Wie ein Donnerschlag rührte uns daher die Nachricht, daß der König ein Kriegsgericht ernannt habe, von dem der General Yorck zum Tode verurteilt sei. Allein bald tröstete uns des Großvaters beruhigende Stimme: „Larifari!“ sagte er. „Freilich muß das Kriegsgericht ihn zum Tode verurteilen, aber ebenso gewiß ist, daß der König ihn begnadigen wird oder schon begnadigt hat; darauf könnt ihr euch verlassen, denn sonst würde Yorck nicht an der Spitze von 12 000 Mann in Berlin einziehen.“

Bald darauf kam auch der König selbst nach Berlin und zeigte sich am 20. März 1813 auf der Parade im Lustgarten; ich kann aber nicht sagen, daß ihm ein außerordentlicher Enthusiasmus entgegengekommen sei. Für die ältere Generation lag eine Vergleichung mit Friedrich II. gar zu nahe, und das jüngere Geschlecht schien fest entschlossen, nötigenfalls auch ohne den König eine Erhebung gegen das französische Joch zu versuchen.

Hatten wir bisher die französische Einquartierung mit derjenigen Rücksicht behandelt, die unter gebildeten Nationen bei keinem Verhältnis fehlen darf, so wurden nun die Russen und Preußen als wahre Freunde aufgenommen. Zuerst erhielten wir einen russischen Obersten Buchardin, und es verstand sich von selbst, daß auch er zur sonntäglichen Familientafel eingeladen wurde. Die baumlange, kräftige Gestalt in der reichen, goldgestickten Uniform erregte eine freudige Verwunderung, und der gutmütige Ausdruck des wettergebräunten, erfahnen Gesichtes mit den hohen Backenknochen erweckte Zutrauen. Wir hielten ihn für einen echten Russen, aber er erzählte uns in sehr geläufigem Französisch, daß er deutscher Abkunft und daß Buchardin nur die russische Übertragung seines deutschen Namens Baumgarten sei. Den Hauptinhalt des Gespräches bildete natürlicherweise der Rückzug des französischen Heeres und der Anteil, den Buchardin an den verschiedenen Gefechten genommen. Er räumte ein, daß der Rückzug von Napoleon in sehr verständiger Weise angeordnet gewesen sei. Die Langsamkeit des russischen Nachrückens entschuldigte er damit, daß man jeden Tag habe gewärtig sein müssen, Napoleon werde sich wieder setzen und eine Schlacht anbieten, bis man denn endlich wohl ge-

sehen habe, daß die grimmige Kälte alle Ordnung und Zucht aufgelöst. Aber nicht nur die fliehenden Franzosen, auch die verfolgenden Russen litten unter der ungewöhnlichen Eistemperatur. Einige Bemerkungen, die Bucharin hierüber machte, habe ich nicht vergessen. Die Russen, sagte er, hätten selbst sehr viel Leute verloren, weil man die Regimenter gezwungen, trotz der tötenden Kälte immerfort in Reihe und Glied zu marschieren, um dem Feind sogleich die Spitze bieten zu können, obgleich meilenweit kein Franzose zu sehen war. In anderen Zeiten sei es gebräuchlich, daß, wenn man nicht im Angesicht des Feindes marschiere, die Leute es sich bequem machten, bei einem lässigen Hinschlendern leichten Sinnes blieben und mehr Strapazen ertragen könnten. Als Napoleon den Versuch gemacht habe, von Moskau aus gegen Süden vorzudringen, um durch ein besser bebautes, reiches Land seinen Rückweg nach Wolhynien zu nehmen, sei es in der Ordnung gewesen, ihn durch die Schlacht bei Malo-Jaroslawez auf den alten, ausgesogenen Weg über Wilna und Witebsk zurückzudrängen, doch werde man sich auch leicht denken können, mit welchen Schwierigkeiten und Entbehrungen die Russen zu kämpfen gehabt, als sie dem Feind durch ein dünnbevölkertes und von den Franzosen doppelt verheertes Land nachrücken mußten. Ihm selbst sei es fast ungreiflich, woher die großen Kosakenschwärme, die den Feind unablässig verfolgten, auf den unabsehbaren Schneefeldern ihren Unterhalt genommen, denn wenn auch mancher von ihnen zwei oder drei französische goldene Generalsuniformen unter dem Sattel gehabt, so lasse sich doch von einer Generalsuniform nicht satt werden.

Bald zogen die Russen weiter nach Westen, und auf den Obersten Buchardin folgte preußische Einquartierung. Es folgten andere Offiziere, die meistens nur einen oder ein paar Tage blieben, weil die preußischen Streitkräfte immer mehr gegen Sachsen vorgeschoben wurden.

Bei der Erneuerung des preußischen Heeres in Breslau war der König, wie man sagte durch Scharnhorst, auf den bereits dreiundsiebzigjährigen General Blücher aufmerksam gemacht worden. Er gab ihm den Oberbefehl über die Schlesische Armee. Diese Ernennung kam den Wünschen des Volkes entgegen. Daß Blücher als junger Husar den ganzen Siebenjährigen Krieg mitgemacht, wollten wir, als es uns erzählt wurde, kaum glauben, denn jene Epoche, von der die älteren Leute viel zu sagen wußten, lag für die jüngeren schon in einer mythischen Ferne. Doch erinnerten wir uns recht gut, daß Blücher im Jahre 1806 der einzige preußische General gewesen, der in jener ruhmlosen Zeit nicht ohne Lob gekämpft hatte. Er machte mit seinem Armeekorps einen kühnen Weg durch Mecklenburg nach Lübeck, mußte sich aber hier, da drei französische Marschälle zu seiner Verfolgung herbeieilten, gefangen geben. Ihn jetzt wieder im Verein mit den Generalen Yorck, Bülow, Gneisenau und Scharnhorst in Tätigkeit zu sehen, gab uns die frohe Zuversicht des Sieges.

Unterdessen gingen die Rüstungen in Berlin ohne Unterbrechung fort. Gegenüber von unserem Haus in der Brüderstraße wurde die junge, eben einberufene Landwehr einexerziert. Haufen von 10 bis 20 Mann standen in ihrer bürgerlichen Tracht auf dem Bürgersteig; bald erschien die Hälfte in grauen Jacken und Beinkleidern mit der einfachen blauen Landwehrmütze, wenige Tage

Biwak der Kosaken

Radierung von J. A. Klein (1792-1875)

darauf war auch die zweite Hälfte eingekleidet. Der Lustgarten, der Schloßplatz, der Petriplatz neben den Trümmern der abgebrannten Kirche waren voll von Rekruten. Wir lagen den ganzen Tag, wenn die Schule es erlaubte, im Fenster und lernten bald die Offiziere von Ansehen, nach und nach auch von Namen kennen. Die verschiedenen Handgriffe des Ladens mit dem klirrenden eisernen Ladestock waren weit komplizierter und umständlicher als jetzt bei dem Zündnadelgewehr, doch wurden sie von den jungen Leuten schnell genug begriffen. Wir freuten uns auf das Exerzitium im Feuer; allein so eilig wurde die Ausrüstung betrieben, daß bei vielen Kompanien das Schießen erst auf dem Marsch an den wenigen zugestandenen Ruhetagen, ja fast im Angesicht des Feindes eingeübt wurde.

Den Zurückbleibenden war es nun auch darum zu tun, das Exerzieren und den Gebrauch der Feuerwaffen kennenzulernen. Es trat in unserem kleinen Hausgarten eine Schar halbwüchsiger Jungen aus der Nachbarschaft zusammen, die schon etwas Großes getan zu haben glaubten, als sie ohne Anstoß rechtsum und linksum machen konnten. Mit dem Feuern sah es schwieriger aus. Alles Spielen mit Gewehren war streng untersagt, die Feuerzeugpistole des Großvaters Nicolai lag ruhig in dem Wandschrank der grünen Stube. Von dem Erlaubnischein des Kommandanten wußten wir damals nichts, sonst hätten wir uns wohl einen Schießstand im großen Garten errichtet. Doch Tante Jettchen, von unserer kriegerischen Begeisterung angesteckt, suchte Rat zu schaffen. Dr. Kohlrausch, der nach des Großvaters Nicolai Tode unser Hausarzt geworden war, lieh ihr ein paar schöne Pistolen mit allem Zubehör und gab ihr sogar

eine nicht unbeträchtliche Menge Schießpulver. Bleierne Kugeln wurden in einer zierlichen Kugelform am Herd der Küche gegossen und mit der Feile abgerundet. Die Sache war im besten Gange, und wir warteten nur auf eine Gelegenheit, nach der Hasenheide zu fahren, um die Pistolen zu versuchen, als es dem Dr. Kohlrausch einfiel, daß ein unerfahrenes Frauenzimmer mit dem Pulver Unheil anrichten könne; er schickte daher eines Morgens seinen Bedienten, um es abholen zu lassen. Tante Jettchen wollte ihrerseits ebenfalls allen Schaden verhüten und die Pulvertüte dem Bedienten nicht offen mitgeben. Sie stellte sich also ganz unbefangen an ein brennendes Licht und versiegelte die Tüte. Als Kohlrausch sie erhielt und die entsetzliche Gefahr bedachte, in der seine Geliebte geschwebt, war er so erschrocken, daß ihm fast die Sinne vergingen. Er kam bald darauf angefahren, um sich, wie er sagte, zu überzeugen, daß sie noch lebe. Sie selbst war betroffen genug über ihre unverzeihliche Unbesonnenheit und hörte später niemals gern davon reden. Zwar versicherte uns ein superkluger Mitschüler, dem wir den Fall erzählten, daß weder die Flamme noch der brennende Siegellack das Pulver hätte entzünden können und daß dazu ein Funke gehöre; man könne also ein gut abgeputztes Talglicht in einer Pulvertonne auslöschen. Zu diesem letzten Experiment würde er sich jedoch schwerlich verstanden haben.

Anfang April zogen die meisten meiner Jugendfreunde und Bekannten aus, viele gingen zum Lützowschen Freikorps, von dem man sich Wunderdinge versprach. Hier war Jahn als Hauptmann eingetreten, ihm folgte die Mehrzahl derer, die er auf dem Turnplatz um sich versammelt und in körperlichen Übungen gestärkt hatte.

Unter diesen war auch mein liebster Schulkamerad August, den mein Vater in Betracht unserer innigen Freundschaft mit allen Bedürfnissen für den Feldzug ausstattete.

Auch Dr. Kohlrausch zog ins Feld. Er schloß sich der neugebildeten hanseatischen Legion als Arzt an. Noch sehe ich den riesengroßen, stattlichen Mann in der prächtigen scharlachroten Uniform zu uns ins Zimmer treten, um einen kurzen Abschied zu nehmen. Mehrere Tage lang konnten wir an Tante Jettchens rotgeweinten Augen bemerken, daß dieser Abschied ihr am nächsten gegangen sei.

Theodor Körner, der mit meinem Vater immer in brieflichem Verkehr geblieben war, lebte jetzt in Wien als Theaterdichter am Burgtheater in einer glänzenden Stellung. Die Aufführung seines „Zriny“ brachte ihm die Huldigungen der patriotischen Ungarn, und seine kleinen Lustspiele, durch die besten Kräfte der kaiserlichen Bühne dargestellt, entzückten die leicht erregbaren Wiener. Sobald er von dem Aufruf Friedrich Wilhelms III. Kunde erhalten, verließ er unbedenklich die eben erst betretene Laufbahn, in der festen Überzeugung, daß diesmal die Rettung Deutschlands nicht von Österreich, sondern von Preußen versucht werden müsse. Wir hörten, er sei von Wien nach Breslau gegangen, und trauerten, daß er nicht über Berlin gekommen; wir sollten ihn später, wenige Wochen vor seinem Tode, bei uns sehen. Auch er trat als Reiter beim Lützowschen Korps ein, dem er durch seine begeisterten Gesänge einen Glanz für alle Zeiten verliehen hat.

Die Erhebung Preußens war um so gewagter, als man damals des Beitrittes von Österreich noch gar nicht gewiß war. Daß Österreich sich mit Napoleon vereinigen werde, um Preußen zu erdrücken – eine solche Schmach konnte niemand der kaiserlichen Regierung in Wien zutrauen. Man fürchtete nur, Österreich werde dieselbe leidige Politik des Zuwartens befolgen, die schon früher Deutschland ins Elend gebracht. So wie im Jahre 1805 Preußen ruhig zusah, als Napoleon die Österreicher niederwarf, so ließen diese im Jahre 1806 die Preußen niederwerfen, und als im Jahre 1809 noch einmal die Reihe des Besiegtwerdens an Österreich kam, konnte Preußen nicht einmal den Versuch machen, ihm beizustehen.

Noch kühner wurde die Erhebung Preußens durch den Umstand, daß am Anfang des Jahres 1813 fast alle preussischen Festungen in französischen Händen waren. Man hat es dem Kaiser Napoleon oft als einen Fehler angerechnet, daß er nicht alle Besatzungen aus den Festungen zurückgezogen und als ein ansehnliches Heer in oder bei Berlin gesammelt habe, doch wurde dagegen angeführt, daß die zähe Behauptung der Festungen Preußen nötigte, auf deren Eroberung einen bedeutenden Teil seiner Macht zu verwenden. Zu diesem Dienst eignete sich, nach Scharnhorsts System, ganz trefflich ein Teil der in der nächsten Umgebung ausgehobenen Landwehr. Man beschränkte sich auf eine strenge Einschließung der festen Plätze, weil man wohl wußte, daß bei einem glücklichen Ausgang des Krieges sie von selbst fallen würden.

Ernsthaftere Anstalten wurden jedoch bei der Festung Spandau gemacht, die, nur zwei Meilen von Berlin ge-

legen, als die Zitadelle der Hauptstadt betrachtet werden kann. Das kleine Nest ist auf drei Seiten von Wasser umgeben und daher nicht leicht zu beschießen. Der französische Kommandant war mit guten Vorräten versehen und wehrte sich nach Leibeskräften. Es wurde von den Preußen eine Belagerung nach allen strategischen Regeln angefangen. Die Beschießung dauerte mehrere Wochen, und der Spandauer Wind (so heißt bei den Berlinern der einen großen Teil des Jahres wehende Südwest) brachte sehr deutlich das Dröhnen des Kanonendonners herüber. Die Preußen glaubten eine hinlängliche Bresche in den Wall nach der Landseite zu gelegt zu haben und versuchten unvorsichtig einen Sturm, allein sie fanden beim Anrücken einen tiefen Wassergraben, von dem sie nichts gewußt, und mußten mit großem Verlust zurückweichen. Nun wurde die Beschießung eifrig fortgesetzt, man ließ einen Regen von Bomben auf die kleine Festung herabfallen.

Vetter Fritz beschloß hinüberzufahren, um sich die Sache in der Nähe anzusehen. Nur mit Mühe und auf unser inständiges Bitten erhielt er von meinem Vater die Erlaubnis, uns beide, Fritz und mich, mitzunehmen. Das war für uns ein unaussprechliches Gaudium. In warme Mäntel gehüllt, mit einigem Mundvorrat und mit noch mehr Ermahnungen versehen, fuhren wir mit dem Vetter ab. Auf dem langen Weg hörte Fritz nicht auf, zu schwatzen und zu fragen, so daß der Vetter, welcher immer zu Späßen aufgelegt war, der Versuchung nicht widerstehen konnte, ihn etwas aufzuziehen. „Werden wir denn wohl eine Kanonenkugel oder eine Bombe fliegen sehen?“ fragte Fritz. „Mehr als eine“, war die Antwort, „doch mußt du, wenn eine Bombe kommt, hübsch

vorsichtig auf die Seite treten und vor einer Kanonenkugel den Kopf wegbiegen.“ – „Kann aber die Bombe nicht platzen?“ – „Jawohl, entweder sie platzt in der Luft und fällt in Stücken auseinander, oder sie fährt in den Boden und wühlt ein großes Loch, dann mußt du Erde auf den Zünder werfen, damit er ausgeht.“ – Fritz hatte sonst Mut wie ein Löwe und fürchtete sich in der Schule nicht, mit den überlegensten Gegnern anzubinden, aber offenbar war ihm der Gedanke einer heransausenden Kanonenkugel oder einer herabfallenden Bombe nicht angenehm.

Je näher wir kamen, desto lauter tönte das Schießen; vom Spandauer Berg aus sah man in der Ferne die Festung liegen. Es war ein kalter, regnerischer Apriltag, der Himmel von dichten, bleigrauen Wolken umzogen. Mehrere andere Wagen aus Berlin hatten sich hier zusammengefunden, doch weil die Höhe zu unbedeutend und das Wetter zu trübe war, konnte man eben nur die Türme von Spandau unterscheiden, und einige schmale Erdstreifen zeigte man uns als die Belagerungswerke. Hin und wieder sah man aus den Batterien einen blauen Rauch aufsteigen, dem nach einigen Sekunden ein Knall folgte. Bei dem fortgesetzten Schießen konnte man bald nicht mehr unterscheiden, zu welchem Rauch der nachfolgende Knall gehörte. Bomben wurden an diesem Nachmittag nicht geworfen, Fritz brauchte also nicht auf die Seite zu treten. Wir beide hatten uns das Schauspiel viel größer, erhabener und schauerlicher vorgestellt; ich mußte an die Worte meines Vaters denken, der unter seinen anfänglichen Weigerungsgründen auch angeführt hatte: „Kinder, ihr werdet gar nichts sehen, denn ihr seid viel zu weit entfernt.“

Von einigen Personen der Gesellschaft, die der Gegend kundig waren, wurde vorgeschlagen, die Wagen stehenzulassen und zu Fuß etwas weiter vorwärts zu gehen. Dies geschah, aber ein feiner Regen fiel uns sehr beschwerlich, und der Spandauer Wind machte uns die Finger erklammen. Das Fortkommen auf dem durchweichten Boden war mühsam, in der Ebene sah man noch weniger als auf dem Hügel. Wohldurchfroren und durchnäßt kehrten wir zu dem Wagen zurück und waren sehr froh, auf dem Heimweg den Spandauer Wind im Rücken zu haben. Vetter Fritz blieb bei uns zum Abendessen und wußte durch allerlei scherzhafte Anregungen Fritzens Lust am Erzählen wachzuhalten.

Wenige Tage nachher, als wir Unter den Linden spazierten und dem gewohnten Krachen vergnüglich zuhörten, geschah ein gewaltiger Knall, der weder von einer Bombe noch von einer ganzen Batterie Kanonen herühren konnte. Noch an demselben Abend kam die Nachricht, daß durch eine preußische Bombe das Pulvermagazin in Spandau aufgefliegen sei. Nun war die Festung von den Franzosen nicht mehr zu halten, das Schießen hörte gänzlich auf, Unterhandlungen wurden angeknüpft, und bald darauf erfolgte die Übergabe. Man erzählte so viel von den fürchterlichen Wirkungen der preußischen Geschosse, daß unsere Neugierde aufs höchste stieg. Vetter Fritz veranstaltete eine zweite Hinfahrt, an der auch mein Vater teilnahm. Diesmal legten wir im schönsten Sonnenschein und in milder Frühlingsluft die zwei Meilen bis Spandau zurück. Wir waren es schon gewohnt, daß die Gegenwart meines Vaters bei irgendeiner Spazierfahrt immer gutes Wetter mit sich brachte; wir betrachteten dies als eine vollendete Tatsache, die man nicht

wohl erklären könne, aber mit Freuden annehmen dürfe. Es hatten sich wieder mehrere Wagen vereinigt; ein preußischer Offizier, der die Belagerung mitgemacht, war unser freundlicher und belehrender Führer. Die kleine Stadt mit den engen Straßen und niedrigen Häusern hatte gar wenig gelitten; desto ärger sah es in der Zitadelle aus, wohin die Preußen, mit den Örtlichkeiten genau bekannt, alle ihre Bombenwürfe gerichtet. Der Offizier versicherte uns, daß nicht eine einzige Bombe in die Stadt selbst gefallen sei. An der Stelle des Pulvermagazins sah man eine tiefe, trichterförmige Grube, aus der noch immer der Rauch halbverkohlter Balken emporstieg. Mehrere Spritzen waren beschäftigt, Wasser in diesen wüsten Erdkrater zu pumpen, weil man noch immer fürchtete, daß einige Pulverfässer im Grunde verborgen liegengeblieben. Die Aussicht, bei einer Entzündung derselben plötzlich in die Luft zu fliegen, hielt die zahlreichen Zuschauer nicht ab, den Rand des Kraters zu umwandeln und neugierig hinabzuschauen, nicht anders, als ob man das Abbrennen eines Feuerwerkes erwartete.

Der Offizier zeigte uns dann von einer höheren Stelle des Festungswalles aus den Ort, wo in weiter, weiter Ferne, jenseits des breiten Wassers, die Batterie gestanden, die er während der Belagerung befehligt. Ganz unglaublich schien es uns, daß auf eine solche Entfernung die Wirkung der Kugeln hinüber und herüber reichen könne. Die Franzosen schossen gut; unser Führer versicherte uns, daß nach kurzer Zeit seine Batterie rasiert gewesen sei. Die verhängnisvolle Bombe, welche das Pulvermagazin traf, war aus einer andern, näher liegenden Batterie gekommen; der geschickte Bombardier

hatte gleich nach dem glücklichen Schuß eine namhafte Geldsumme von seinem Hauptmann zum Geschenk erhalten.

Sehr vergnügt und mit vielen neuen Anschauungen bereichert, kehrten wir nach Berlin zurück, wo Fritz noch viele Tage Gelegenheit fand, die Hausgenossen und Schulkameraden durch die anschaulichsten Darstellungen der merkwürdigen Erlebnisse zu ergötzen.

Am 5. Mai gelangte die Kunde nach Berlin, daß bei Lützen oder Großgörschen die erste große Schlacht gegen Napoleon geschlagen worden sei. Man schien anfangs geneigt, dieselbe für einen Sieg auszugeben, allein bald genug erwies es sich, daß ein höchst mörderischer Zusammenstoß stattgefunden, der am Abend mit dem Rückzug der Unsrigen endete. Der Angriff der Preußen auf Napoleons Nachhut war erst am Nachmittag des 2. Mai erfolgt. Er zog immer mehr Truppen ins Gefecht, er pflanzte immer mehr Batterien auf und drängte die heldenmütig fechtenden Preußen immer weiter zurück. Oberst Gneisenau, so wurde uns erzählt, sei an der Spitze seines Regiments mitten in einem französischen Karree gewesen, alle Offiziere hätten sich mit wahrer Todesverachtung dem feindlichen Feuer ausgesetzt, Napoleon habe während des Gefechts ausgerufen: „Ce ne sont plus les Prussiens de 1806!“

Dieses erste Mißgeschick war wohl geeignet, bedenkliche Stimmungen in Berlin hervorzurufen. Das preußische Heer zog sich durch Sachsen gegen Schlesien zurück, und die Hauptstadt des Landes war noch einmal dem

andringenden Feind bloßgestellt. Die Regierung beschloß daher, für Berlin den Landsturm zusammenzurufen, der alle waffenfähigen Männer vom 40. bis 60. Jahr umfaßte. Ließ sich auch kaum erwarten, daß diese Milizen gegen ein geordnetes Heer etwas ausrichten würden, so zeigte diese Maßregel wenigstens den festen Entschluß Preußens, den Kampf bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit aufrechtzuerhalten. Obgleich die jungen männlichen Einwohner Berlins theils als Freiwillige, theils als Landwehrleute ausgezogen waren, blieben doch genug mittelalttrige übrig, um viele Kompanien daraus zu bilden.

Der Brüderstraßen-Bezirk versammelte sich auf unserem Hof, als dem geräumigsten im ganzen Viertel; wir Kinder guckten aus den Fenstern der Galerie herab, zu der mancher der Landsturmlaute mit Verwunderung hinauf sah; mein Vater schaute aus einem Fenster des ersten Stockwerks durch seinen Operngucker auf die Versammlung herunter. Der Propst Hanstein von der Petrikirche, ein kleiner, feuriger Mann mit hellen, durchdringenden Augen und einer volltönenden, klaren Stimme, hielt eine begeisterte Anrede, deren Text mir wohl im Gedächtnis geblieben ist: „Und sie warfen ihre Banner auf im Namen des Herrn!“ Es war damals noch etwas Ungewöhnliches, bei kriegerischen Vorgängen den Gott des Friedens anzurufen, und in allen bis dahin erlebten Kriegszeiten war uns dergleichen nicht vorgekommen.

Nach Schluß der Versammlung fiel uns ein, meinen Vater zu fragen, warum er denn nicht mit eingetreten sei, und als er scherzhaft erwiderte, daß er dazu zu alt sei, wollten wir dies nicht glauben, weil man ihn trotz seines weißgepuderten Haares unmöglich für einen Sechziger

halten konnte. Indessen wußten wir schon, daß er die Eigenheit besaß, auf alle Fragen, sein Alter und seinen Geburtstag betreffend, nicht einzugehen. Erst viel später konnte ich mir herausrechnen, daß er, der im Jahre 1745 geboren war, im Jahre 1813 bereits 68 Jahre zählte.

Die Bewaffnung des Landsturmes bestand in einer einfachen Pike mit eiserner Spitze. Die Schmiede und Schlosser hatten alle Hände voll zu tun, um in größter Eile die Eisenspitzen zu liefern, und die Waldungen bei Berlin wurden behufs der Lanzenschäfte arg gelichtet. In der Hasenheide, wohin wir oft unsere Spaziergänge richteten, waren wir Zeugen eines tragikomischen Vorfalles. Einem Haufen rüstiger Landstürmer aus dem Handwerkerstande mochte die Anschaffung der Piken zu lange dauern. Sie zogen nach der Hasenheide und fingen an, die geeignetsten Stämme abzuhaufen. Der Revierförster Pfaffenländer (allen Turnern wohlbekannt, weil er sie abends mit vortrefflicher Blut- und Leberwurst bewirtete) war bald von dem Waldfrevel unterrichtet und eilte erzürnt herbei, um seine jungen Kiefern zu retten. Aber die eifrigen Vaterlandsverteidiger ließen sich weder durch seine guten noch seine bösen Worte abhalten, in ihrem Geschäft fortzufahren. Da der Förster nur einer gegen dreißig war, konnte er nicht daran denken, Gewalt zu brauchen; er lief endlich, fast in Verzweiflung, nach der Stadt, um die Sache der Behörde anzuzeigen. Bald darauf zogen auch die Holzfäller, jeder mit einer tüchtigen Stange versehen, nach Hause. Bei unserem nächsten Besuch fragten wir den guten Pfaffenländer, was er denn ausgerichtet? „Nichts“, war die Antwort, „die jungen Bengels haben einen Ausputzer bekommen, und meine Stämme sind zum Teufel!“

Durch jene feurige Landsturmrede wurden wir mit dem Propst Hanstein und mit seinem würdigen Kollegen, dem Propst Ribbeck, näher bekannt. Hanstein hatte, soviel er konnte, in seinem Kreise gegen die übertriebenen Anmaßungen der Franzosen gekämpft und konnte in dieser Hinsicht manchen glücklichen Erfolg mit dem Großvater Eichmann austauschen. Alles auf den Kaiser Napoleon Bezügliche wurde von uns mit Begierde aufgenommen; was Hanstein eines Tages über die Audienz der Geistlichen mit vieler Lebhaftigkeit vortrug, hat sich mir fest eingeprägt.

Der Kaiser ließ bald nach seinem Einzug in Berlin, im Oktober 1806, die Berliner Geistlichkeit zu sich auf das Königliche Schloß entbieten. Das Audienzzimmer, in dessen Hintergrund der Kaiser mit seinen Adjutanten stand, füllte sich nach und nach so sehr, daß die vordersten, unter denen Hanstein sich befand, dicht vor den Kaiser zu stehen kamen. Mit ruhigen, aber durchdringenden Augen musterte Napoleon die Versammlung. Nachdem eine allgemeine Stille eingetreten war, hielt er in französischer Sprache eine Rede, worin er den Geistlichen auseinandersetzte, wie sie sich bei der veränderten politischen Lage zu verhalten hätten. Der König von Preußen habe sich selbst sein Unglück zuzuschreiben, weil er ihm den Krieg gemacht. Er (Napoleon) werde dem Lande nicht mehr Lasten auferlegen, als unumgänglich nötig sei. Die Geistlichkeit möge dahin wirken, daß alles ruhig bleibe, sie möge die Einwohner immer daran erinnern, daß jetzt keine andere Autorität im Lande gelte als die seine. Jede Auflehnung dagegen werde er auf das strengste zu ahnden wissen. Anfangs, sagte Hanstein, habe der Kaiser sehr ruhig und fließend gesprochen, so daß man

wohl merkte, er habe sich die Rede vorher überlegt, je weiter er aber vorgerückt, desto mehr sei er ins Stocken geraten, und zuletzt habe er nur noch einzelne Sätze mit Heftigkeit hervorgestoßen. Am Schluß wurde die Versammlung mit einem gnädigen Kopfnicken und einer bezeichnenden Handbewegung entlassen.

Hatte auch mein Vater wegen seines Alters an dem Landsturm nicht teilgenommen, so förderte er doch auf alle Weise die Sache des Vaterlandes. Es bildete sich, von ihm und Hanstein angeregt, in der Brüderstraße ein Verein, dem bald die meisten Hauseigentümer und vermögenden Mieter beitraten. Mein Vater wurde zum Schatzmeister gewählt. Der Hauptzweck des Vereins war die Ausrüstung von Freiwilligen, die Unterstützung der zurückgebliebenen Familien, die Nachsendung von Geld und Wäsche. Weil der Verein gar kein Wesens von seinen Leistungen machte, nannte er sich „der stille Verein“. Während der Befreiungskriege richtete er sein Hauptaugenmerk auf die im Felde stehenden Söhne der Brüderstraße, später war er den Zurückkehrenden auf alle Weise hilfreich. Unser Nachbar, der Seidenhändler Humbert, damals Vorsitzender der Stadtverordnetenversammlung, gehörte zu seinen Mitgliedern und war vermöge seiner einflußreichen Stellung von großem Nutzen. Wegen der gänzlich unscheinbaren Natur dieses wohltätigen Vereins ist mir nicht Erinnerung geblieben, wie lange er gewährt und wann er sich aufgelöst.

Der Landsturm von Berlin wurde indessen immer fester organisiert, wobei es an ernstesten und spaßhaften Vorfällen nicht mangelte. Den älteren Leuten hatte schon die Idee des ganzen Volkes in Waffen nicht in den Kopf gewollt; unendlich schien es ihnen, daß sie nun selbst

an der Bewaffnung teilnehmen sollten. Nach ihrer Vorstellung waren die gemeinen Soldaten eine Herde hergelaufenen Gesindels, allenfalls eine nützliche Korrekptionsanstalt für ganz verwahrloste Subjekte, der kein anständiger Mann angehören könne. Es war ja noch gar nicht lange her, daß die barbarische Strafe der Spießbruten von Friedrich Wilhelm II. abgeschafft wurde; die entehrenden Stockprügel hat erst Friedrich Wilhelm III. auf die Zuchthäuser beschränkt. Man setzte an deren Stelle das Lattengefängnis, an das man jetzt kaum ohne Entsetzen denken kann. Der Delinquent wurde in eine enge, dunkle Kammer gesperrt, deren Fußboden und Wände mit dicht beieinander stehenden dreikantigen Latten besetzt waren. Er konnte also nur auf einer Säge sitzen, stehen oder liegen. Diese Strafe gab den Torturinstrumenten des Mittelalters nichts nach. Sie war so empfindlich, daß dem Gefangenen nach zwei Tagen immer ein dritter Tag in einer gewöhnlichen Stube gewährt werden mußte; sechs Wochen Latten waren gleichbedeutend mit Todesstrafe. Desertion wurde auch im Frieden unnachsichtlich mit Erschießen bestraft.

Alle diese Schrecknisse des Soldatenstandes traten den älteren Mitbürgern vor die Seele, als sie in den Landsturm eintreten sollten, obgleich niemand daran dachte, die alten drakonischen Gesetze in Anwendung zu bringen. Von einigen Bürgern erfuhr man, daß sie sich unter nichtigen Vorwänden entfernt hielten, und diese Herren galten bei dem jüngeren Geschlecht für Vaterlandsverräter. Ein ältlicher, etwas ängstlicher Geheimrat von sehr würdevollem Äußeren, aber geringen Geistesgaben, welcher den Spitznamen „König Karl der Einfältige“ führte, fragte im Vertrauen einen Freund, was ihm denn

wohl geschehen könne, wenn er vom Landsturm wegbliebe? „O nichts“, erwiderte der Schalk, „höchstens drei Wochen Latten!“

Die meisten Einwohner wurden von der allgemeinen Begeisterung mit fortgerissen und fügten sich willig der ungewohnten Beschäftigung des Exerzierens. Der Berliner Volkswitz trug auch manches zur Erheiterung der Übellaunigen bei.

Gegen die Mitte des Mai wurde die Furcht vor einer neuen Invasion der Franzosen so groß, und man dachte sich so schreckliche Dinge von dem, was alsdann der Hauptstadt bevorstehe, daß nicht wenige Einwohner aus den mittleren, ja sogar manche aus den höheren Ständen Berlin verließen und nach Osten flüchteten. Es waren einige uns bekannte Familien darunter, die später von uns mit der äußersten Verachtung behandelt und nicht anders als mit dem Namen „die Ausreißer“ bezeichnet wurden. Eines Abends zeigte uns ein befreundeter höherer Offizier auf der Landkarte die Stellungen der beiden Heere, machte es deutlich, mit wie wenigen Tagemärschen Napoleon in Berlin sein könne, und ermahnte meine Mutter, sich mit den Kindern weiter nach Osten zu begeben. Mit der größten Ruhe erwiderte sie, sie werde das Schicksal, das ihrem Manne und ihren übrigen Mitbürgern bevorstehe, mit ihnen teilen. Wir stimmten ihr aus vollem Herzen bei. So blieben wir, und Napoleon kam nicht wieder nach Berlin. Wenn meine Mutter späterhin von den Freunden des Hauses wegen ihrer mutigen Entschlossenheit belobt wurde, wußten wir uns im stillen nicht wenig damit, von ganz gleicher Gesinnung beseelt zu sein. Mein Vater sah sich jedoch veranlaßt, in jener gefährlichen Zeit sein bares Geld und einige Staats-

papiere dem geheimen Mauerversteck in seiner Wohnstube anzuvertrauen. Wenn wir Kinder allein waren, steigerten wir unseren patriotischen Mut durch die abenteuerlichsten Gedanken. Meine Schwester behauptete, sie würde, um das Vaterland zu retten, imstande sein, Napoleon mit eigener Hand zu erstechen. Dies wollten wir Jungen nicht gelten lassen, weil dazu ein männlicher Mut gehöre, und Fritz, der in unseren improvisierten Schauspielen zuweilen einen Banditen mit hölzernem Dolch und fürchterlichen Gesichtsverzerrungen darstellte, nahm jene Heldentat für sich ganz allein in Anspruch.

Trotz aller drohenden politischen Gewitterwolken bezogen wir auch im Frühling 1813 den großen Garten in der Blumenstraße. Es entspann sich ein lebhafter Verkehr zwischen dem Stadt- und Landhaus, indem die neusten Nachrichten nicht schnell genug hinaus- und hereingebracht werden konnten. Wenn Fritz aus der Hartungschen Schule zum Vesperbrot hinauskam, hatte er gewöhnlich irgendein merkwürdiges Erlebnis mitzuteilen, z. B. er habe eine Batterie von zwölf Kanonen die Königstraße hinunterziehen sehen, beim Stillehalten habe ein Kanonier sich einen Schnaps geben lassen und den umstehenden Leuten versichert, es werde nächstens eine große Schlacht geben; „und der konnte es doch wohl wissen!“ setzte Fritz mit gläubigem Vertrauen hinzu. „Geradeso gut wie du“, erwiderte ihm der Großvater Eichmann, „du hättest doch gleich merken können, daß er euch etwas auf die Nase binden wollte.“

Aber der Kanonier hatte doch recht gehabt. Noch einmal versuchten die Preußen ihr Waffenglück gegen Napoleon in der Schlacht bei Bautzen, wovon die Nachricht am

27. Mai nach Berlin gelangte. Die Erbitterung des Kampfes war womöglich noch größer als bei Lützen. Der französische Marschall Duroc wurde an der Seite des Kaisers Napoleon von einer Kanonenkugel dahingerafft. Bis zum Abend behaupteten die Preußen das Schlachtfeld; doch hielten die Führer es für geraten, in der Nacht den Rückzug anzutreten, den die Franzosen nicht beunruhigten. Am grimmigsten war der alte Haudegen Blücher über das nochmalige Zurückweichen, dessen gebieterische Notwendigkeit er jedoch anerkannte. Man erzählte, daß, als er tags darauf an seiner pommerschen Landwehr hinritt, viele Stimmen aus den Reihen laut wurden: „Vater Blücher, nicht mehr zurück!“ – „Ja, Kinder“, habe er erwidert, „wenn's nach mir ginge!“ – Hier stockte er, warf sein Pferd herum, und man wollte bemerkt haben, daß er sich die Augen trockne.

Auch durch dieses zweite Mißgeschick wurde das felsenfeste Vertrauen des preußischen Volkes auf das endliche Gelingen der guten Sache nicht erschüttert. Unausgesetzt strömten die Freiwilligen zu den Fahnen, und die Einrichtung der Landwehr wurde in allen Provinzen mit dem größten Eifer fortgesetzt. Jedermann erwartete nun ein um so rascheres Vorgehen und hoffte, daß die Preußen bei einem dritten Zusammenstoß die beiden Scharten von Lützen und Bautzen auswetzen würden.

Desto überraschender war uns die Nachricht, daß am 4. Juni ein Waffenstillstand von 20 Tagen mit den Franzosen abgeschlossen worden sei, der dann noch bis zum 15. August verlängert wurde. So schien denn alles wieder in Frage gestellt und eine endliche Lösung des Knotens in weite Ferne gerückt. Noch niederschlagender wirkte die Kunde, daß man in Dresden mit Napoleon, dem Erb-

feind des deutschen Namens, Friedensunterhandlungen angeknüpft. Der österreichische Minister, Graf Metternich, war von Wien nach Dresden geeilt, um seine gewichtige Stimme mit in die Schale der Beratungen zu legen.

Während dieser neun Wochen der Ungewißheit sah man in Berlin auf den Straßen überall nur mißvergnügte Gesichter, und des politischen Kannegießerns war kein Ende. Wozu denn, fragten die vorwärts Drängenden, solle dieser Waffenstillstand dienen? Je eher die Entscheidung eintrete, desto besser! Sei es die Bestimmung des Schicksals, daß Preußen zugrunde gehen solle, so möge man seinen Todeskampf nicht verlängern. Napoleon werde diese Frist dazu benützen, um sich aufs äußerste zu verstärken. Noch habe er ganz Frankreich, Italien und die Hälfte von Deutschland hinter sich; Preußen dagegen könne nur aus wenigen Provinzen Mannschaften und Vorräte ziehen. Rußlands Freundschaft sei uns zwar sicher, aber sehr hoch sei sie doch nicht anzuschlagen. Österreichs Hilfe sei freilich von weit größerem Gewicht, das Kaiserhaus sei aber durch die engsten Familienbände mit Napoleon vereinigt. Werde denn der Kaiser Franz so ohne weiteres seinem Schwiegersohn und seiner Tochter Marie Luise den Krieg erklären? Werde er sich nicht begnügen, einen vorteilhaften Vertrag zu schließen, und höchstens die Auflösung des so tief verachteten und gehaßten Rheinbundes verlangen? Dann stehe Preußen wieder allein und müsse das Schlimmste von der Wut des erbitterten Gegners erwarten.

Diese Betrachtungen hatten manchen guten Grund und konnten wohl die jungen Gemüter bedenklich machen, aber wenn wir dieselben an der Mittagstafel des

Großvaters Eichmann auskramten oder es gar wagten, die Maßregeln der Regierung und der Behörden zu kritisieren, so wurde uns nicht nur ein heilsamer Dämpfer aufgesetzt, sondern auch unser Vertrauen von neuem befestigt. „Gelbschnäbel“, rief er mit seiner sonoren Stimme aus, „was versteht ihr denn von Politik? Überlaßt das anderen Leuten, die ordentlich darin bewandert sind, und steckt eure Nasen in die Schulbücher. Der Waffenstillstand ist abgeschlossen, und damit Punktum! Was weiter kommen wird, müssen wir abwarten. Wenn ihr's wissen wollt, so hat Napoleon durch diesen Abschluß einen großen Fehler begangen. Das ausgesogene Frankreich, in dem nur noch Kinder und Greise angetroffen werden, kann ihm keine neuen Armeen liefern, und auf das, was er etwa an Mannschaft aus Deutschland bezieht, kann er sich nicht verlassen. Wir indessen erhalten Zeit, unsere Armee ganz instand zu setzen, wir erhalten Zeit, unsere Ernten, die so schön stehen, einzubringen, damit wir im Winterfeldzug unsere Truppen füttern können, wir erhalten Zeit, Österreich, das vielleicht noch schwankt, auf unsere Seite zu ziehen, wir erhalten endlich Zeit, uns in England Subsidien zu verschaffen. Ihr seht also ganz klar und deutlich, daß der Vorteil des Waffenstillstandes auf unserer Seite ist, und wenn Preußen nach dem Ablauf desselben auch allein steht, so ist mir vor dem Ausgang nicht bange.“

Durch solche Zurechtweisungen wurden wir wohl auf einige Zeit beschwichtigt; als aber die Nachricht einlief, ein Trupp Lützowscher Reiter sei mitten im Waffenstillstand von württembergischen Reitern überfallen worden und Theodor Körner schwerverwundet auf dem Felde liegengeblieben, da kannte unsere Wut keine Grenzen

mehr. Die Berichte waren freilich äußerst unbestimmt. Daß unser Liebling Körner nicht gefangen sei, schien sicher, aber niemand wußte anzugeben, wo er sich befinde; wir hatten den unsäglichen Schmerz, uns den verehrten und geliebten Freund in der hilflosesten Lage zu denken. Mein Vater stand mit Körners Eltern in Dresden in der vertrautesten Freundschaft, allein er wagte nicht, dorthin zu schreiben, weil Dresden noch in französischen Händen war und man wohl wußte, daß viele Briefe geöffnet wurden. Dies galt damals bei dem großen Publikum für eine bübische Verrätereie, und die französische Regierung, die sich dieses Mittels im ausgedehntesten Maß bediente, hielt man in dieser Hinsicht für ehrlos.

Das wenige, was man von den Verhandlungen in Dresden vernahm, wurde in Berlin begierig aufgegriffen. Napoleon schien sich dort ganz häuslich niederlassen zu wollen. Um seinen Feinden zu zeigen, daß er gar keine Lust habe, Dresden bald wieder zu verlassen, ließ er Schauspieler von Paris kommen und richtete ein französisches Theater ein. Der berühmte Talma und Mademoiselle Mars spielten vor dem kleinen Kreis der französischen Generale und des sächsischen Hofadels. Der König Friedrich August von Sachsen hielt mit unbegreiflicher Zähigkeit an dem Bündnis mit Napoleon fest, von dem er doch unmöglich nach den Erfahrungen der letzten Jahre Heil für sein Land und für ganz Deutschland erwarten konnte. Dem beschränkten, gutmütigen König, dessen Horizont sich nicht über seine Hauptstadt hinaus erstreckte, mochte man diese Servilität hingehen lassen, doch gab es auch manche heller blickende Köpfe, denen die Befreiung Deutschlands von dem fremden Joch als eine Unmöglichkeit erschien.

Das Verhalten Österreichs wurde mit einer fieberhaften Angst verfolgt, und es ist gar keine Frage, daß in jenem kritischen Moment das Schicksal Deutschlands in Österreichs Händen lag. Trat es auf Napoleons Seite und teilte mit ihm die Herrschaft über die mittleren und kleinen Staaten, so war Preußen allem menschlichen Ermessen nach verloren und würde wohl kaum ein selbstständiges Reich geblieben sein. Stellte Österreich sich dem französischen Kaiser entgegen, mußte es gewärtig sein, nach vier großen Niederlagen noch eine fünfte zu erdulden. Aber Napoleon hatte es nie verstanden, die besiegten Völker zu seinen Verbündeten zu machen, noch weniger wußte er die besiegten Fürsten durch seine Persönlichkeit anzuziehen. Er hatte den Kaiser von Österreich kaum vor Jahresfrist mit dem äußersten Übermut behandelt, und man wußte von dem Kaiser Franz, daß er in allen persönlichen Beziehungen sehr empfindlich sei. Endlich war auch bei den österreichischen Staatsmännern nicht alle deutsche Gesinnung erstorben.

Es wurden in der Tat während des vielgeschmähten Waffenstillstandes große Resultate erzielt. Österreich trat in aller Form auf Preußens und Rußlands Seite. Die Vertreibung der Franzosen aus Deutschland war der ausgesprochene Zweck dieses Bündnisses. Weiter wagte man in jener Zeit noch nicht zu gehen, selbst die Gewinnung dieses Zieles schwebte den meisten wie ein fast unerreichbares Ideal vor Augen.

Auch Bernadotte, den Kronprinzen von Schweden, wußte man durch Versprechungen auf die deutsche Seite zu ziehen. Er hatte lange Zeit mit Auszeichnung neben und unter Napoleon gedient und verdankte diesem insofern sein ganzes Glück, als Napoleon seine Wahl zum

Kronprinzen von Schweden genehmigt. Es schmeichelte dem Stolz des französischen Usurpators, der so viele alte Throne gestürzt und neue gegründet, daß einer seiner Marschälle für den uralten Herrschersitz der skandinavischen Halbinsel ausersehen wurde. Napoleon hatte gehofft, an ihm einen treuen Vasallen zu haben, aber bald zeigte es sich, daß Bernadotte das Wohl seines Landes der unfruchtbaren Freundschaft des Kaisers vorzog. Napoleon verlangte von ihm den Beitritt zum Kontinentalsystem, das heißt die Verschließung aller schwedischen Häfen gegen England. Durch diesen Beitritt wäre das ohnehin arme Schweden völlig zugrunde gerichtet worden, da seine meisten Handelsbeziehungen nach dem nahen England hinüberreichten und England gerade in jener Zeit schwedisches Holz und schwedisches Eisen für seinen Schiffsbau brauchte. Bernadotte suchte Ausflüchte und trat dem Kontinentalsystem nicht bei. Jetzt gaben ihm die drei verbündeten Mächte die Aussicht auf Norwegen, das damals in Dänemarks Besitz war, und Dänemark stand von jeher auf Napoleons Seite.

Bernadotte mochte wohl bedenken, daß bei einem Siege der Alliierten sein Thron auf das äußerste gefährdet sei, wenn er nicht auf ihre Seite trete; er kam also mit einem schwedischen Heer von ungefähr 20 000 Mann nach Deutschland herüber und erhielt den Oberbefehl über die deutsche Nordarmee. Er rechtfertigte jedoch nur wenig die in ihn gesetzten Hoffnungen, und es schien in der Tat, als sei es ihm nicht recht Ernst mit dem Kampf gegen seinen ehemaligen Waffenbruder und Feldherrn.

Es lagerten einige schwedische Truppen in der Nähe von Berlin, und wir versäumten nicht, mit dem Vetter Valentin, der zu solchen Ausflügen immer bereit war,

hinauszufahren, um uns die fremden Gäste anzusehen. Das kleine Lager war mit musterhafter Sorgfalt eingerichtet. An den Zelten fiel uns die unbeschreiblich grobe Leinwand auf, ein Produkt des harten schwedischen Flachses. Die Soldaten waren von ungewöhnlicher Größe, mehr schlank als kräftig gebaut. Man hätte den abgehärteten Söhnen des hohen Nordens eine große Kraft in der Ertragung von Strapazen zutrauen können; dem war aber nicht so. Es zeigte sich später im Laufe des Feldzuges, daß bei einem anstrengenden Marsch die langen Schweden weit eher liegenblieben als unsere dachsbeinigen Uckermärker und gedrungenen Pommern. Im Lager hörte man ab und zu den Gesang schwedischer Volkslieder, die in ihren melancholischen und sehr einförmigen Rhythmen die Sehnsucht der Nordländer nach einem glücklicheren Himmel auszudrücken schienen. Auch Nationaltänze wurden aufgeführt, deren einen wir gleich auf der Stelle den „doppelten Ringeltanz“ nannten. Acht bis zwölf Mann bildeten einen Kreis und legten sich gegenseitig die Hände auf die Schultern. Auf diese kletterten andere acht oder zwölf Mann, stellten sich auf die Schultern der unteren und bildeten einen zweiten Kreis. Das Ganze bewegte sich dann langsam bald rechts-, bald linksherum.

Unter den zahlreichen Feinden des Kaisers Napoleon befand sich auch der ehemalige französische General Moreau, berühmt durch seine Heldentaten in den Kriegen der Revolution. Er machte im Jahre 1796 einen meisterhaften Rückzug von 40 Tagen aus dem Donautal bis Hüningen und besiegte die Österreicher am 3. Dezember 1800 in der großen Schlacht bei Hohenlinden. Als Bonaparte nach dem Kaiserreich strebte, wurde Moreau

im Jahre 1804 nebst mehreren anderen Generalen einer Verschwörung gegen die Republik und gegen das Leben des Ersten Konsuls angeklagt und zum Tode verurteilt. Bonaparte wagte es nicht, ihn hinrichten zu lassen, sondern verbot ihm nur, den französischen Boden zu betreten. Moreau lebte seitdem in Amerika. Mit Verwunderung hörten wir, daß er die lange und gefährliche Seereise aus der Neuen Welt bloß in der Absicht gemacht habe, um seinen ehemaligen Waffengefährten mit bekriegen zu helfen. Dies bestärkte uns in der Ansicht, in Napoleon den Ausbund aller Verworfenheit zu erkennen. Moreau erhielt vorläufig kein selbständiges Kommando, sondern war dem Generalstab des Kaisers Alexander I. von Rußland zugeteilt, um durch seine Kriegserfahrung die Operationen zu leiten. Er vermehrte die gegen Napoleon von allen Seiten aufgebottenen materiellen und geistigen Kräfte.

Der Turnplatz in der Hasenheide wurde nach Jahns Abgang zum Lützowschen Freikorps von seinem Schüler Eiselen geleitet. Die Reihen der älteren Turner waren sehr gelichtet, und von den Zurückgebliebenen warteten viele nur auf ihren Geburtstag, um nach vollendetem 17. Jahr sogleich zum Heer zu eilen.

Während des Waffenstillstandes kam Jahn auf Urlaub nach Berlin und besuchte am 28. Juli den Turnplatz. Er wurde mit Jubel aufgenommen und auf Schritt und Tritt von der neugierigen Jugend begleitet. Schon hier zeigte sich seine unzufriedene Natur, die ihm später so vieles unverdiente Leid zuzog. Er erging sich in den stärksten Redensarten über alle Verhältnisse und Personen, die ihm nicht gefielen. Er war das, was die Berliner mit einem fremden, schwer zu übersetzenden Ausdruck einen

Räsonneur nennen. Mußte man auch sein redliches Streben und seine großen Verdienste um verbesserte körperliche Volkserziehung anerkennen, so konnte man doch unmöglich seine maßlosen Ausfälle auf hohe und höchste Staatsbeamte gutheißen. Nur wenig ist mir von jenem kurzen Besuch in der Erinnerung geblieben; der allgemeine Eindruck war der, daß Jahn an allem, was vorging, etwas zu tadeln fand. Er tadelte die Art der Kriegführung, die unnützen Hinundhermärsche und viele andere Dinge, von denen er wahrscheinlich viel zuwenig verstand, um darüber ein richtiges Urteil abgeben zu können. Den Überfall der Lützowschen Reiter bei Kitzen erklärte er für den schwärzesten Verrat, der je von Deutschen an Deutschen begangen worden sei, tadelte aber auch auf das strengste die preußischen Anführer, daß sie sich nicht besser vorgesehen. Von dem Schicksal des verwundeten Theodor Körner wußte er nichts anzugeben.

Wer beschreibt unser freudiges Erstaunen, als wenige Tage darauf, am 4. August, Theodor Körner wohlbehalten in Berlin anlangte. Er wohnte fünf Tage in unserem Haus in der Brüderstraße, wo mein Vater ihn wie einen Sohn aufnahm. Täglich kam er nach der Blumenstraße hinaus, und wir kannten keinen größeren Genuß, als an der Seite des hohen, stattlichen Kriegers, dem seine schwarze Lützowsche Reiteruniform so gut stand, die schattigen Baumgänge zu durchwandeln und uns von ihm erzählen zu lassen. Soviel ich mich entsinne, war der Vorfall bei Kitzen, in der Nähe von Leipzig, folgender gewesen. Die Schwadron Lützowscher Reiter, bei der Körner sich befand, sah an einem Waldrand andere Reiter stehen, von denen man nicht wußte, ob sie Freunde oder Feinde seien. „Soll ich anfragen?“ sagte Körner zu

dem kommandierenden Offizier. Auf dessen bejahenden Wink sprengte er fort, aber kaum war er an der gegenüberstehenden Front angelangt, als er auch schon vom Pferd gehauen wurde. Bewußtlos blieb er im Walde liegen. Mitleidige sächsische Bauern nahmen sich seiner an, brachten ihn erst ins Dorf, dann heimlich nach Leipzig, wo er im Hause des ihm befreundeten Kaufmanns Kunze so lange verborgen blieb, bis seine Kopfwunde etwas verharscht war. Leipzig war noch in französischen Händen; er konnte es nicht wagen, durch die feindlichen Vorposten geradenwegs zu seinem Korps zurückzukehren, sondern mußte einen Umweg über Teplitz machen. Aber da galt es, erst die sächsische und dann die böhmische Grenze zu passieren. Er fuhr bis zu dem letzten sächsischen Städtchen und wollte dann als Spaziergänger zu dem nächsten böhmischen Ort weitergehen. Die Gegend kannte er von seinen früheren Fußreisen her auf das genaueste. Den geschorenen Kopf deckte eine braune Perücke, in der Hand trug er eine leichte Gerte, ein grauer Überrock und ein Strohhut vollendeten die Verkleidung. Auf wenig betretenen Feldwegen schritt er rüstig einher und war schon nahe an der Grenze, als ein sächsischer Gendarm ihn anhielt und nach seinem Paß fragte. „Was fällt Ihnen ein?“ fuhr ihn Körner an. „Kennen Sie mich nicht? Ich bin der Herr von Vitzthum, und dort drüben sehen Sie mein Schloß liegen. Sie werden doch keinen Paß von mir verlangen, wenn ich meinen Nachbar, den Herrn von Racknitz, zu besuchen gehe, dessen Schloß nur 500 Schritte von hier entfernt ist! Das könnte Ihnen bei dem Kommandanten, Herrn von Wietersheim, meinem speziellen Freunde, sehr schlecht bekommen!“ Mit vielen höflichen Entschuldigungen entfernte sich

der Gendarm, und Körner kam glücklich über die Grenze.

Diese Geschichte hörten wir mit namenloser Lust und wiederholten sie uns später noch oft; doch will ich nicht leugnen, daß ich jetzt (1868), nach 55 Jahren, die Namen der sächsischen Gutsbesitzer und des Kommandanten nur aufs Geratewohl hingeschrieben und deren Richtigkeit nicht verbürgen kann.

Körners beide Kopfwunden waren noch nicht geheilt, er konnte nur eine leichte Feldmütze tragen. Das dichte, schwarze Haar, dessen Fülle uns bei seinem ersten Besuch in so große Verwunderung gesetzt, war kurz abgeschoren worden, doch konnte er jetzt schon die fatale Perücke entbehren. Ein glücklicher Umstand für uns war es, daß seine kurze Anwesenheit gerade in die Schulferien fiel; wir konnten also den ganzen Tag um den lieben Gast sein, wenn Geschäfte ihn nicht in der Stadt zurückhielten. Abends saß er im traulichen Gespräch an unserem Familientisch, oder er las uns von seinen Gedichten aus einem kleinen Quartheft vor, das er „Leyer und Schwert“ betitelt hatte. Seine tiefe, wohlklingende Baßstimme drang bis in das innerste Herz. Obwohl er ein ganz reines Deutsch sprach, so kam doch manchmal der Sachse zum Vorschein. Er hatte das stürmische Freiheitslied „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los“ mit gewaltigem Pathos vorgelesen. Wir hörten mit Entzücken zu, verstanden aber nicht, was der „Flamperk“ bedeuten solle. Den Dichter gleich danach zu fragen, dazu hatte selbst Fritz nicht den Mut; wir erkundigten uns am andern Morgen bei meinem Vater, der uns belehrte, daß man die altdeutschen zweihandigen Schwerter „Flamberge“ genannt. Das Sonett „Die Wunde brennt, die bleichen

Lippen beben“ machte den tiefsten Eindruck, und alles schwieg, als er es vorgelesen. „Jaja“, sagte er in seiner treuherzigen, natürlichen Art, „da war ich allerdings in einer schlimmen Lage; die ersten zehn oder elf Zeilen hatte ich so ziemlich im Kopf fertig, aber gegen den Schluß hin vergingen mir wirklich die Sinne!“

Höchst unterhaltend waren seine Mitteilungen über die Erlebnisse in Wien, wo er seine kurze, glänzende Laufbahn als Theaterdichter begann und beschloß. Der Ehrenbezeugungen, die er von den Ungarn wegen seines „Zriny“ empfing, erwähnte er nur ganz beiläufig; dagegen erzählte er mit vielem Humor, wie die guten Wiener sich gewundert, daß ein Ausländer bei ihnen „ein so großes Tier“ geworden sei. Nach seinen ersten Bühnenerfolgen habe die Elite der Wiener Gesellschaft sich an ihn gedrängt, um seine Bekanntschaft zu machen. Bei der Auführung des „Grünen Dominos“ sei er einmal in das Parterre gegangen, um die Wirkung seines Stückes zu beobachten. Dort habe er das Gespräch zweier Herren mit angehört, wovon der eine den andern gefragt, ob er den Dichter des Stückes kenne? „Oh, sehr gut“, war die Antwort, „es ist ein kleiner, untersetzter Mann, etwas korpulent, scheint mir im übrigen ‚sehr ein lieber Narr‘ zu sein.“ Da sei zufällig ein Bekannter herantreten und habe ihn mit der lauten Anrede begrüßt: „Ei, schönen guten Abend, Herr von Körner!“ Dadurch sei die Aufmerksamkeit eines größeren Kreises erregt worden, und der zuerst Fragende sei nicht wenig erstaunt gewesen, statt des kleinen, korpulenten Mannes eine „lang aufgeschossene Ranke“ vor sich zu sehen.

Wenn von der Fortsetzung und dem Ausgang des Krieges die Rede war, so erhob uns Körner durch seine

glühende Zuversicht auf die endliche Befreiung des Vaterlandes. Mehr als einmal äußerte er, daß, wenn es ihm beschieden sei, im Kampf zu fallen, er nur wünsche, es möge in einer heißen, glorreichen Entscheidungsschlacht geschehen. Wir aber schauten an dem Heldenjüngling mit dem felsenfesten Vertrauen empor, er werde alle Gefahren bestehen und wohlbehalten aus dem Feld zurückkehren.

Vom Gitarrespielen war diesmal keine Rede, doch setzte uns Körner durch sein musikalisches Gedächtnis in Erstaunen, als er uns eines Abends alle 24 Hornsignale vorsang, die beim Exerzitium der Kavallerie in Anwendung kommen.

Das Liederheft „Leyer und Schwert“ übergab Körner meinem Vater zum Verlag. Als sie eben über Druck und Format sich besprachen, fiel ihm ein, daß noch eine Zueignung fehle. Flugs setzte er sich in der Buchhandlung an das nächste Pult und schrieb die begeisterten Zeilen:

„Euch allen, die ihr noch mit Freundestreue...“

Nur zu rasch verflogen die kurzen Tage seines Aufenthaltes. Als wir am letzten Nachmittag durch den Garten gingen, zog er ein schönes Taschenmesser mit stählerner Schale und acht Klingen hervor, um einen herabhängenden Zweig abzuschneiden. „Welch ein schönes Messer“, rief ich aus, „ganz von Stahl; so etwas habe ich noch nie gesehen!“ – „Ich schenke es dir!“ sagte er, indem er es mir in die Hand drückte. Wer war glücklicher als ich, der ich ohnehin eine besondere Vorliebe für zierliche Messer hegte und deren immer zwei, eins in der Beinkleider- tasche, das andere in der Westentasche, bei mir trug! Dieses Geschenk schien mir geradezu unschätzbar, um so mehr, da es als Andenken von einem so schwärmerisch

verehrten Freunde herrührte. Aber leider sollte die Freude daran nicht lange dauern. Nach dem Schluß der Ferien nahm ich es in die Klasse, um es von den Mitschülern bewundern zu lassen, und da war es nach einigen Tagen verschwunden, sei es, daß ich es aus der Tasche verloren, was sonst gar nicht mein Fehler war, sei es, daß ein gewissenloser Sekundaner der Versuchung nicht widerstehen konnte, ein solches Kleinod sich anzueignen.

Am Morgen des 9. August kam Körner nach der Blumenstraße, wo sein Pferd, ein tüchtiger Schimmel, eingestallt war, packte seinen Mantelsack und nahm von meinen Eltern und uns einen kurzen, herzlichen Abschied. Er schwang sich in den Sattel und ritt die lange Straße hinunter. Wir sahen ihm betrübt nach. Ehe er um die Ecke bog, zog er sein Taschentuch heraus und wehte, sich umsehend, uns einen Gruß zu. Sehr wehmütig schlichen wir in das Haus zurück. Als wenige Wochen darauf, am 3. September, die Nachricht von seinem Tode nach Berlin kam, erinnerten wir uns mit Schmerzen dieses Abschiedes und beschlossen, nie wieder einem wegreisenden Freunde nachzusehen.

Am 15. August 1813 war der Waffenstillstand nach vergeblichen Friedensunterhandlungen abgelaufen, und nun entbrannte der Krieg auf allen Seiten. Bis zur Mitte des September verging fast kein Tag, an dem nicht Siegesnachrichten und Berichte über mehr oder minder bedeutende Schlachten in Berlin einliefen. Wer vermöchte die Erinnerung an jene große Zeit jemals aus dem Gedächtnis zu verlieren, und wie erhebend war der Gedanke, daß die Preußen die böse Scharte von 1806 in vollem Maße auswetzten!

Napoleon war, wie immer, der Angreifer und richtete, wie gewöhnlich, seine Schläge auf die feindlichen Hauptstädte. Er sandte den Marschall Oudinot mit einem Heer gegen Berlin, den Marschall Macdonald gegen Breslau, den Marschall Vandamme gegen Prag. Wir sahen bald, daß der Großvater Eichmann recht gehabt, den Waffenstillstand für einen Fehler Napoleons zu erklären. Das ganze preußische Volk stand in Waffen bereit, die Österreicher hatten sich für die deutsche Sache erklärt, die Russen begnügten sich nicht damit, den Feind aus ihren Grenzen vertrieben zu haben, sie wollten auch teilnehmen an der Vernichtung des Unruhestifters, die reichlichen Ernten waren eingebracht, die Engländer zahlten Subsidien.

Die Österreicher wurden indessen bei ihrem ersten Auftreten übel zugedeckt. Sie brachen aus den böhmischen Wäldern hervor und richteten sich gegen Dresden, wo Napoleon mit dem Hauptheer stand. Die Schlacht entbrannte auf der Südseite in der nächsten Nähe der Stadt. Der Kaiser Alexander von Rußland und in seinem Gefolge der General Moreau befanden sich mit einem russischen Korps bei den Österreichern. Napoleon erkannte bald die schwache Seite der feindlichen Stellung. Er schickte den General Latour-Maubourg mit einer großen Masse Kavallerie durch eine nicht besetzte Schlucht den Österreichern in den Rücken und brachte ihnen eine vollständige Niederlage bei (30. August). 16000 österreichische Gefangene wurden nach Dresden hineingeführt. Fast noch empfindlicher war der Tod des Generals Moreau, der in dieser Schlacht dicht an der Seite des Kaisers Alexander fiel. Wir wissen jetzt aus den Memoiren von St. Helena, daß Napoleon an dieser Tat persön-

lichen Anteil gehabt. Er erzählt, wie er auf den Höhen von Räcknitz eine Gruppe von Reitern bemerkt und wohl gesehen habe, daß es höhere Offiziere seien. Darauf habe er einer französischen Batterie von zwölf Kanonen befohlen, alle ihre Rohre auf diesen einen Punkt zu richten und zu gleicher Zeit abzufeuern. Der Erfolg zeigte, daß er recht gesehen. Moreau hielt an Alexanders Seite, als dieser zufällig sein Pferd ein wenig vorwärts trieb. In diesem Augenblick kam eine Kanonenkugel und zerschmetterte Moreaus beide Beine. Wäre Alexander eine halbe Minute länger auf seiner ersten Stelle geblieben, würde der Schuß unfehlbar ihn mit hingerafft haben. Moreau wurde zwar noch lebend vom Schlachtfeld hinweggetragen, starb aber schon am 2. September.

Die Stadt Dresden litt in dieser Schlacht nur wenig, außer daß in dem schönen Mosczinskischen Garten eine französische Batterie errichtet wurde, aber die übergroße Menge von Gefangenen und Verwundeten brachte viele Nachteile. Typhus und Dysenterie nahmen in den Spitälern überhand, auch die Einwohner wurden davon ergriffen.

Napoleon benutzte diesen Sieg von Dresden mit gewohnter Schnelligkeit, indem er den Marschall Vandamme über das sächsische Erzgebirge nach Böhmen und geradenwegs gegen Prag sandte. Doch gleich beim Herabsteigen von den Bergen fand Vandamme ein preußisch-russisches Heer, bei dem auch der König von Preußen zugegen war. Die Schlacht entbrannte am Abhang des Gebirges bei Kulm und stand lange unentschieden, bis am Nachmittag der preußische General von Kleist mit seinem bei Dresden versprengten Korps die Nollen-

dorfer Höhen herabstieg und die ferne Kanonade vernahm. Der dichte Wald verhinderte einen freien Überblick, die flinksten Jäger mußten die höchsten Bäume erklettern, um die Stellungen der Armeen zu erkunden. Kleist erfaßte den rechten Moment, um den Franzosen in den Rücken zu fallen, und das ganze französische Armee-korps löste sich auf. Nicht nur wurden 80 Kanonen und alle Bagage erbeutet, es trat auch zum erstenmal der Fall ein, daß ein französischer Marschall gefangen wurde. Vandamme sah sich plötzlich von einem Trupp russischer Reiter umringt. Da es ihm nicht an persönlichem Mut fehlte, zog er den Degen und wollte sich zur Wehr setzen, wurde aber sehr bald überwältigt. Man hatte bisher in den Napoleonischen Kriegen nicht viel von ihm gehört. Nun trat er mit einem Male auf die Bühne der Geschichte, um ebenso schnell wieder zu verschwinden. Man erfuhr, er sei in Kassel geboren und habe in den französischen Revolutionskriegen seine Laufbahn gemacht. Wir erinnerten uns, daß er im Jahre 1806 Breslau durch Kapitulation genommen und im Lande vielerlei Erpressungen ausgeübt. Nun wurde er von den Russen nach Sibirien geschickt und blieb dort bis zum Pariser Frieden, wo er mit den übrigen französischen Gefangenen entlassen wurde.

General von Kleist, der durch sein kühnes Herabsteigen von den Nollendorfer Höhen den Sieg bei Kulm entschied, wurde später zum Grafen Kleist von Nollendorf ernannt.

Den zweiten Schlag führte Napoleon gegen Berlin. Marschall Oudinot erhielt ein ansehnliches Heer, meist aus Bayern, Württembergern und Sachsen bestehend. Er sollte geradeswegs auf die preußische Hauptstadt

marschieren und sich ihrer auf alle Weise bemächtigen. Ihm entgegen zog der Kronprinz von Schweden mit der aus Preußen, Russen und Schweden zusammengesetzten Nordarmee. Unter ihm standen die preußischen Generäle Bülow, Tauentzien, Borstell, Dobschütz, die von nun an fast in allen Schlachtenberichten glänzten. Bei Großbeeren, nur zwei Meilen südwestlich von Berlin, trafen die Heere aufeinander. Da man den Anmarsch der Feinde erwartete, so schwebte, wie dies bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, ein unbestimmtes Gerücht mehrere Tage in der Luft, es werde zu einer großen Schlacht kommen. Wir waren aber alle so voll guten Mutes, daß der Großvater einmal scherzend unseren Fritz fragte, ob ihm sein Kanonier nichts vertraut habe? Am 23. August gegen Mittag konnte man an vielen Stellen der Stadt den Kanonendonner vernehmen. Im großen Garten hörten wir ihn am besten, wenn wir an eine hohe, von Weinreben bedeckte Mauer traten, die den Schall deutlich zurückwarf. Am Nachmittag verstärkte er sich und kam näher, wonach man fürchten mußte, die Unseren seien im Zurückweichen begriffen, dann aber entfernte er sich und schwieg am Abend gänzlich. Obgleich an diesem Kampf das Schicksal der Hauptstadt hing, hörte man doch nicht, daß, wie im verflossenen Mai, einzelne Familien die Stadt verlassen hätten. Die Zuversicht des Sieges lebte in allen Herzen, und als am anderen Morgen die Siegesnachricht einlief, hörte man sie freilich mit großem Jubel, aber als etwas Selbstverständliches. Bald genug folgten lange Reihen von Wagen mit Verwundeten, die in den eilig eingerichteten Hospitälern untergebracht wurden. Da unser Garten im Osten der Stadt lag und die Züge zu den westlichen Toren hereinkamen, bemerkten wir nichts da-

von. Fritz konnte jedoch seiner Neugierde nicht widerstehen, er ging mit einigen Mitschülern dahin und erzählte nachher so Grauenhaftes, daß ihm ein für allemal dergleichen Ausflüge untersagt wurden. Die Mildtätigkeit der Berliner kam dem Bedürfnis der Lazarette entgegen, in denen, wie sich dies von selbst verstand, Freund und Feind, Preußen, Franzosen, Schwaben, Bayern und Sundgauer, auf gleiche Weise Hilfe fanden.

Nach und nach kamen Berichte über die Einzelheiten und den Verlauf der Schlacht. Die Disposition des Kronprinzen von Schweden wurde im allgemeinen gelobt. Er hatte seinem Ruf als ausgezeichnete(r) Taktiker genügt und beim Herannahen Oudinots sein etwas auseinandergelegtes Heer rasch zusammengezogen. Die Preußen wurden am Nachmittag hart bedrängt – das war, als wir den Kanonendonner näher kommen hörten –, und der Kronprinz von Schweden sandte ihnen gegen Abend den Befehl, bis in die Nähe von Berlin zurückzugehen. Allein General Bülow gehorchte nicht, weil er wohl einsah, daß alsdann die Hauptstadt wahrscheinlich verloren sei. Trotz eines heftigen Regens machte er am Abend einen stürmischen Angriff mit Kolben und Bajonett; General Borstell umging den rechten Flügel der Franzosen und nötigte sie zum Rückzug. Außer der Rettung der Hauptstadt waren 30 Kanonen und viele Gefangene die Frucht dieses Sieges.

Mit dem dritten Schlag hoffte Napoleon Breslau in seine Gewalt zu bringen, doch auch hier wurde er zurückgewiesen. Der alte Blücher besiegte den Marschall MacDonald in der glorreichen Schlacht an der Katzbach (26. August). Am Morgen des trüben, regnerischen Tages zogen die Heere hin und her, um die rechten Stellungen

zu finden. Unvorsichtig gingen die Franzosen über die kleine, unbedeutende Katzbach. Blücher ließ es ruhig geschehen und sagte endlich: „Jetzt habe ich genug Franzosen hinüber, nun, Kinder, drauf!“ Sogleich befahl er den heftigsten Angriff. Dem russischen General Langeron, der mit einem Korps von 6000 Mann unter ihm stand, hatte er sagen lassen, er möge gegen den Feind vorgehen. Als dieser noch einmal anfragte, mit wieviel, erwiderte Blücher: „Mit allens!“ Da wegen des Regens die Gewehre nicht losgingen, arbeiteten die wackern Uckermärker und Pommern, die sich ohnehin besser auf das Schlagen als das Schießen verstanden, mit den Kolben. Die Franzosen waren an diese neue Fechtart nicht gewöhnt, die nur bei Regenwetter das Übergewicht über die Feuerwaffen zu erlangen vermag. Viele Franzosen wurden in die Katzbach gedrängt, die unterdessen von dem unaufhörlichen Regen zum reißenden Strom angeschwollen war, und bald löste sich der Rückzug des französischen Heeres in wilde Flucht auf. Blücher drängte mit aller Kraft nach, um den Sieg vollständig zu machen. Sein Adjutant, der Oberst von Müffling, ein gelehrter Soldat, der die Stellungen der einzelnen Korps und ihre Bewegungen aufs genaueste im Kopf hatte, fürchtete, daß dies allzu rasche Verfolgen gefährlich werden könne, und machte den Feldherrn darauf aufmerksam, daß die Franzosen vielleicht einen verstellten Rückzug anträten. „Was“, rief Blücher, der mit seinem Stabe auf einer dominierenden Höhe hielt, „verstellten Rückzug? Sehen Sie doch nur hinüber, die Kerls laufen ja wie die Schneider! Also immer vorwärts!“ Der Sieg war ein glänzender. 43 Kanonen und eine Menge von Gefangenen wurden eingebracht.

Trotz der Niederlage bei Großbeeren hatte Napoleon seine Pläne gegen Berlin nicht aufgegeben. Man konnte daraus entnehmen, wie es ihm vorzüglich um die Demütigung und Vernichtung der Preußen zu tun sei. Er bildete ein neues, stärkeres Heer unter dem Befehl des Marschalls Ney, dessen Heldenmut sich bei dem traurigen Rückzug aus Rußland auf das glänzendste bewährt hatte. Napoleon nannte ihn damals *le brave des braves*! Oudinot, der bei Großbeeren Geschlagene, mußte sich gefallen lassen, unter Neys Oberbefehl zu stehen, die Generale Bertrand und Regnier stießen mit ihren aus Sachsen und Polen bestehenden Heerhaufen zu ihm. Das verbündete Heer stand wieder unter dem Befehl des Kronprinzen von Schweden; unter ihm die bewährten Generäle Bülow, Tauentzien, Dobschütz und Borstell. Der Kern des Heeres bestand aus Preußen, denen auch Schweden und Russen beigegeben waren. Der Zusammenstoß erfolgte am 6. September, ungefähr neun Meilen von Berlin, bei dem Dorf Dennewitz und der Stadt Jüterbog, daher die Schlacht nach beiden Orten benannt wurde. Bülow gab hier, wie bei Großbeeren, den Ausschlag. Er umging die linke Flanke des Feindes und drängte sie auf das Zentrum hin, Borstell führte die Kavallerie in wiederholten heftigen Angriffen gegen den Feind. Der Sieg war ein vollständiger. Man berechnete nachher, daß die Franzosen auf ihrem Rückzug bis Torgau an der Elbe 20000 Gefangene und Versprengte, 80 Kanonen und 400 Bagagewagen verloren. Berlin war zum zweitenmal gerettet, und der General von Bülow, dem wir diese zweimalige Rettung verdankten, erhielt nach dem Frieden den Titel eines Grafen von Dennewitz.

In dieser Zeit der rasch aufeinander folgenden Siege druckten die beiden Berliner Zeitungen, die „Vossische“ und „Spenersche“, sehr oft ein Extrablatt mit einem kurzen Schlachtenbericht, wie ihn der Kurier eben gebracht hatte. Große und kleine Jungen liefen damit durch die Straßen unter dem Geschrei: „Neu Extrablatt! Großer Sieg! 40 Kanonen erobert!“ Wenn wir abends am Tisch saßen, sagte wohl einer oder der andere: „Ob nicht heute noch ein Extrablatt kommen wird?“ Mehrmals ging diese Erwartung in Erfüllung, und Fritz war immer der erste, der auf die Straße hinabsprang, um ein noch nasses Exemplar heraufzuholen. Wie oft wurde damals in unserer Familie der Wunsch laut: „Wenn das der Großvater Nicolai erlebt hätte! Wie würde der sich freuen!“ Wir vergegenwärtigten uns dann mit Schmerzen, daß er, ein so patriotischer Preuße, gerade im Jahre 1811 habe scheiden müssen, wo die schmachliche Knechtung des Vaterlandes ihren tiefsten Stand erreicht hatte.

Der Siegesjubiläum wurde indessen auf das herbeste getrübt durch die Nachricht vom Tode Theodor Körners, die am 3. September in Berlin eintraf. Wir konnten uns anfangs gar nicht darein finden, und da bei den langsamen Verkehrsmitteln erst eine unbestimmte Kunde davon anlangte, glaubten wir durch hartnäckiges Leugnen das gefürchtete Unglück verhindern zu können. Aber nur zu bald bestätigte sich der schmerzliche Verlust, der unser ganzes Haus in Trauer versenkte. Nun erinnerten wir uns seines zuletzt ausgesprochenen Wunsches, in einer großen Entscheidungsschlacht zu fallen. Dieser sollte nicht in Erfüllung gehen. In einem kleinen, unbedeutenden Gefecht bei Wöbbelin in Mecklenburg machte die Lützowsche Reiterei einen Angriff auf französisches Fußvolk und

sprengte dasselbe auseinander. Wie man viele Jahre nachher erfuhr, war es ein im französischen Heer dienender Rheinländer, der sich in einen Graben am Wege warf und von dort aus den vorbeireitenden Körner vom Pferde schoß. In Körners Briefftasche fand man unter andern Gedichten auch seinen Schwanengesang „Du Schwert an meiner Linken“, den er am Morgen des verhängnisvollen Tages eingeschrieben und seinen Kameraden im Biwak vorgelesen. Von C.M. von Weber seelenvoll komponiert, war dies lange Zeit das Lieblingslied aller Gesangsvereine und Liedertafeln.

Obgleich Napoleon im September 1813 Dresden und das ganze westliche Deutschland noch immer innehatte, hielten doch die Verbündeten die bisher errungenen Vorteile, die Zurückweisung der französischen Heere auf allen Punkten, wo sie sich gezeigt, die Eroberung so vieler Geschütze, die Einbringung so vieler Gefangenen, endlich die Rettung Berlins aus zweimaliger Gefahr, für ein bedeutendes Resultat des Feldzugs. Am 12. September wurde in Berlin ein großes Siegesfest mit kirchlicher Andacht und 101 Kanonenschüssen veranstaltet. Es schien dies vielen ein verfrühter Jubel, weil der Feind noch im Herzen von Deutschland fußte und die Verbündeten noch nicht einmal die Elbe überschritten hatten. Wir waren inzwischen aus dem großen Garten wieder nach der Stadt gezogen und hörten in der Brüderstraße das Krachen vom Lustgarten her sehr deutlich. Da es gar nicht aufhören wollte, sagte endlich der Großvater Eichmann halb unwillig, halb schmunzelnd: „Ich möchte nur wissen, wieviel Schüsse sie losbrennen werden, wenn wir erst über die Elbe und über den Rhein gegangen sind!“

Von der Mitte September bis zur Mitte Oktober geschah auf dem großen Kriegsschauplatz nicht viel. Beide Teile verstärkten sich nach Kräften. Man sah wohl, daß Napoleon entschlossen sei, Sachsen bis auf das Äußerste zu behaupten, und daß es hier zum Entscheidungskampf um Deutschlands Geschicke kommen werde. Das Gewitter mußte sich in der Nähe von Dresden oder von Leipzig entladen. Blücher erhielt den Auftrag, sich mit der Nordarmee des Kronprinzen von Schweden zu vereinigen. Er bewerkstelligte am 3. Oktober seinen Übergang über die Elbe und trug einen glänzenden Sieg bei Wartenburg davon. Das Korps des Generals Yorck hatte sich hierbei besonders ausgezeichnet, daher wurde dieser später zum Grafen Yorck von Wartenburg ernannt.

Der Kronprinz von Schweden zeigte jetzt sehr wenig Eifer und schonte seine Truppen auf eine fast unerlaubte Weise. Nachdem er sich mit Blücher vereinigt, ließ er diesem eine Umlegung der beiden Armeen vorschlagen, wodurch Blücher ganz vorn gegen den Feind und Bernadotte in eine mehr gesicherte Stellung kam. „Ist mir gerade recht“, brummte der alte Blücher, „wenn der französische Kujon im Hintertreffen bleiben will, so kann er's haben!“

Infolge der beiden Schlachten von Großbeeren und Dennewitz, die so nahe bei Berlin geschlagen wurden, füllten sich die schon vorhandenen Lazarette, und neue wurden eingerichtet. Die Wohltätigkeit der Einwohner bewährte sich hier aufs beste; reichliche Gaben an Geld und Wäsche flossen den Spitälern zu, und manches Hemd, das noch lange hätte dienen können, wurde aus unseren Wäscheschränken den Krankenhäusern übergeben. Die Leichtverwundeten gingen bald wieder herum, und so

kamen auch eines Tages zwei ehemalige Schüler des Grauen Klosters um 12 Uhr nach dem Gymnasium, um ihre Kameraden wiederzusehen. Von allen Seiten wurden sie umringt und mit Fragen bestürmt. Bei ihren einfachen Erzählungen wechselten Freude und Schmerz in den Herzen der Zuhörer, Freude über die glorreichen Erfolge unserer Waffen, Schmerz über unser unfreiwilliges Zuhausebleiben. Beide Kameraden sahen blaß aus und gingen an Stöcken; sie hatten Schüsse in den Fuß erhalten. Diese Wunden waren damals bei den Preußen un- gemein häufig; man wollte sie daraus erklären, daß die zuletzt ausgehobene französische Linieninfanterie fast aus lauter jungen Leuten von 16 bis 17 Jahren bestand, die das schwere Gewehr beim Anlegen und Abfeuern etwas sinken ließen. Deshalb lobte man die Einrichtung der preußischen Armee, die zwar auch aus jungen Leuten bestand, wo aber die kräftigeren Bauernsöhne in der Linie standen und die schwächeren Mittelstände zu freiwilligen Jägerkompanien vereinigt waren, die, mit leichteren Gewehren und Büchsen bewaffnet, durch ihre Einzelschüsse beim Tiraillieren dem Feinde großen Abbruch taten. Nicht bloß ihre eigenen Abenteuer mußten die Zurückgekehrten erzählen, sondern auch von den übrigen Mitschülern, soviel sie konnten, Nachricht geben. Kein einziger von allen, nach denen wir mit ungeduldigem Eifer fragten, war geblieben, nur wenige waren verwundet. Unsere beiden Freunde konnten die Zeit kaum erwarten, um dem Heer alsbald nachzuhinken. Mit gepreßtem Herzen nahmen wir Abschied; wer von uns hätte sie nicht gern begleitet!

Nachdem die Franzosen im Anfang des Feldzugs von 1813 so viele Schlachten verloren, gehörte der Mut eines

Napoleon dazu, um noch eine große Schlacht im Herzen von Deutschland zu wagen. Sobald die Verbündeten einsahen, daß er Sachsen nicht freiwillig aufgeben werde, zogen sie ihre Heere immer dichter gegen Leipzig zusammen. Napoleon ließ den Marschall Saint-Cyr mit einer starken Garnison in Dresden, ging im Anfang des Oktober nach Leipzig und nahm den alten König von Sachsen, gleichsam als Geisel, dahin mit. Die unabsehbare Ebene, durch welche die träge Pleiße sich schlängelt, war mit Heerhaufen aller Art bedeckt. Man hat berechnet, daß in jenen Oktobertagen beinahe 500 000 Krieger dort gegeneinander standen. Leipzig war der Mittelpunkt von zwei konzentrischen Halbkreisen geworden, deren inneren die Franzosen, deren äußeren die Verbündeten besetzten.

Am 16. Oktober begann der Donner der großen Völkerschlacht auf der Südseite von Leipzig, wo die Österreicher standen. Napoleon hoffte, mit diesen am schnellsten fertig zu werden. Man kämpfte mit wechselndem Glück, und es gelang den Franzosen, auf einigen Punkten Vorteile zu erringen. Am 17. trat eine Art von freiwilliger Waffenruhe ein; am 18. begann der Streit von neuem. Da wurden die Franzosen auf allen Punkten zurückgedrängt und kämpften nur noch für einen gesicherten Rückzug. Um die Mittagszeit verließ Napoleon die Stadt Leipzig, und hinter ihm flog die steinerne Pleißenbrücke am Ranstädter Tor in die Luft, über welche der Rückzug seines Heeres gehen sollte. Dadurch wurde der Verlust der Franzosen an Toten und Gefangenen auf das empfindlichste gesteigert. Von den verbündeten Generalen hatte diesmal der alte Blücher bei Markranstädt und Wachau den schwersten Stand gehabt. Fast alle seine Offiziere waren tot oder verwundet.

Am Nachmittag des 18. Oktober stürmte der Hauptmann Friccius mit der ostpreußischen Landwehr das Grimmaische Tor und drang zuerst in die Stadt ein. Am folgenden Tage hielten die drei verbündeten Monarchen, Alexander, Franz und Friedrich Wilhelm, ihren feierlichen Einzug, Napoleon machte mit seinen Garden einen geordneten Rückzug gegen den Rhein, sein übriges Heer löste sich in wilde Flucht auf. Die Befreiung Deutschlands war eine vollendete Tatsache.

Vergebens würde ich versuchen, den Eindruck dieser welthistorischen Ereignisse zu schildern. Was wir jetzt als eine große Tat der Nation in einem wohlgeordneten, übersichtlichen Bild in der Ferne von mehr als einem halben Jahrhundert überschauen, das lag damals in unendlich viele kleine Ereignisse zerstückelt vor uns und konnte erst nach und nach zu einem Ganzen vereinigt werden. Desto größer aber war die Freude des Augenblicks, desto erhebender das Gefühl der endlichen Siegesgewißheit.

Erst am 20. Oktober gelangte die Nachricht von der Schlacht nach Berlin. Am 21. hielt ein offizieller Kurier mit 28 blasenden Postillionen seinen Einzug. Er trug eine lederne Kuriertasche auf der Brust, durchritt mehrere Straßen und verfügte sich, von dem unendlichen Jubel des Volkes begleitet, zuletzt nach der Kommandantur. Am 22. kam die zwar nicht authentische, aber allgemein geglaubte Nachricht, daß Napoleon auf der Flucht gefangen worden sei, und am 24. wurde wiederum ein Dankfest mit 101 Kanonenschüssen im Lustgarten veranstaltet, an dem der Großvater Eichmann diesmal keine Pulververschwendung aussetzen fand.

Die verbündeten Heere rückten nun auf allen Seiten vorwärts und gelangten ohne Widerstand bis an den

Rhein. Ganz Deutschland fiel ihnen zu. Bayern verließ das französische Bündnis schon am 8. Oktober, also vor der Entscheidungsschlacht bei Leipzig, und ließ sein Heer unter dem General Wrede gegen den Rhein marschieren, um den Franzosen den Rückzug abzuschneiden. Allein dazu hätten größere Kräfte und ein besserer Feldherr gehört. Unklug genug warf sich Wrede dem mit seinen Garden heranziehenden Napoleon bei Hanau entgegen (31. Oktober), um ihm den Weg nach Frankfurt und Mainz zu versperren. Wredes aus Bayern und Österreichern bestehendes Korps wurde völlig auseinander gesprengt; er selbst erhielt eine Kugel in den Unterleib, die er bis an seinen im höchsten Alter erfolgten Tod mit sich herumgetragen hat, da sie nicht herausgezogen werden konnte. Napoleon ging bei Mainz über den Rhein und erreichte bald Paris, wo er mit unglaublicher Tätigkeit neue Heere auf die Beine brachte.

Nun war noch Dresden, damals eine der stärksten Festungen mit ungeheuren Mauern und tiefen Gräben, von den Franzosen besetzt. Obgleich der Marschall Saint-Cyr auf keinen Entsatz hoffen konnte, hielt er die Stadt nach der Leipziger Schlacht doch noch vier Wochen. Erst am 14. November kam die Nachricht von der Einnahme Dresdens nach Berlin. Unbeschreiblich litten die Einwohner während dieser drangvollen Zeit. Die Hospitäler waren mit Tausenden von Kranken angefüllt, unter denen der Typhus in schreckenerregender Weise aufräumte. Sehr spät drang die Nachricht von dem Leipziger Sieg durch die strenge Festungssperre und belebte die Hoffnungen der Eingeschlossenen. Erst als die Lebensmittel ausgingen, entschloß sich Saint-Cyr zu einer Kapitulation, die ihm freien Abzug nach Frankreich sicherte.

Man fand aber bald darauf, daß er die ihm gestellten Bedingungen nicht gehalten habe, und machte ihn mit einem ganzen Korps zu Kriegsgefangenen.

Während der folgenden Wintermonate, bis zu Neujahr 1814, suchten wir uns eine genauere Kenntniss von den Einzelheiten des großen Völkerkampfes von Leipzig zu erwerben. Spezialkarten waren damals noch nicht so häufig und so weit verbreitet wie jetzt. Ob sogleich ein offizieller Bericht über die Schlacht erschienen sei, wüßte ich nicht anzugeben. Der Großvater Eichmann kaufte sich eine runde Schnupftabaksdose, worauf ein sauber kolorierter und lackierter Plan der Schlacht zu sehen war. Diesen benutzten wir anfangs in Ermangelung anderer Hilfsmittel, sooft wir zu dem Großvater hinkamen. Da er aber sehr stark schnupfte und bei seiner Korpulenz eine weiche, fleischige, feuchte Hand besaß, konnte der dünne Lack nicht lange widerstehen. Es verschwand ein Dorf und ein Armeekorps nach dem anderen. Zuletzt wurde der vielbewunderte Deckel so unscheinbar, daß nur noch Leipzig als ein roter Punkt in der Mitte übrigblieb.

Indessen hatten sich doch die verschiedenen Stellungen so ziemlich dem Gedächtnis eingeprägt, und wir wußten über manches einzelne gute Rechenschaft zu geben. Es stellte sich mit großer Wahrscheinlichkeit heraus, daß Napoleon, als er von Dresden nach Leipzig zog, die Absicht hatte, die österreichische Armee, welche unter dem Fürsten von Schwarzenberg von Süden heranzog, anzugreifen und zu schlagen, ehe die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden und Blücher herankäme. Diese beschleunigten jedoch ihren Zug und standen am 16. Oktober schon auf dem Kampfplatz. Da-

durch erlangten die Verbündeten ein bedeutendes numerisches Übergewicht; man schätzte sie auf 300 000 Mann, denen Napoleon nicht mehr als 180 000 Mann entgegenstellen konnte. Seine Angriffe waren jedoch am 16. Oktober so heftig, daß er die Verbündeten an einigen Punkten zurückdrängte. Am Abend wurde auf seinen Befehl in Leipzig mit allen Glocken geläutet.

Die Waffenruhe des 17. Oktober soll Napoleon in der Tat zu Unterhandlungen mit den Verbündeten benutzt haben. Er soll ihnen als Friedensbedingungen die Rheingrenze, die Auflösung des Rheinbundes und einen freiwilligen Abzug aus Deutschland angeboten haben. Mit Recht erblickten die Verbündeten hierin ein Zeichen seiner Schwäche, da er bisher gewohnt war, die Friedensbedingungen vorzuschreiben, nicht anzubieten. Am 18. früh wurde der Kampf fortgesetzt. Soviel Blut er auch kostete, so war doch sein Ausgang kaum zweifelhaft. Napoleon hielt mit den Garden bei Probstheida, befahl aber bald den Rückzug, nachdem er sich von der Vergeblichkeit eines längeren Widerstandes überzeugt hatte.

Während des Gefechtes erinnerten sich 10 000 Mann Sachsen, die auf der Seite der Franzosen standen, ihrer deutschen Abkunft, gingen zu den Verbündeten über und kehrten sogleich ihre Kanonen gegen die Franzosen. In den französischen Berichten wurde dies später auf eine Weise dargestellt, als sei dadurch der Sieg der Verbündeten entschieden worden; es diente jedoch nur dazu, die Niederlage der Franzosen zu vervollständigen.

Die Verluste der Franzosen an Menschen und Kriegsmaterial wurden erst nach und nach festgestellt; man berechnete sie an Toten, Verwundeten und Gefangenen

auf 50 000 Mann, darunter 2000 Offiziere, auf 400 Kanonen und auf eine gar nicht zu bestimmende Menge von Bagage und Munitionskarren. Die Verluste der Verbündeten wurden auf 25 000 Mann angegeben, doch glaubte man die Befreiung Deutschlands hiermit nicht zu teuer erkauft zu haben. Es war das erstemal, daß Napoleon in offener Feldschlacht vollständig aufs Haupt geschlagen und zum Rückzug genötigt wurde. Die von ihm Besiegten hatten nach so vielen Niederlagen endlich auch siegen gelernt. Die französischen Geschichtsschreiber trösteten sich damit, daß er bei Leipzig von der Übermacht erdrückt worden sei; es kam aber nachher mehr als einmal vor, daß er bei gleichen Streitkräften im offenen Felde den kürzeren zog.

Die engen Straßen des kleinen Leipzigs, das damals keine Festung mehr war und wenig Vorstädte besaß, steckten mehrere Tage nach der Schlacht ganz voll von Wagen aller Art, die erst durch ein systematisches Aufräumungsverfahren beiseite geschafft werden konnten. Die Stadt selbst hatte wenig gelitten, aber in der Umgegend waren fast alle Dörfer in Flammen aufgegangen, und die Einwohner irrten obdachlos umher. Professor Stein vom Grauen Kloster, dessen Reiselust ich schon gerühmt, machte bald nachher einen Ausflug nach Leipzig, um an Ort und Stelle Nachrichten zu sammeln. Er gab uns getreue Schilderungen nicht bloß von dem dort herrschenden Elend, sondern auch von vielen einzelnen Vorgängen der Schlacht, deren Lokalitäten wir auf des Großvaters Tabaksdose mit vielem Eifer aufzufinden strebten.

Für die eingescherten Dörfer und Flecken, deren es von der Oder bis zur Elbe nicht wenige gab, wurde die

öffentliche Wohltätigkeit nicht umsonst in Anspruch genommen. Freiwillige Gaben flossen von allen Seiten zusammen. Das reiche England schickte an Hilfgeldern im ganzen 11 400 000 Pfund Sterling und bald nach der Schlacht bei Großbeeren ein Geschenk von 100 000 Pfund Sterling nach Berlin. Diesem Gelde war ein gedruckter Foliobogen beigelegt, der die Verteilung bestimmte. Mein Vater war mit in der dazu ernannten Kommission; wir konnten daher jenen großen Bogen mit aller Muße studieren und mußten erstaunen über die ungemeine Sorgfalt und Ortskenntnis, die dabei angewandt waren. Es standen wohl an 200 Namen von Dörfern, Flecken und Vorwerken in der Liste, und bei jedem Namen war die Summe der Beihilfe in Pfund Sterling angemerkt. Wenn man diese mit sieben multiplizierte, um sie in Taler zu übersetzen, so gewann man erst den rechten Maßstab für dieses außerordentliche Geschenk. So waren, wenn ich mich recht erinnere, für das Dorf Großbeeren 300 Pfund ausgeworfen; dies gibt mehr als 2000 Taler, womit dem kleinen Örtchen sehr wirksam aufgeholfen werden konnte. Es mußten in England die eingehendsten Forschungen angestellt worden sein, um überall das richtige Maß der Unterstützung anzugeben. Soviel man nach den Zeitungsberichten und nach mündlichen Mitteilungen kompetenter Personen urteilen konnte, waren mit wenigen Ausnahmen die Summen in England sehr zweckmäßig verteilt worden. Ich bewunderte ganz besonders den scharfen, geschmackvollen englischen Druck, der mir ebenso idealisch schön vorkam wie die Handschrift der Tante Jettchen, und hätte viel um das Exemplar dieser Verteilungsliste gegeben; es mußte aber wieder zu den Akten gehen.

Dem Kronprinzen von Schweden konnten wir gar keine Sympathien zuwenden. Zwar war er in der Schlacht bei Leipzig mit seinen Truppen tätig gewesen, doch damit glaubte er seiner Pflicht als Bundesgenosse genügt zu haben. Von Anfang an hatte er den Verbündeten geraten, ja nicht über den Rhein zu gehen; er folgte ihnen daher nicht westwärts, sondern wandte sich nordwärts, um die Dänen zu bekriegen, die noch fest auf Napoleons Seite standen. Bernadotte zwang sie, ihm im Frieden von Kiel Norwegen abzutreten, wo sich unterdessen ein dänischer Prinz zum unabhängigen König von Norwegen aufgeworfen. Bernadotte zog gegen ihn und eroberte das ganze Land ohne viel Mühe in 14 Tagen. Weil er in Deutschland seine Truppen gar zu sehr geschont, wendete man auf ihn als er heimzog, die Verse an:

Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh, ihm fehlt kein teures Haupt!

Nicht lange blieben die verbündeten Heere in und um Leipzig stehen. Das ausgesogene Land war nicht imstande, einen solchen Schwarm von Menschen zu ernähren.

In Frankfurt a. M., wo das Hauptquartier der verbündeten Monarchen sich befand, wurde nun hin und her beraten, ob man über den Rhein gehen und es wagen solle, Napoleon im Herzen seines Landes anzugreifen, oder ob man sich mit den errungenen Vorteilen begnügen und ihm etwa sein altes Kaiserreich bis an den Rhein zugestehen solle. Blücher stand natürlich auf der Seite der Kriegspartei und erging sich in den stärksten Redensarten gegen alle diejenigen hohen und höchsten Herrschaften, die nur irgend etwas von Nachgiebigkeit wissen wollten. Überdies erfuhr man mit Bestimmtheit, daß

Napoleon selbst gar nicht zur Nachgiebigkeit geneigt sei, daß er vielmehr mit der äußersten Tätigkeit und mit Anspannung aller Kräfte des Landes seine Armee neu organisiere. Es war also mit Gewißheit vorherzusehen, daß er angreifen werde, wenn man ihn nicht angreife. So erhielt denn die Kriegspartei im Rat der Fürsten die Oberhand, und man entwarf für das Jahr 1814 einen großartigen Feldzugsplan. Der linke Flügel der Verbündeten sollte durch die Schweiz, der rechte durch Belgien und Holland in Frankreich einrücken, das Zentrum unter Blücher sollte geraden Weges auf Paris losgehen, nachdem vorher die beiden Flügel sich mit ihm vereinigt haben würden. Die anfängliche Auseinanderlegung der Streitkräfte hatte etwas Bedenkliches, weil man erwarten mußte, daß Napoleon die einzelnen Teile angreifen werde; sie war aber geboten durch die Schwierigkeit der Ernährung. Nach einer ungefähren Berechnung standen am Anfang des Jahres 1814 von Preußen, Russen, Österreichern einschließlich der Süddeutschen mehr als eine Million Soldaten gegen Napoleon in Waffen.

Blücher konnte die Zeit des Losschlagens kaum erwarten. In der Nacht zum 1. Januar 1814 ging er bei Kaub über den Rhein und begann jenen Winterfeldzug in Frankreich, der seinen Truppen an Strapazen, Kämpfen und Entbehrungen das Unglaublichste zumutete. Nach dem, was wir später aus den Erzählungen unserer heimgekehrten Freunde erfuhren, ließ sich ohne Mühe annehmen, daß allein die moralische Kraft imstande gewesen sei, den Körper aufrecht zu halten.

Napoleon wehrte sich wie ein Löwe. Viele seiner Bewunderer rechnen den Feldzug von 1814 zu seinen glänzendsten Taten, doch war die gegen ihn aufgestellte

Übermacht zu groß. Hatte er an einer Stelle seine Feinde zurückgedrängt, so rückten sie an anderen Orten mit verstärkten Kräften heran. Nach der Schlacht von Montmirail, wo der alte Blücher übel zugerichtet sich zurückziehen mußte, fehlte nicht viel, daß Napoleon das Zentrum der Alliierten durchbrochen und sich gegen den Rhein gewendet hätte. Am Abend dieses Unglückstages waren die Offiziere in Blüchers Generalstab, Gneisenau, Grolman, Clausewitz und andere, in der düstersten Stimmung, weil sie die Größe der drohenden Gefahr übersahen. Blücher selbst, der den ganzen Tag nicht vom Pferd gekommen und äußerst erschöpft war, sagte ganz heiter, als die Herren sich spät in der Nacht von ihm beurlaubten: „Messieurs, bei solchen fatalen Geschichten ist es immer am besten, wenn sie vorbei sind. Gute Nacht!“ Sein Mut blieb ungebrochen, und am nächsten Morgen war er der erste auf dem Platz. Bei einer anderen Gelegenheit redete er seine Truppen nach einem siegreichen Gefecht an und sagte, er freue sich ganz besonders, daß die pommersche Landwehr sich diesmal so sehr ausgezeichnet, weil er selbst ein Pommer sei! Da wurde eine Stimme in den Reihen laut: „Nu't gut geht, wollen se alle Pommern sind!“ Seine Leute wußten nämlich sehr wohl, daß er aus Mecklenburg stammte.

Sehr fragmentarisch und widersprechend waren die Berichte, die über jenen Winterfeldzug jenseits des Rheins in unsere Zeitungen gelangten. Bald wurde ein entscheidender großer Sieg gemeldet, bald konnte eine rückgängige Bewegung der Unseren nicht geleugnet werden. Mit namenloser Entrüstung wurden wir erfüllt, als die Kunde einlief, es werde von neuem mit Napoleon unterhandelt. In dem französischen Schloß Châtillon tagte eine Ver-

sammlung von Diplomaten, die sechs Wochen lang (vom 5. Februar bis zum 18. März) sich bemühten, ein annehmbares Abkommen zu finden: Stadion für Österreich, Razumowski für Rußland, Humboldt für Preußen, Castlereagh für England und Caulaincourt für Frankreich. Die Scheu vor Napoleons Energie war so groß, daß man ihm bei diesem Kongreß ganz Frankreich in den alten Grenzen anbot; doch sollte er vorläufig Paris räumen. An dieser letzten Klausel scheiterten die Unterhandlungen. Napoleon, hieß es, habe bei dieser Zumutung ausgerufen: „Paris soll ich aufgeben? Ich werde eher in Wien sein als meine Feinde in Paris!“ Diese maßlose Überhebung wurde sein Verderben.

Gleichzeitig mit dem ersten Kongreß trat ein zweiter in dem Schloß Chaumont am 1. März 1814 zusammen: Metternich für Österreich, Nesselrode für Rußland, Hardenberg für Preußen, zu denen Castlereagh für England aus Châtillon herüberkam. Diese vier verbündeten Mächte verpflichteten sich gegenseitig, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Napoleon ganz unschädlich gemacht worden sei. Hiervon verlautete aber sehr wenig im Publikum. Wir waren nur besorgt, daß Napoleon irgendwelche Friedensbedingungen annehmen und bei erster Gelegenheit wieder losbrechen werde.

Dazu kam, daß im geselligen Verkehr bei meinem Vater auch eine Napoleonische Partei sich geltend machte. Der König Friedrich August von Sachsen hatte, als er nach Berlin gefangen abgeführt wurde, einen Teil seines Hofstaates mitgenommen. Mein Vater war ein geborener Sachse und hatte einige Jahre in Dresden gelebt. Er kannte mehrere Herren aus der Umgebung des Königs. Mit seiner gewohnten Gastfreundschaft lud er die Frem-

den zu sich ein und erwies ihnen als Landsleuten jede Artigkeit. Da hörten wir denn eine der unseren gerade entgegengesetzte Ansicht mit vieler Mäßigung, doch mit Überzeugung vortragen. Der unbegrenzte Ehrgeiz Napoleons wurde nicht in Abrede gestellt, doch unterließ man nicht, seine großen Eigenschaften hervorzuheben. Noch entsinne ich mich eines Gesprächs zwischen dem Vetter Valentin und den sächsischen Herren. Valentin, auch ein geborener Sachse, stand ganz und gar auf der deutschen patriotischen Seite und erwähnte in seiner Rede des von Napoleon gestifteten Rheinbundes mit Abscheu, obgleich er wußte, daß Sachsen demselben bisher angehörte. Als ihn darauf einer der sächsischen Gäste mit vieler Ruhe fragte, ob er denn die Verfassung des römisch-deutschen Reiches vorziehe, mußte er die Antwort schuldig bleiben, denn die Reichsverfassung hatte von jeher nur zum allgemeinen Spott gedient.

Als nun die Verbündeten über den Rhein gingen und Blücher mit großer Kühnheit in Frankreich sich vertiefte, ließen die sächsischen Herren es nicht an warnenden Äußerungen fehlen, wie gefährlich es sei, in ein feindliches Land einzudringen, das sich ohne Zweifel für seinen glorreichen Herrscher erheben werde; schon höre man, daß Napoleon eine Levée en masse organisiere; diese sei ungefähr unserem Landsturm gleichzuachten, aber wegen des feurigen Charakters der Franzosen viel furchtbarer; weit zuträglicher sei es, dem gewaltigen Kriegshelden, der zur Zeit noch nicht besiegt sei, billige Bedingungen zuzugestehen, wäre es auch nur, um ferneres Blutvergießen zu vermeiden.

Solche und ähnliche Reden ließen zuweilen in den jugendlichen Gemütern einen besorglichen Eindruck

zurück. Aber fast unwillkürlich befreiten wir uns von diesen bänglichen Stimmungen durch einen Nachmittagsbesuch bei dem Großvater Eichmann. Hatte er sein Mittagschläfchen vollbracht, so war er gewöhnlich sehr munter und richtete unseren gesunkenen Mut durch seine kräftigen, derben, manchmal zynischen Äußerungen wieder auf. Er freute sich, wenn wir ihm Nachrichten vom Kriegsschauplatz mitteilen konnten, die noch nicht in den Zeitungen gestanden. Aber gewöhnlich wurde er übler Laune, wenn wir uns in das Gebiet der Politik versteigen wollten. Als der Kongreß von Châtillon uns einige Sorge machte und als Fritz sehr superklug äußerte, daß Preußen wohl dabei zu kurz kommen könne, rief der Großvater voller Entrüstung aus: „Bekümmert euch doch nicht um Sachen, die euch nichts angehen, und spricht nicht von Dingen, wovon ihr nichts versteht! Bei dem Kongreß ist Preußen durch Wilhelm von Humboldt vertreten, den ich als einen unserer gescheitesten Köpfe kenne. Aber verlaßt euch darauf, der Kongreß wird nichts zustande bringen, denn Napoleon wird auch die besten Bedingungen nicht annehmen. Es bleibt nichts übrig, als ihn totzuschlagen wie einen tollen Hund! Dann werden wir Ruhe haben!“

Am Anfang des Jahres 1814 gewann der spanische Krieg, den Napoleon auf eine so leichtsinnige Weise angefangen, eine früher nicht geahnte Wichtigkeit. Ohne besondere Mühe hatte Napoleon seinen Bruder Joseph im Jahre 1808 nach Madrid geführt und auf den spanischen Thron gesetzt; es bedurfte aber einer französischen Armee von 40 000 bis 50 000 Mann, um das durchaus widerspenstige Land im Zaume zu halten. Vergebens versuchten die besten französischen Marschälle, Lefèvre, Mar-

mont, Masséna, Ney, Soult, Suchet, eine dauernde Unterwerfung herbeizuführen, die Flamme des Aufruhrs, durch den kleinen Krieg der Guerillas genährt, loderte an allen Ecken und Enden von neuem empor. England sandte den General Moore den Spaniern zu Hilfe; er wurde vom Marschall Soult bis an das Meer gedrängt und in einer Entscheidungsschlacht bei La Coruña besiegt, in welcher Moore selbst das Leben verlor, als er den Rest seiner Truppen auf die englischen Schiffe retten sollte.

Nun wurde der General Wellington mit einem neuen Heer ausgerüstet. Anfangs versprach man sich nicht viel von ihm, allein kaum war er in Lissabon glücklich gelandet, so entfaltete er ein überlegenes Feldherrntalent, dem ein französischer Marschall nach dem andern weichen mußte. Wellington war gerade das Gegenteil von Napoleon. Während dieser durch die Kühnheit seiner Pläne und die Heftigkeit seiner Angriffe die Gegner in Verwirrung brachte, verfuhr Wellington überall mit der äußersten Vorsicht, nahm die festesten Stellungen ein, zögerte, zog sich weit zurück, wenn er in Gefahr kam, und ging nicht eher zur Offensive über, als bis er seiner Überlegenheit sicher war. In einem fünfjährigen zähen Kampf auf der Iberischen Halbinsel ermüdete und schwächte er die französischen Heere auf das äußerste. Als nun vollends Napoleon behufs seines russischen Feldzuges einen Teil seiner Truppen aus Spanien zurückzog, drang Wellington immer kräftiger vor und eroberte zum zweitenmal Madrid, das er früher schon einmal eingenommen, aber wohlweislich wieder aufgegeben hatte. Der König Joseph verließ bei seinem Herannahen eiligst das feindselige Land und floh nach Frankreich. Am 12. Juni

1813 siegte Wellington bei Vittoria über den französischen Marschall Jourdan, und nun war Spanien auf immer für die Franzosen verloren.

Von diesen Vorgängen brachten unsere Zeitungen hin und wieder eine sehr fragmentarische Kunde; das Interesse daran wurde durch den in Deutschland tobenden Kampf verschlungen. Als etwas von dem Vertrag von Chaumont verlautete, durch den Napoleon auf immer beseitigt werden sollte, hörten wir gleichzeitig mit frohem Erstaunen, daß Wellington die Pyrenäen überschritten habe und mit vorsichtiger Langsamkeit in Frankreich einrücke. Noch mehr erweiterte sich der Blick bei der Aussicht, daß er direkt auf Paris marschieren und sich dort mit den Verbündeten vereinigen werde. Einen so glorreichen Ausgang des großen Kampfes wagte man kaum zu hoffen, und die Erfüllung überstieg die kühnsten Erwartungen.

Am 10. März 1814 wurde Napoleon in der Schlacht bei Laon vom alten, tapferen Blücher besiegt und zurückgedrängt; am 14. März fiel Bordeaux in die Hände der Engländer. So näherte sich von beiden Seiten das Verhängnis. Napoleon machte noch einen Versuch, ostwärts gegen den Rhein vorzudringen. Die Verbündeten ließen ihn ziehn, gingen in seinem Rücken gerade auf Paris los, erstürmten am 30. März den Montmartre und zogen in die feindliche Hauptstadt ein. Zu spät wurde Napoleon seines Irrtums inne; in Eilmärschen ging er zurück, kam aber nur bis Fontainebleau. Die Verbündeten wußten nicht recht, was sie mit ihm anfangen sollten, nachdem sie auf Talleyrands Betrieb die alte Dynastie der Bourbonen wieder auf den französischen Thron gesetzt. Es war fast ein Spott zu nennen, daß man dem gewaltigen Napoleon,

Porträt des Wilhelm Eichmann

Kreidezeichnung von einem unbekannten Künstler

der als Sieger von Lissabon bis Moskau, von Berlin bis Kairo geboten hatte, die kleine Insel Elba als Königreich mit einem kleinen Landheer und einer kleinen Flotte zugestand. Es schien vielen unwahrscheinlich, daß er dort ruhig bleibe, aber niemand erwartete, daß er schon in Jahresfrist losbrechen werde.

Die Nachricht von der Einnahme von Paris, die jetzt in wenigen Minuten die 200 Meilen bis Berlin durchfliegen würde, brauchte damals zehn Tage, denn ein Kurier konnte nicht mehr als 20 Meilen an einem Tage fahren oder reiten, besonders in Deutschland, wo es fast gänzlich an Chausseen fehlte. Wir erhielten die wichtige Kunde erst am 10. April und betrachteten damit den großen Völkerkampf als abgeschlossen.

Wenn ich auf jene bewegte Zeit meines Jugendlebens einen Rückblick werfe, so erscheint mir immer von neuem Napoleon wie eine dämonische Gewalt, von der Vorsehung dazu bestimmt, das alte Europa aufzulösen und durcheinanderzurütteln. Den giftigen Haß, mit dem wir ihn damals verfolgten, hatte er vollkommen durch seine maßlosen Gewalttaten verdient; jetzt pflegt man seine Willkürherrschaft mit der Größe seiner Mission, wo nicht zu rechtfertigen, doch zu entschuldigen, aber die von seinen Schlägen Betroffenen und Zermalmtten konnten sich wenig von der Berechtigung dieser Mission überzeugen. Daß ein einzelner Mensch beinahe 20 Jahre lang der Mittelpunkt und Lenker der europäischen Völkergeschichte gewesen sei, erfüllte uns mit Staunen, aber wir Jüngeren standen den Ereignissen viel zu nahe, um

ein unparteiisches Urteil gewinnen zu können. Napoleon bleibt in meiner Vorstellung auch jetzt noch der Unhold, der Bösewicht, der Alp meiner Jugend. Aus der Bewunderung, in die mich späterhin das Studium seiner Feldzüge versetzte, falle ich nur zu leicht in den tödlichen Widerwillen zurück, mit dem ich aufgewachsen bin.

Aber der düstere Schatten, den Napoleons Riesengestalt auf meine frühesten Jahre geworfen, erbleicht vor dem Sonnenglanz der Erinnerung an die Freiheitskriege von 1813 und 1814. Dieses eine Jahr der Erhebung entschädigte für die vorangegangenen sieben Jahre der Knechtschaft. Es wird nicht viele Momente in der Geschichte geben, wo ein ganzes Volk mit gleicher Opferwilligkeit alle seine zeitlichen Güter daransetzte, um das höchste geistige Gut, die Freiheit, zu erwerben. Daß dies große Gefühl alle Stände durchdrang, daß gar keiner zurückbleiben wollte in dem allgemeinen Wetteifer, daß Vornehme und Geringe in neidloser Vereinigung nebeneinander tätig waren, um das herrliche Ziel zu erreichen, das wird dem Andenken an jene Zeit immer eine ganz besondere Weihe geben.

Während des Sommers 1814 kehrten die Truppen in ihre Heimat zurück, und da wurde der Einzug jedes Regimentes zu einem Freudenfest. Zuerst brachte am 7. Juni ein Kurier mit 30 blasenden Postillionen die Nachricht von dem in Paris abgeschlossenen Frieden; am 3. Juli folgte der Einzug der freiwilligen Gardejäger zu Fuß und zu Pferde, unter denen wir manchen lieben Freund und Bekannten begrüßten; am 3. August, also an seinem Geburtstag, kehrte der König Friedrich Wilhelm III. in seine festlich geschmückte Hauptstadt zurück; am 14. August sahen wir den Einzug der russischen

Garden, die nach treu geleisteter Bundesgenossenpflicht in ihre Heimat abzogen.

Als ganz besonderen Festtag muß ich den 17. August erwähnen, an dem Blücher den Turnplatz besuchte. Dieses Ereignis machte auf die dort versammelte Jugend den lebhaftesten Eindruck. Sobald es hieß: „Da kommt der alte Blücher!“, wurden die Kletterbäume, die Recke, die Barren verlassen, und die in graue Leinwandjacken gekleidete Schar umringte den hochverehrten Gast. Der greise Held trug einen einfachen blauen Überrock und einen runden Hut. Zwei Adjutanten in Zivil begleiteten ihn. Mit rüstigem Schritt watete er durch den tiefen Sand, der zwischen den dünnen Rasenstellen der Hasenheide unter den dürftigen Kiefernäumen große Strecken des Bodens bedeckte. Nachdem er den ganzen Turnplatz durchwandert und einige Übungen mit angesehen, hielt er uns zum Abschied eine Rede ungefähr folgenden Inhalts: Er habe sich sehr gefreut, uns so eifrig in der Erwerbung von körperlicher Geschicklichkeit zu finden; wir würden dadurch imstande sein, später noch größere Beschwerden zu ertragen, und wenn das Vaterland noch einmal nötig haben sollte, zu seiner Verteidigung die Waffen zu ergreifen, werde es uns bereit finden, mit in die Reihen des Heeres einzutreten.

Mit einem lauten Hurra wurde er entlassen, und nun schwirrten die Bemerkungen über alles, was er gesagt und getan, fröhlich durcheinander. Wir hatten damals mehrere Puristen unter uns, zu denen auch Freund Lette gehörte, die kein fremdes Wort in der deutschen Sprache leiden und es dem hohen Gast aufmutzen wollten, daß er in seiner Rede zwei französische Wörter gebraucht, „Messieurs“ und „Fatiguen“, aber sie wurden gründlich

ausgelacht. Mit dem erhebenden Gefühl, daß der Besieger Napoleons uns seiner Aufmerksamkeit würdig geachtet, gingen wir nach Hause, wo Fritz mit unendlicher Zungen-geläufigkeit den wichtigen Vorfall erst meiner Schwester, dann den Eltern, dann den Dienstleuten auseinander-setzte.

Der alte Blücher mochte wohl bei Hofe von diesem Besuch gesprochen und den munteren Geist der hellgrauen Jugend gerühmt haben, denn am 28. September erschien der Kronprinz (nachheriger König Friedrich Wilhelm IV.) auf dem Turnplatz, und die Jahresfeier der Schlacht von Leipzig am 19. Oktober 1814 wurde durch die Gegenwart aller Prinzen und Prinzessinnen verherrlicht. Bei diesen vornehmen Gästen herrschte natürlich viel Zeremoniell, wir durften uns nicht so nahe herandrängen wie zum alten Blücher; die Übungen wurden mit großer Regelmäßigkeit ausgeführt, und das Ganze hatte mehr den Charakter einer feierlichen Schaustellung als den eines gemüthlichen Zusammenseins.

NACH DEM KRIEGE

Als wir im Frühling 1814 wieder nach dem großen Garten in der Blumenstraße hinauszogen, erinnerten wir uns mit Freuden, daß jetzt nicht mehr, wie im vorigen Jahre, der Feind vor den Toren stehe, daß vielmehr unsere Truppen die feindliche Hauptstadt besetzt hielten. Die im Laufe des Sommers nach und nach zurückkehrenden Freunde waren bei meinen Eltern gern gesehene

Gäste, und es verging selten ein Abend, wo nicht die heisere Glocke der Hoftür einen Besuch gemeldet hätte. Unter den Besuchern waren aber auch manche, die der jüngeren Generation nicht zusagten. Da fanden wir ein leichtes Mittel, sie zu vermeiden. Von der Terrasse des Hauses konnte man bequem über die Gartenmauer die lange, einsame Straße hinuntersehen, die damals fast nur mit Holzzäunen eingefast war. Sahen wir nun von der Mauer aus einen unangenehmen Besuch im Schein der Abendsonne den Zaun entlangwandeln, eilten wir flugs in den hinteren Teil des Gartens, bis wohin ein Ruf von der Terrasse nicht dringen konnte, kletterten auf den großen Kastanienbaum, der uns leicht in seinen weiten Ästen versteckte, oder verkrochen uns in das Ananashaus. Erst wenn zum Abendessen das Pfeifchen meines Vaters ertönte, kamen wir wieder zum Vorschein.

Den angenehmen Besuchern gingen wir gern ein Stück Weges entgegen und führten sie gleich zu den besten Kirschbäumen und den reichsten Erdbeerbeeten. Beim Umherstreifen durch den Garten und beim fröhlichen Abendessen gaben die Erlebnisse der heimgekehrten Krieger einen unerschöpflichen Stoff zur Unterhaltung. Fritz war unermüdlich im Fragen und fiel bisweilen beschwerlich, aber wir erfuhren dadurch doch manches Interessante. Bald wurde ich inne, daß die Erzählungen der einzelnen Soldaten nur einen unendlich kleinen Bruchteil von dem Gange des Feldzugs darstellten und daß eine Übersicht nur durch die Vergleichung verschiedener Berichte zu gewinnen sei. Selbst von den Schlachten, denen die Freunde beigewohnt, konnten sie selten ein richtiges Bild entwerfen, weil sie entweder im dichtesten Handgemenge steckten oder als Deckung einer

Batterie ausharrten oder erst in der Reserve herandrückten.

Mein liebster Freund, August, der bei den Lützowern gestanden und jetzt wieder neben mir in der Sekunda des Grauen Klosters saß, mußte mir über alles und jedes, was er erlebt, Auskunft geben. Seine körperliche Kraft und Gewandtheit kam ihm in vielen Fällen zustatten, doch leugnete er nicht, daß an den ersten acht Tagen des Marsches die schwere Büchse ihm viel Unbequemlichkeit verursacht, bis er sich gewöhnte, gar nicht mehr daran zu denken, wenn sie ihn auf der Schulter drückte.

Von Theodor Körner wußte er mir nichts weiter mitzuteilen, als daß er ihn einige Male flüchtig gesehen und sein unerwartet schnelles Hinscheiden mit dem ganzen Korps innig bedauert habe. Auch August hatte sehnlichst gewünscht, an einer großen Schlacht teilzunehmen, aber dies Glück wurde den Lützowern nicht zuteil. Sie schoben dies mit auf das Unglück, das ihren braven Führer, den Obersten von Lützow, unablässig verfolgte. An Mut und Geschicklichkeit stand er gewiß keinem anderen Offizier nach, aber seine militärische Laufbahn bestand fast nur aus schwerer Verwundung und Gefangenschaft. Man verwendete das Freikorps anfangs in Mecklenburg und in der Umgegend von Hamburg gegen die Dänen; allein es wollte überall nicht recht gehen, weil der Anführer entweder verwundet oder gefangen war.

Weder bei den deutschen Entscheidungsschlachten nach dem Waffenstillstand von 1813 noch bei den ruhmreichen Kämpfen in Frankreich am Anfang des Jahres 1814 konnten die Lützower tätig sein. Lange, langweilige Wochen verstrichen ihnen bei der Einschließung der Festung Jülich. Als sie in Frankreich einrückten, wurde

August, weil er Französisch sprach, zum Furier ernannt und hatte nun einen leichteren Dienst. Zuweilen requirierte er bei den Bauern Pferde, um schneller zur Stelle zu kommen, aber dies gab wenig Erleichterung, weil das Reiten auf den kolossalen französischen Ackerpferden mit oder ohne Sattel eher eine Beschwerde als ein Vergnügen zu nennen war.

Langsam rückten die Lützower den siegreichen Heeren bis in die Nähe von Paris nach; auch zur Erstürmung des Montmartre kamen sie zu spät.

In den wilden Ardennen, dem Schauplatz so manches romantischen Abenteuers, hatte sich eine Art von französischem Landsturm gebildet, der aus verschiedenen Banden bewaffneter Bauern bestand. Nach Art der spanischen Guerillas fingen sie einzelne Nachzügler auf und machten die Verbindungen unsicher. Hier fiel der Lützower Friesen, dessen Andenken neben dem von Theodor Körner bei allen seinen Kameraden lange Zeit lebendig blieb. Jahn nennt ihn in seinem Nachruf einen Reiter, in allen Sätteln gerecht, einen unnahbaren Fechter auf Hieb und Stoß, im Schwimmen, Laufen, Ringen unübertroffen. Bei einem einsamen Ritt durch den Ardenner Wald war Friesen spurlos verschwunden und kam nie wieder zum Vorschein. Alle Nachforschungen waren vergebens, erst mehrere Jahre nachher erfuhr man die näheren Umstände seines Todes. Im dichten Wald fiel Friesen in einen Hinterhalt bewaffneter Bauern, die zuerst sein Pferd niederstießen. Geschickt schwang er sich aus dem Sattel, deckte den Rücken durch einen Baum und verteidigte sich mit dem Säbel gegen die Knittel und Stangen. Bald wurde ihm die Klinge zerschlagen, da wendete er sich mit rascher Besonnenheit an den An-

führer, überreichte ihm den Griff und sagte: er ergebe sich zum Gefangenen und hoffe von der französischen Großmut nach ehrlichem Kriegsbrauch behandelt zu werden. Die bei der Ehre gefaßten Bauern schonten sein Leben, umringten ihn und führten ihn gefangen fort. So hätte er wohl davonkommen können, aber unglücklicherweise begegnete ihnen ein zweiter Schwarm, der von Pardon nichts wissen wollte. Von diesem wurde er nach kurzen Unterhandlungen erschlagen und an derselben Stelle im Wald verscharrt.

Als ich von August zu erfahren wünschte, wie sich unser verehrter Turnvater Jahn im Felde benommen, wollte er anfangs nicht recht mit der Sprache heraus, mußte mir indessen bald gestehen, daß Jahn den hohen, von ihm gehegten Erwartungen nicht entsprochen habe. Daß ihm weder taktisches noch strategisches Talent beiwohne, mochte man ihm gern zugute halten, denn dergleichen Fähigkeiten sind angeboren, sie lassen sich nicht erlernen. Weit bedenklicher schien die Bemerkung, daß er, wenn es galt, frisch ins Feuer zu marschieren, nicht immer gleich bei der Hand war. Seinen polternden Ton kannten seine freiwilligen Jäger schon vom Turnplatz her, aber sein übermäßiges Räsonieren und Schimpfen auf alles, was ihm nicht recht war, mußte unausbleiblich dahin führen, die moralische Achtung vor ihm zu verringern.

Von den aus dem Felde heimkehrenden Freunden waren mehrere mit in Paris gewesen. Ihre Schilderungen erweckten uns jedoch keine Lust, das moderne Babel zu sehen, gegen welches unser Berlin kaum als eine Stadt dritten oder vierten Ranges gelten konnte. Zwar bewegte man sich in den lichtstrahlenden Arkaden des Pa-

lais Royal allabendlich wie in einem Feuermeer, die feine Eleganz der Restaurationen, die vornehme Weite der Foyers in den meisten Theatern, die Breite der schönen steinernen Kais an der Seine setzten die nordischen Besucher in Verwunderung, doch fehlte es nicht an Schattenseiten. Die endlose Länge der engen, schmutzigen Straßen, das Gedränge auf den mit Bäumen besetzten Boulevards, der rastlose Lärm der dahineilenden Wagen, das zudringliche Geschrei der Verkäufer – alles dies erweckte in den einziehenden Siegern, besonders wenn einer sich einmal allein in dem Labyrinth der Straßen verirrte, ein gewisses Gefühl von Bangigkeit. Was konnten wohl 30000 oder 40000 Soldaten ausrichten, wenn 800000 Pariser sich feindlich gegen sie erheben wollten? Aber die Pariser waren keineswegs feindlich gesinnt. Sie fühlten wohl die Schmach, nach mehreren Jahrhunderten wieder einen auswärtigen Feind in ihren Mauern zu sehen, doch empfanden sie die verbündeten Truppen als ihre Befreier von einer eisernen Militärherrschaft, die von Jahr zu Jahr immer unerträglicher auf ihnen gelastet hatte.

Der Jubel, mit dem die einziehenden Fürsten nach dem übereinstimmenden Zeugnis aller Anwesenden begrüßt wurden, war kein gemachter. Bei dem leichtbeweglichen Volke der Franzosen schlug die Verehrung für den gefeierten Napoleon plötzlich in den heftigsten Widerwillen um. Auf dem Vendômeplatz stand die ungeheure bronzene Denksäule, die der Kaiser nach dem Muster der Trajans- und Antoninssäule in Rom für sich errichtet und mit einer langen Spirale seiner Siege geziert hatte. Die Spitze trug Napoleons kolossales Erzbild mit Zepter und Reichsapfel. Dieses Zeichen seines Übermutes sollte

vor allen Dingen entfernt werden. Am Tage des Einzuges der verbündeten Truppen erstiegen Pariser die Säule und schlangen mehrere Stricke um die Statue, und viele Hundert geschäftige Hände zogen unten auf dem Platz aus Leibeskräften, um das Erzbild und womöglich die ganze Säule umzureißen. Zum Glück widerstand die Solidität der Arbeit dem wahnsinnigen Bestreben der Menge, denn die herabfallende Figur hätte auf dem von Menschen wimmelnden Platz entsetzliches Unglück angerichtet.

Die Zurückführung der Bourbonen auf den französischen Thron schrieb man vorzüglich dem Fürsten Talleyrand zu, der durch seine schlaue Beredsamkeit einen großen Einfluß auf den Kaiser Alexander von Rußland ausübte. Talleyrand soll damals zuerst das Prinzip der Legitimität zur Geltung gebracht haben, das seitdem von den konservativen Parteien in ganz Europa ausgebeutet, zuletzt aber in Frankreich, Deutschland und Italien durchlöchert wurde.

WIENER KONGRESS · BELLE-ALLIANCE 1815

Bald nach der Eroberung von Paris trat in Wien der Friedenskongreß zusammen, der die Geschicke Europas auf lange Zeit ordnen sollte. Eine solche Versammlung war seit dem Bestehen des europäischen Staatenverbandes noch nicht dagewesen. Nicht nur waren die drei siegreichen Monarchen, Franz, Alexander und Friedrich Wilhelm, persönlich zugegen, es strömte auch eine ganze

Menge der deutschen mediatisierten und noch nicht mediatisierten Fürsten herbei, um ihre Duodezinteressen durch Schmeichelei und Intrige zu fördern. Daß man dem besiegten Frankreich eine Stimme im Rat der Fürsten gönnte, wollte uns gar nicht in den Sinn. Als man erfuhr, daß der Fürst von Talleyrand, als Vertreter Frankreichs, nach Wien gereist sei, sagte der Großvater Eichmann: „Gebt acht, der alte Fuchs wird sie alle über den Löffel balbieren!“ England sandte seinen Premierminister Castlereagh, Rußland den Grafen von Nesselrode, Preußen war durch den Fürsten von Hardenberg und durch Wilhelm von Humboldt vertreten, für Österreich endlich fungierte der Fürst von Metternich.

Von den Verhandlungen des Kongresses, die später in ausführlichen Werken niedergelegt wurden, gaben uns die Zeitungen nur magere Andeutungen; was man durch einige befreundete Reisende von dem lustigen Wiener Leben erfuhr, war nicht eben geeignet, von der Sittlichkeit der versammelten Diplomaten einen guten Begriff zu geben. Im Taumel des Siegesrausches glaubte man sich noch mehr als sonst erlauben zu können. Der Wiener Hof veranstaltete mehrere glänzende Ballfeste zu Ehren der fremden Herrscher und Minister. Der Gang der Verhandlungen wurde dadurch etwas aufgehalten; daher sagte der greise Fürst von Ligne, der schon unter Friedrich II. für den witzigsten Mann seiner Zeit gegolten hatte: „Le congrès danse, mais il ne marche pas!“

Da die Karte von Europa, und besonders die von Deutschland, neu zu entwerfen war, brauchte man vor allem einen tüchtigen Statistiker. Als solcher leistete der Staatsrat Hoffmann aus Berlin die allerwichtigsten Dienste. Er hatte die Seelenzahl jedes deutschen Dorfes

im Kopf und war bald bei den Spezialberatungen, wo es sich um den Austausch und die Kompensation einzelner Landesteile handelte, eine unentbehrliche Person geworden. Man nannte ihn deshalb den Seelen-Hoffmann oder, mit einem anderen Ausdruck, den Seelenverkäufer.

In dem Gewirr so vieler sich bekämpfender Interessen war Preußen ohne Zweifel in der schwierigsten Stellung. Durch den Heldenmut seiner Krieger hatte es einen ehrenvollen Platz unter den europäischen Großmächten errungen; nun galt es, diesen Platz gegen offenen Widerstand und heimliche Mißgunst siegreich zu behaupten. Fürst Hardenberg war mit allen Eigenschaften ausgerüstet, um diese Aufgabe zu lösen. Daß er sie nicht so gelöst, wie die hochfliegenden Hoffnungen der preußischen Patrioten mit allzu großer Selbstüberhebung erwarteten, das darf man weniger ihm als den ungünstigen Umständen, unter denen er arbeitete, zur Last legen. Die Lage Hardenbergs, dieses durch und durch preußischen Staatsmannes, wurde noch dadurch erschwert, daß er an seinem König gar keinen Rückhalt fand. Im Gefühl der Unzulänglichkeit seiner geistigen Mittel war der König nicht dazu zu bewegen, durch mündliche Besprechung mit den anderen Monarchen manche große oder kleine Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen, sooft Hardenberg ihn auch dazu aufforderte. Kaiser Alexander war gescheit und verschlagen genug, um für sich selbst zu unterhandeln. Vom Kaiser Franz wußte man, daß er sich eifriger als je mit der Siegellackfabrikation beschäftigte und nach gewohnter Weise alle Abende sein Quartettchen spielte. Bei den auftauchenden Schwierigkeiten, die etwa zu seiner Kenntniss kamen, pflegte er zu sagen: „Soll mich doch

wundern, wie der Metternich sich da herausziehen wird!“ Doch war er auch gern bereit, wenn Metternich es verlangte, auf seine Weise durch persönliche Besprechung in den Gang der Geschäfte fördernd einzugreifen.

So kam es denn, daß Österreich außer dem Vollbestande der früheren Monarchie auch noch Galizien als ein Stück der polnischen Beute erhielt und überdies mit den herrlichen italienischen Provinzen, der Lombardei und Venetien, bedacht wurde. Wer hätte nicht damals den österreichischen Kaiserstaat als einen der mächtigsten und solidesten Staatskörper betrachtet? Man hielt es für ein Zeichen der ausgedehntesten Macht, daß dort manche allgemeinen Regierungsverordnungen in 16 verschiedenen Sprachen gedruckt wurden, man pries das Talent des Kaisers Franz, daß er den ungarischen, böhmischen, kroatischen und italienischen Deputationen je in ihrer Sprache zu antworten wisse. Niemand ahnte, daß das erwachte oder, wenn man will, wachgerufene Nationalitätsprinzip nach 50 Jahren dem Kaiserstaat die schwersten Kämpfe bereiten werde.

Rußland erhielt auf dem Kongreß außer dem den Schweden entrissenen Finnland noch das Hauptstück der polnischen Beute, das Königreich Polen mit der Hauptstadt Warschau. Von einer Wiederherstellung des Königreichs Polen unter einheimischen Fürsten war auf dem Wiener Kongreß niemals ernsthaft die Rede.

Womit sollte nun Preußen für seine heldenmütigen Anstrengungen abgefunden werden? Man dachte anfangs daran, ihm Sachsen und Hannover zuzuteilen, allein auf Hannover erhob England seine Familienansprüche, und für Sachsens Erhaltung kämpfte besonders Talleyrand, der gleich anfangs den verfänglichen Grundsatz auf-

stellte, daß kein legitimer Monarch seines Landes ganz beraubt werden dürfe. Es wurde der Vorschlag gemacht, den König von Sachsen am Rhein zu entschädigen, und dies schien vielen sehr annehmlich, weil das bigotte katholische Regentenhaus, das in dem protestantischen Sachsen niemals festen Fuß fassen konnte, dort am Rhein lauter katholische Untertanen erhalten hätte. Auch dieser Ausweg erhielt keinen Beifall. Das Königreich Sachsen wurde nicht ganz mediatisiert, aber, was noch schlimmer war, geteilt. Es hieß, daß Talleyrand, der das Geld übermäßig liebte, für seine tätige Beihilfe vom König von Sachsen eine Million Taler oder, nach einem anderen Bericht, eine Million Dukaten erhalten habe.

„Dacht' ich's doch, daß es so kommen werde!“ rief der Großvater Eichmann bei dieser Nachricht. „Da möchte man ja wünschen, daß der alte Blücher den lahmen Mephistopheles mitsamt der Brücke von Jena in die Luft gesprengt hätte!“ Es ging damals die Anekdote von Mund zu Mund, daß Blücher im Frühjahr 1814 die Brücke von Jena in Paris „wegen ihres niederträchtigen Namens“ wollte in die Luft sprengen lassen. Vergebens waren die Vorstellungen seiner Umgebung, er blieb auf seinem Sinne. Die französischen Behörden überreichten ihm eine Eingabe, worin erwähnt wurde, daß der Fürst von Talleyrand sich auf das wärmste für die Erhaltung der Brücke verwende. Der alte Blücher soll unter die Eingabe eigenhändig geschrieben haben: „Die Brücke wird gesprengt, und es sollte mir sehr angenehm sein, wenn der Herr Fürst von Talleyrand sich vorher daraufsetzte!“ Nur durch die Ankunft der drei verbündeten Monarchen sei, so hieß es, die Ausführung dieses Vandalismus verhindert worden.

Aus Wien erfuhr man ferner, daß der Kronprinz von Preußen (nachher König Friedrich Wilhelm IV.) aus einer romantischen Vorliebe für schöne Gegenden und alte gotische Dome besonders dahin gewirkt habe, die herrenlosen Rheinprovinzen für Preußen zu erwerben. Die andern Mächte ließen es geschehen, vielleicht nicht ohne heimliche Schadenfreude, weil Preußen dadurch in die prekärste geographische Lage versetzt wurde. Hardenberg ging endlich, nach vergeblichen Versuchen, ein besseres Resultat zu erreichen, auf die ungünstige Kombination ein, weil er mit richtigem Blick erkannte, was möglich sei zu erreichen und was nicht.

Einen Beweis seiner monarchischen Gesinnung gab der Wiener Kongreß durch die Umwandlung der 300 Jahre alten holländischen Republik in ein erbliches Königreich. Unpassend genug verschmolz man diese durchaus protestantischen Provinzen mit dem katholischen Belgien und erlebte nach 15 Jahren die gewaltsame Trennung der beiden ungleichartigen Teile.

In Italien, dessen Geschichte ich immer mit großer Vorliebe verfolgte, konnte der Wiener Kongreß anfangs nicht gleich alles auf den alten Fuß setzen. Murat hatte sich gegen seinen Schwager Napoleon erklärt und blieb daher vorläufig im Besitz von Neapel; aber der Erzherzog von Österreich kehrte als Großherzog nach Toskana zurück, und die kleinen norditalischen Herzogtümer wurden wiederhergestellt.

Der Papst Pius VII. erhielt den ganzen Kirchenstaat zurück. Der erste Gebrauch seiner wiedererlangten Macht bestand darin, daß er gegen alle Beschlüsse des Wiener Kongresses protestierte, die seiner geistlichen Oberherrschaft irgend zuwiderliefen, und daß er den

Jesuitenorden wiederherstellte, den Papst Klemens XIV. Ganganelli im Jahre 1773 aufgehoben. Diese Schritte erregten um so mehr Verwunderung, als Pius VII. sich dabei des Rates seines Staatssekretärs Consalvi bediente, der für einen aufgeklärten Mann galt, insofern bei einem Kardinal der römischen Kirche im 19. Jahrhundert von Aufklärung die Rede sein kann. Consalvi hatte in den Jahren 1810 und 1811 mit Napoleon I. wegen eines Konkordats unterhandelt und dabei nicht gewöhnliche diplomatische Talente entwickelt. Was irgend gegen den brutalen Eigenwillen des französischen Herrschers zu erreichen war, das hatte Consalvi erreicht. Dreimal hatte er den Entwurf des Konkordates zurückgezogen, ehe es in seiner endgültigen Fassung angenommen wurde. Auf dem Wiener Kongreß vertrat Consalvi die Interessen des Papstes. Hier kam er mit den bedeutendsten Diplomaten in Berührung und hatte Gelegenheit, ihre Ansichten mit den seinigen zu vergleichen. Erst ganz kürzlich (im Frühjahr 1868) veröffentlichte ein römisches Journal Auszüge aus Consalvis Briefen, die er während jener Zeit geschrieben. Die darin entwickelten Grundsätze scheinen mir so merkwürdig und sind gewiß so wenig bekannt, daß ich einiges daraus kurz anführen will.

Consalvi berichtet von einer langen, vertraulichen Unterredung, die er mit Hardenberg und Humboldt gehabt. Bei ihnen habe er die größte Geneigtheit gefunden, den kirchlichen Ansprüchen des Papstes gerecht zu werden, insofern sie sich mit den weltlichen Forderungen der übrigen Mächte vertrügen. Die Herren hätten ihm eingestanden, daß das, was man jetzt in Wien feststelle, nur ein halbes Werk sei, das keine Aussicht auf Dauer

habe; denn es sei nicht gelungen, die Interessen der Völker mit denen der Fürsten auf eine befriedigende Weise zu verbinden. Was aber ihn (Consalvi) am meisten für die Zukunft besorgt mache, sei der Umstand, daß man es nicht werde vermeiden können, nach dem Beispiel Englands in den übrigen Ländern auch die Preßfreiheit einzuführen. Hierin liege die größte Gefahr für die Ruhe und den Frieden Europas. Den schlechten Leidenschaften werde es leicht gemacht, ihr Gift in die Herzen des Volkes zu ergießen, und man dürfe auf die traurigsten Folgen dieser Maßregel gefaßt sein.

Wenn man solche Grundsätze im Jahre 1814 von dem gescheitesten Kardinal aussprechen hört und wenn man bedenkt, daß nach ihm weit unbedeutendere Geister an der Spitze der römischen Verwaltung gestanden, so darf man sich nicht wundern, daß der Kirchenstaat jetzt (1868) auf der untersten Stufe des intellektuellen Lebens angelangt, nur noch als eine Anomalie, als ein politisches Kuriosum durch den Eigensinn des französischen Kaisers aufrechterhalten wird.

Als eine weniger grelle Anomalie blieben auf dem Wiener Kongreß einige Freie Reichsstädte, Hamburg, Lübeck und Bremen, stehen, die bei der veränderten Verfassung Deutschlands keine Bedeutung mehr hatten. Schon war ihre Mediatisierung beschlossen. Sie verdankten ihre Unabhängigkeit dem kühnen Vorgehen des Bremer Bürgermeisters Smidt. Er wußte es möglich zu machen, daß der Fürst Metternich eines Abends auf seinem Nachttisch ein kurzes Mémoire vorfand, worin die Sache der Freien Städte so kräftig und präzise geführt war, daß der Staatskanzler seinen Sinn änderte und ihnen Autonomie gewährte.

Ganz zuletzt sollen noch, auf Wilhelm von Humboldts Veranlassung, jene Paragraphen in die Wiener Kongreßakte gekommen sein, die den verschiedenen Ländern ständische Verfassungen zusichern, die eine freie Schifffahrt auf den inländischen Flüssen, ein gleiches Münz- und Gewichtssystem anstrebten. Metternich konnte nichts dagegen einwenden, obgleich er von vornherein nicht gewillt war, diese Paragraphen für Deutschland, geschweige denn für Österreich, zur Geltung kommen zu lassen. Mit den ungarischen und böhmischen sogenannten Postulatenlandtagen wußte er schon fertig zu werden. Allgemein wurde schon damals der Mangel eines Bundesgerichtes empfunden. Zwar konnte wohl niemand den Wunsch hegen, das frühere Reichskammergericht mit seinen schleppenden Formen wiedereingesetzt zu sehen, allein so schlecht es war, so war es doch immer eine Instanz, bei der die Stände gegen ihre Fürsten, die einzelnen Reichsmitglieder gegeneinander sich Rechts erholen konnten. Mochte das Verfahren auch noch so unvollkommen sein und mochte es auch niemandem einfallen, Österreich oder Preußen vor das Reichskammergericht laden zu wollen, so gewährte es doch manchmal Schutz gegen die kleinen Tyrannen, welche bekanntlich immer die schlimmsten sind. So war gegen das Ende des 18. Jahrhunderts der Fall vorgekommen, daß ein Fürst von Waldeck wegen gänzlich verwahrloster Finanzwirtschaft unter Kuratel gesetzt und ihm ein sehr mäßiges jährliches Einkommen ausgeworfen wurde. So war es den württembergischen Ständen gelungen, gegen ihren Herzog Karl Eugen, Schillers Protektor, einen Urteilspruch zu erlangen, der seiner bodenlosen Verschwendung etwas steuerte.

Alles dies fiel nun weg, jeder Fürst war ganz und gar souverän, die Völker blieben rechtlos. Es war eine politische Kurzsichtigkeit Metternichs, daß er sich ernsthaft einbildete, die Völker für immer in Unmündigkeit erhalten zu können.

Wenn ich jetzt, nach so vielen Jahren, wo der Deutsche Bund aufgelöst ist, an seine Entstehungszeit zurückdenke, so erinnere ich mich sehr deutlich, daß damals niemand mit den getroffenen Bestimmungen zufrieden war. Als die deutsche Bundesakte im Druck erschien, schaffte der Großvater Eichmann sie an und studierte sie eifrig. Er forderte auch die jungen Leute auf, dasselbe zu tun, aber die Trockenheit des Gegenstandes schreckte uns ab. Der politische Sinn war noch nicht bei den Deutschen erwacht.

Noch hatten die Diplomaten in Wien ihr Friedenswerk nicht ganz vollendet, als die Kunde erscholl, Napoleon habe die Insel Elba verlassen –, er sei in Frankreich gelandet –, er sei überall mit Jubel aufgenommen –, er marschiere auf Lyon –, er befinde sich in Paris und organisiere aufs neue ein furchtbares Heer, um noch einmal das Glück der Waffen zu versuchen. Die Sache ging während weniger Wochen des März 1815 so schnell vonstat-
ten, daß man kaum Zeit hatte, sich zu besinnen. Sehr charakteristisch waren die kurzen Artikel des Pariser „Moniteur“: Die Regierung Seiner Majestät des Königs Ludwig XVIII. hat Kunde erhalten, daß Bonaparte, der Erbfeind von Frankreich, allen Traktaten zuwider die Insel Elba verlassen hat –, der treulose Korse soll an der Südküste von Frankreich gelandet sein –, der auf immer verbannte Exkaiser nähert sich der guten Stadt Lyon –, S. M. der Kaiser Napoleon I. sind wohl-

behalten in Paris angelangt und in den Tuilerien abgestiegen!

In Berlin machte diese Nachricht große Sensation, aber die allgemeine Stimme hielt das Unternehmen Napoleons für einen letzten Versuch, für einen Wurf der Verzweiflung, für ein *va banque*, dem kein günstiger Erfolg zur Seite stehen könne. Wunderbar genug teilte diesmal der Großvater Eichmann nicht ganz die siegesfrohe Zuversicht der jüngeren Generation. Er ließ es an Warnungen und besorglichen Mahnungen nicht fehlen. „Stellt euch nur die Sache nicht zu leicht vor, einen solchen Reiter noch einmal aus dem Sattel zu heben! Jetzt kann er nicht, wie bei Leipzig, von der Übermacht erdrückt werden, da die Russen und Österreicher längst nach Haus gezogen sind. Die Preußen werden wohl allein das Bad aussaufen müssen und nachher einen Hundslohn davontragen.“

Aber unser Vertrauen konnte er nicht wankend machen, als wir sahen, daß die Freiwilligen ebenso wie im März 1813 zu den Fahnen strömten. Die meisten meiner Jugendfreunde standen noch beim Heer oder kehrten gleich dahin zurück. Ich war damals 16 $\frac{1}{2}$ Jahr alt und machte bei meinem Vater einen vergeblichen Versuch, einzutreten; ich berief mich auf das Beispiel des Herrn von Arnim, hatte aber nicht Mut und Kraft genug, das elterliche Haus heimlich zu verlassen. „Gustav“, sagte der Großvater mit nassen Augen zu mir, „du bist ein braver Junge, aber du bist zu schwach! Drum bleib hier. Wer weiß, wie lange es dauern wird, bis wir den Korsen klein kriegen; im nächsten Jahr kannst du immer noch eintreten!“

Wider Erwarten wurde man mit dem Korsen sehr schnell fertig. Sein zweites Kaiserreich dauerte nur

100 Tage. Drei Monate genügten ihm, um aus alten und neuen Soldaten eine vollkommen schlagfertige Armee herzustellen. In den Niederlanden zog sich ein englisches Heer unter Wellington, ein preußisches unter dem fünfundsiebzigjährigen Blücher zusammen. In der Gegend von Namur lagerten die verbündeten Heere ungefähr einen Tagemarsch auseinander. Die beiden Feldherren hatten die Absicht, so bald als möglich anzugreifen, und versprachen sich, wenn sie angegriffen würden, gegenseitige Hilfe. Napoleon kam ihnen zuvor und war auch diesmal der Angreifer. Mit richtiger Berechnung der Umstände stürzte er sich am 16. Juni 1815 bei Ligny zuerst auf Blücher und drängte ihn nach einem äußerst blutigen Schlachttage am Abend zurück. Vergebens verlangte Blücher Hilfe bei den Engländern. Wellington erwiderte, er sei noch nicht imstande zu marschieren. Bei Ligny geschah es, daß der alte Blücher, der sich tollkühn vorgewagt, mit dem Pferde stürzte und daß ein französisches Kürassierregiment bei ihm vorüber hin- und zurückjagte, ohne ihn zu bemerken. Der General von Nostiz hielt allein bei ihm aus.

Am 17. Juni war Ruhetag, die Preußen verbanden ihre Wunden, und Napoleon ordnete aufs neue seine siegreichen Scharen. Am 18. wandte er sich mit gewohnter Heftigkeit bei dem Dorfe Waterloo gegen Wellington und würde ihn vielleicht zurückgedrängt haben, wenn Blücher Gleiches mit Gleichem vergolten hätte. Wellington beehrte seinerseits am 18. früh Hilfe, und Blücher erwiderte: „Ich komme!“ Als seine ermüdeten Truppen sich in Marsch setzten, begann es zu regnen. Da rief er freudig: „Mein Stern von Katzbach geht auf!“ und beschleunigte den Schritt. Wellington hielt tapfer aus und

wies alle Angriffe des ungestümen Gegners mit seiner gewohnten Kaltblütigkeit zurück. Als am Nachmittag seine gelichteten Schlachtreihen wankten, sagte er mit eiserner Ruhe: „Ich wollte, es wäre Abend oder Blücher käme!“ Und Blücher kam! Seine vorausseilenden Adjutanten brachten an Wellington die Nachricht, das ganze preußische Heer sei im Anmarsch. Napoleon sah das Bülowsche Korps in seiner rechten Flanke erscheinen und hielt es anfangs für die Truppen des Marschalls Grouchy, den er nach jener Gegend beordert, doch bald wurde er seines Irrtums inne. Er erkannte, daß alles verloren sei und beschloß, auf dem Schlachtfeld zu sterben. An der Spitze der Alten Garde machte er einen letzten verzweifelten Angriff gegen die englischen Batterien und hielt lange Zeit ruhig im ärgsten Kartätschenfeuer. Ein ruhmvoller Soldatentod war ihm nicht bestimmt. Der Marschall Soult ergriff den Zügel seines Pferdes und führte den Kaiser fast wider Willen aus dem Schlachtgetümmel. Stumm setzte Napoleon sich in seinen Reisewagen und dachte gemächlich den Rückzug anzutreten. Da kamen die preußischen Dragoner herangejagt; eilig sprang der Kaiser aus dem Wagen, warf sich ohne Hut auf ein Pferd und entging mit genauer Not der Gefangenschaft.

Spät am Abend des 18. Juni trafen Wellington und Blücher bei Belle-Alliance zusammen. Wellington sagte in seiner kühlen, gehaltenen Art: „Ich danke Ihnen, daß Sie mir diesen schönen Sieg haben gewinnen helfen!“ Ob er ihn ohne Blücher gewonnen hätte, wird wohl immer zweifelhaft bleiben, genug, daß er gewonnen war. Die weitere Verfolgung des Feindes, zu der Wellington sich für unfähig erklärte, übernahm nun Gneisenau mit

solchem Nachdruck, daß die ganze französische Armee sich in regelloser Flucht auflöste. Gneisenau ließ unter anderm den einzigen noch übrigen Tambour auf ein Pferd setzen, das von Napoleons Reisewagen abgespannt war, er schlug rastlos Generalmarsch, so daß die Franzosen glauben mußten, es seien bedeutende Infanteriemassen im Anzug. Alle Artillerie, alles Gepäck, darunter der Reisewagen des Kaisers, und viele Gefangene fielen den Siegern in die Hände.

Napoleons Rolle in Frankreich war nun ausgespielt. Er wollte sich in Boulogne einschiffen, aber englische Kreuzer sperrten den Hafen. In der äußersten Not schrieb er einen pathetischen Brief an den Prinzregenten von England, worin er als Flüchtling die Gastfreundschaft des englischen Volkes anrief. Vielleicht hätte man Großmut geübt und ihn gelind behandelt, aber seine Entweichung von Elba hatte die Sieger gewitzigt, ihm nicht zu trauen. Ein englisches Kriegsschiff, der „Bellerophon“, brachte ihn nach der wüsten Felseninsel St. Helena im Atlantischen Ozean, wo er, fünf Jahre lang den Qualen eines unersättlichen Ehrgeizes preisgegeben, hinschmachtete, bis eine schmerzhaftes Krankheit am 5. Mai 1821 seine Meteorlaufbahn endigte.

Diese wichtigen Ereignisse meiner Jugend habe ich mir mit aller Ausführlichkeit ins Gedächtnis zurückgerufen, weil es immer heilsam ist, dergleichen große Wendepunkte der Geschichte gegenwärtig zu behalten.

Nach dem Siege von Waterloo oder Belle-Alliance rückten die Preußen und Engländer ungesäumt vor Paris, das sich ohne Schwertstreich ergab. Ludwig XVIII., der seinen schwerfälligen Körper auf der Flucht bis Gent

getragen, kehrte nach dem kurzen Intermezzo der 100 Tage wieder in seine Residenz zurück.

Diesmal wurde in Paris besser aufgeräumt als im Jahre 1814. Aus einer unerklärlichen Galanterie hatte man damals alle geraubten Kunstwerke in Paris gelassen. Die politischen Erfolge, die man erreicht, waren so groß, daß die geringeren Forderungen der Gerechtigkeit davor in den Hintergrund traten. Man schrieb diese unerlaubte Nachsicht dem Kaiser von Rußland zur Last, der freilich nichts zurückzufordern hatte, ja sogar 40 Kisten mit den aus Kassel geraubten Gemälden *per fas et nefas* an sich brachte und nach Petersburg führte, wo die Bilder trotz aller Reklamationen noch immer in der kaiserlichen Galerie sich befinden. Jetzt verwandte sich Wellington für die Niederländer, der Kaiser Franz forderte die aus Florenz, Mailand und Venedig geraubten Stücke, der Papst Pius VII. und die Spanier blieben auch nicht zurück. So wurde der Raub vieler Jahre den rechtmäßigen Herren zurückgestellt. Den Franzosen wollte es anfangs durchaus nicht einleuchten, daß gewaltsam weggeführte Kunstwerke nicht als wohlerworbenes Eigentum gelten können. Sie sträubten sich so lange, als es irgend anging. Der greise Denon, Napoleons Begleiter in Ägypten, Direktor der Pariser Sammlungen, ein feiner Kenner in allen Kunstfächern, war bei Wegführung der Kunstwerke aus den eroberten Ländern besonders tätig gewesen. Unter andern hatte er im Jahre 1806 die Berliner Kunstkammer und das Münzkabinett geplündert; man kann sich also wohl denken, daß die Preußen nicht gut auf ihn zu sprechen waren. Er erhob bei der verlangten Rückgabe die größten Schwierigkeiten. Anfangs wollte er die Sache bloß für einen Scherz halten und schien den

Gedanken im Ernst gar nicht fassen zu können. Dann machte er die lächerlichsten Ausflüchte und hielt die preußischen Kommissare von einem Tag zum andern hin. Bald war er unwohl oder nicht zu Hause, bald konnte er die Schlüssel nicht finden, bald fehlten die betreffenden Inventarien. Endlich riß den Preußen die Geduld, und der Leutnant Dieterici (später Geheimrat und Direktor des Statistischen Büros in Berlin) erhielt den Auftrag, mit 16 Mann seiner uckermärkischen Kompanie bei dem Baron von Denon die Exekution zu vollstrecken. Als er eines schönen Morgens mit seinem kleinen Kommando einrückte, fand er nur die alte Haushälterin in der Wohnung. Eine ganze Reihe von bequemen Entresolstuben war mit dem raffinierten Luxus eines reichen alten Junggesellen eingerichtet; man fand weiche Teppiche und noch weichere Sofas, goldene Spiegel und kostbare Stutzuhrn, Ölgemälde und Kupferstiche, Majoliken und Vasen. „Kinder“, sagte Dieterici nach seiner humanen Art zu den rauhen Söhnen der märkischen Ebene, „setzt eure Gewehre vorsichtig zusammen, macht es euch auf den Kanapees bequem, aber zerbrecht mir nichts! Mir ahnet, daß wir nicht lange hier bleiben werden.“ Darauf wurde der Haushälterin bedeutet, sie habe auf Kosten des Barons von Denon ein sehr gutes Diner und sehr guten Wein für 16 Mann von dem nächsten Traiteur zu besorgen. In dem großen, eleganten Salon wurde eine fröhliche Tafel aufgeschlagen. Während noch der trefflichste Chablis die Runde machte, schickte Denon die verlangten Schlüssel zu den Museen, und die Exekution wurde zum Leidwesen der Exekutoren sofort aufgehoben.

Allein nicht bloß der Raub der letzten Napoleonischen Kriege wurde zurückerstattet, es sollte noch älteres

zweihundertjähriges Unrecht wiedergutmacht werden. Da der Papst Pius VII. alle die ihm entführten Kunstsachen und vatikanischen Handschriften hauptsächlich durch preußische Hilfe zurückerhielt, wurde er nun von preußischer Seite auf Wilhelm von Humboldts Veranlassung angegangen, die im Dreißigjährigen Krieg von den Bayern geraubte und nach Rom geschenkte Palatinische Bibliothek an die Universität Heidelberg zurückzugeben. Diesem gerechten Ansinnen wurde zwar nur zum Teil entsprochen, indessen wurden vorläufig 39 palatinische Handschriften der Klassiker, die sich in Paris befanden, nach Heidelberg zurückgeschickt, und Professor Wilken holte später aus der Vatikana die palatinischen altdeutschen Handschriften, die den Römern niemals etwas genutzt hatten. Wie schön sagt darüber Goethe in seinem Brief an Boisserée vom 21. Februar 1816: „Den Heidelbergern Glück zu den Manuskripten; wer hätte solche Zeiten erleben sollen, daß die auf dem vatikanischen Gletscher zusammengefrorenen Eisschollen wieder würden rheinabwärts treiben.“

Obgleich Wilhelm von Humboldt an den Beratungen des Wiener Kongresses den tätigsten Anteil nahm und besonders da, wo es auf schriftliche Arbeiten ankam, vor den Riß treten mußte, betrachtete doch seine große Seele diese modernen Vorgänge nur aus der Vogelperspektive. Er besaß Objektivität des Geistes genug, um neben den verwickeltesten diplomatischen Geschäften auch seinen philologischen Studien nachzuhängen. Es ist bekannt, daß er die Übersetzung von des Äschylus „Agamemnon“ in Wien vollendete. Die Arbeit entspricht den Anforderungen nicht, die man in neuerer Zeit an die Übertragungen der Klassiker zu machen gewohnt ist. Humboldt

selbst urteilte später sehr streng über sein eigenes Werk und äußerte sich dahin, daß er die Äschylus- und Pindarusübersetzungen nur deshalb unternommen, um sich zu überzeugen, daß er die Originale ganz verstehe; er gewann die Ansicht, man dürfe weder den Pindar noch die Chöre der Tragiker übersetzen, weil der Reiz und Schmelz des Originals unrettbar dabei verlorengelasse. Ihm, der das allgemeine Sprachstudium zur Aufgabe seines Lebens gemacht, öffnete sich ein so weiter Blick über das gesamte Sprachgebiet, daß er die beiden paradoxen Sätze nebeneinanderstellte: „Alle Menschen sprechen dieselbe Sprache“, und: „Jeder Mensch spricht seine eigene Sprache.“

KÖRNER IN BERLIN 1814

Im Herbst 1814 kam Theodor Körners Familie zum Besuch nach Berlin, seine beiden Eltern, seine Schwester Emma, seine Tante Doris Stock. Diesen Personen wurde allgemeine Liebe und Achtung entgegengetragen.

Der Vater, eine würdevolle Erscheinung, war mit Schiller in der innigsten Freundschaft verbunden gewesen, einer Freundschaft, die sich mehr auf jenen unerklärlichen Zug der Seelen als auf irgendeine poetische Geistesverwandtschaft gründete. Dies zeigte sich auch durch die viele Jahre später erfolgte Herausgabe des Schiller-Körnerschen Briefwechsels, den das Publikum so lange mit Ungeduld erwartete. Hier sieht man, wie Schiller durch seine eminente Geisteskraft in wenigen Jahren zum Riesen heranwächst, der mit dem Scheitel

die Gestirne berührt, während sein treuer Freund Körner neben ihm stehenbleibt, mit staunender Bewunderung an ihm in die Höhe blickend.

Theodor Körners Mutter, deren Gesicht die Spuren früherer großer Schönheit zeigte, besaß im hohen Grade die Gabe einer ungezwungenen, leicht fließenden Unterhaltung. Diese drehte sich freilich meist um Persönlichkeiten, doch wußte sie auch dem unbedeutendsten Vorfall irgendein Interesse abzugewinnen.

Mit gerechtem Stolz und mit wehmütiger Freude sprachen beide Eltern von ihrem so früh dahingeshiedenen Sohn, dessen „Leyer und Schwert“ nun schon durch alle deutschen Gaue sich verbreitete. Der Zweck ihrer jetzigen Reise war, seine Grabstätte bei Wöbbelin in Mecklenburg zu besuchen und ihm ein einfaches Denkmal errichten zu lassen.

Doris Stock, die jüngere Schwester der Frau Körner, hatte früher durch Geist und Schönheit die bedeutendsten Männer angezogen; durch eine wunderbare Fügung des Schicksals gingen mehrere Verlobungen zurück, und sie beschloß nun, unvermählt zu bleiben. Ihre kleine, zierliche Gestalt hatte sich mit den Jahren etwas zusammengeschoben, doch ihr heiteres, seelenvolles Auge, ihre süß klingende Stimme übten auf mich einen unbeschreiblichen Reiz. Als Künstlerin im Pastellfach genoß sie in Dresden eines wohlverdienten Rufes; dabei war sie in der glücklichen Lage, ihr Talent niemals für ihren Unterhalt verwerten zu dürfen. Ihre Pastellkopien nach vielen bedeutenden Bildern der Dresdner Galerie zeigen hinlänglich, daß sie wie wenig andere befähigt war, in den Geist der italienischen Meister, besonders Raffaels, einzudringen. Diese Kopien befinden sich jetzt auf dem Berliner

Kupferstichkabinett. Da sie in mir einen glühenden Kunstverehrer fand, wurden wir bald sehr gute Freunde; ihr Umgang hat wesentlich fördernd auf meine Ausbildung gewirkt.

Beide Schwestern, Marie und Doris, gedachten gern ihres Vaters, des Leipziger Kupferstechers Stock, von dem Goethe als Student sich unterrichten ließ. Goethe sagte darüber in seinem „Leben“, daß beide Schwestern ihm stets ihre Freundschaft bewahrt hätten, daß die älteste glücklich verheiratet, die jüngere eine ausgezeichnete Künstlerin sei. Den Schwestern blieb jene Studentenzeit gar wohl rememberlich, denn sie waren beinahe erwachsen. Das Gedächtnis der älteren bewahrte manche kleinen Züge, die, an sich unbedeutend, zur Vervollständigung von Goethes Lebensbild dienen können. Stocks Verhältnisse waren sehr beschränkt. Eine geräumige Bodenkammer in dem großen Breilkopfschen Hause zum „Silbernen Bären“ diente ihm, seiner Frau und seinen beiden Töchtern als Arbeits- und Empfangszimmer, in welchem auch der Schüler Platz fand. Während Stock und Goethe je an einem Fenster über ihren Platten schwitzten, saßen die Töchter an dem dritten Fenster mit weiblicher Arbeit beschäftigt, oder sie besorgten mit der Mutter die Küche. Das Gespräch ging ohne Unterbrechung fort, denn schon damals zeigte Goethe eine große „Lust am Diskurieren“.

Eines Tages sagte Stock: „Goethe, meine Töchter wachsen nun heran, was meinst du, worin soll ich die Mädchen unterrichten lassen?“ – „In nichts anderem“, erwiderte Goethe, „als in der Wirtschaft. Laß sie gute Köchinnen werden, das wird für ihre künftigen Männer das beste sein!“ Der Vater befolgte diesen Rat, und nicht

ohne Empfindlichkeit versicherte mich die ältere Schwester, daß sie dies Goethen immer nachgetragen habe und daß sie infolge dieses Rates ihre ganze Ausbildung mit der größten Mühe sich selbst habe erwerben müssen.

Bei einem kleinen, unschuldigen Liebeshandel, den Goethe mit der Tochter von Breitkopf anknüpfte, war Marie Stock seine Vertraute. Auf dem Oberboden stand ein altes, sehr verstimmttes Spinett, an dem die beiden Liebenden die zärtlichsten Duette sangen; Marie mußte auf der Treppe sitzen bleiben und Wache halten, um von jeder herannahenden Störung sogleich Nachricht zu geben. Als sie Goethe viele Jahre später an diese Jugendzeiten erinnerte, sagte er halb unwillig: „Sie haben ja ein verfluchtes Gedächtnis!“

Für die aufblühenden Reize der jüngeren Schwester Doris Stock war Goethe nicht unempfindlich. Sie vertraute mir einmal unter dem Siegel der Verschwiegenheit, das ich nun wohl brechen darf, die Goethesche Elegie „Alexis und Dora“ sei an sie gerichtet gewesen. Freudig überrascht bei dieser interessanten Enthüllung, war ich zu blöde oder hatte nicht Geistesgegenwart genug, um sie zu fragen, ob dem schönen Gedicht eine wahre Anekdote zugrunde liege.

Nachdem Marie Stock den Kollegienrat Körner in Dresden geheiratet, zog ihre Schwester Doris mit ihr. Das Körnersche Haus wurde nun durch den Geist und die Anmut der Frauen sowie durch das musikalische Talent des Mannes ein anziehender Mittelpunkt für Einheimische und Fremde. Mein Vater, welcher vier Jahre in Dresden privatisierte, gehörte zu den treuesten Hausfreunden. Er hat mir oft erzählt, daß er die Mozartschen

Lieder, so wie sie eben erschienen, zu Körners kräftiger Baßstimme am Klavier begleitet habe.

Mozart selbst, bei seinem kurzen Aufenthalt in Dresden, verkehrte fast täglich im Körnerschen Hause. Für die reizende und geistvolle Doris stand er in hellen Flammen und sagte ihr mit süddeutscher Lebhaftigkeit die naivsten Schmeicheleien. Gewöhnlich kam er kurz vor Tisch und setzte sich, nachdem er sich in galanten Redensarten ergossen, an das Klavier, um zu phantasieren. Im Nebenzimmer wurde inzwischen der Tisch gedeckt und die Suppe aufgetragen, und der Bediente meldete, daß angerichtet sei. Aber wer mochte sich entfernen, wenn Mozart phantasierte! Man ließ die Suppe kalt werden und den Braten verbrennen, um nur immerfort den Zauberklängen zuzuhören, die der Meister, völlig in sich versunken und unempfindlich für die Außenwelt, dem Instrument entlockte. Doch wird man auch des höchsten musikalischen Genusses am Ende überdrüssig, wenn der Magen seine Forderungen geltend macht. Nachdem einige Male die Suppe über Mozarts Spiel kalt geworden war, machte man kurzen Prozeß mit ihm. „Mozart“, sagte Doris, indem sie ihren schneeweißen Arm sanft auf seine Schulter legte. „Mozart, wir gehen zu Tisch, wollen Sie mit uns essen?“ – „Küss’ die Hand, meine Gnädige, werde gleich kommen!“ Aber wer nicht kam, war Mozart; er spielte ungestört fort. „So hatten wir denn oft“, schloß Doris ihre Erzählung, „bei unserm Essen die ausgesuchteste Mozartsche Tafelmusik und fanden ihn nach Tisch noch am Instrument sitzen.“

Während seines Dresdener Aufenthaltes stand Schiller mit dem Körnerschen Hause in ununterbrochener freundschaftlicher Verbindung.

In den Sommermonaten wohnte Schiller bei der Körnerschen Familie auf dem Weinberg zu Loschwitz in einem mehr als bescheidenen Dachkämmerchen. Unablässig mit seinen geistigen Arbeiten beschäftigt, überließ er gern den Frauen des Hauses die Sorge über alles andere.

Eines Sommers kam auch Goethe zu Besuch nach Dresden. Ob er mit auf dem Körnerschen Weinberg gewohnt oder von der Stadt aus seinen Freund Schiller öfter besucht habe, wüßte ich nicht mehr zu sagen. Marie Körner erinnerte sich sehr genau, daß eine ganze Menge Xenien in dieser ländlichen Einsamkeit entstanden seien. Die beiden Schwestern saßen zusammen unten in der Wohnstube und hörten über sich in der Dachkammer die Stimmen der dichtenden Freunde. In kürzeren oder längeren Pausen ertönte ein schallendes Gelächter, zuweilen von sehr vernehmlichem Fußstampfen begleitet. Wenn die Herren um zwölf Uhr zum Mittagessen herunterkamen, waren sie äußerst aufgeräumt und sagten mehr als einmal: „Heute sind die Philister wieder tüchtig geärgert worden!“

Theodor Körners Schwester Emma machte bei jenem kurzen Besuch in Berlin den tiefsten Eindruck auf mich, der sich schwer in Worte fassen läßt. Sie mochte etwa sechs Jahre mehr haben als ich; dies gab ihr vor meinen 16 Jahren einen gewaltigen Vorsprung, so daß an eine sympathische Hinneigung von gleich zu gleich gar nicht zu denken war. Von schlanker, zierlicher Gestalt, bewegte sie sich mit Anmut und Sicherheit in den ihr fremden Berliner Kreisen. Ihr Kopf zeigte die größte Ähnlichkeit mit dem ihres Bruders, aber seine starken, fast schroffen Züge waren bei ihr zu einer wahrhaft plastischen

Vollendung gemildert; Stirn und Nase von antiker Schönheit, Augen und Haare dunkel, der volle Mund edel geformt und schön geschwungen, die Wangen blaß, kaum von einem leisen Rot angehaucht. Sie sprach wenig, und wenn sie sprach, fiel uns anfangs der starke Dresdner Akzent unangenehm auf; aber diese kleine Störung wurde bald überwunden durch die unbewußte Hoheit ihres Wesens, durch den wohltuenden Eindruck ihrer reinen Seele. Von innerer Liebe zur Kunst getrieben, fand sie schon früh in ihrer Tante Doris eine gefällige Lehrerin; allein das unvollkommene und vergängliche Pastell genügte der strebsamen Schülerin nicht, sie wandte sich zur Ölmalerei und machte darin bald solche Fortschritte, daß sie mit ihren Arbeiten alle Bilder der Tante verdunkelte.

Nach wenigen Wochen verließen uns Körners, besuchten Theodors Grabstätte bei Wöbbelin und gingen nach Dresden zurück. Wir hofften sie bald wiederzusehen, aber diese Hoffnung ging nur zum Teil in Erfüllung, die lebenswürdige Emma sollte nicht zurückkehren.

Der Aufenthalt des alten Körner in Sachsen gestaltete sich nach den letzten Kriegseignissen als kein angenehmer. Sein einziger Sohn war für die Befreiung Deutschlands in den Tod gegangen, während sein König zu den treuesten Anhängern des Unterdrückers von Deutschland gehörte und seine Landsleute samt und sonders den giftigsten Preußenhaß atmeten. Als Theodor seinen Entschluß, in das preußische Heer einzutreten, von Wien aus dem Vater meldete, schrieb ihm dieser einen ausführlichen, begeisterten Brief, worin er seinen patriotischen Entschluß lobte und ihn zur Tat aufforderte. Diesen Brief hatte Theodor bei seiner Anwesenheit in unserm

Hause meinem Vater gelassen; er war oft vorgelesen und gelobt worden, der eine oder andere Hausfreund hatte ihn auch wohl geliehen, um ihn in weiteren Kreisen mitzuteilen. Er ging von Hand zu Hand und war nach einiger Zeit spurlos verschwunden. Die deutsche Gesinnung des alten Körner konnte in dem napoleonisch gesinnten Dresden nicht unbekannt geblieben sein und machte seine dortige dienstliche Stellung als Oberappellationsrat zu einer sehr gespannten. Eine Veränderung seiner Lage mußte ihm wünschenswert erscheinen, und Preußen konnte es als eine Pflicht der Dankbarkeit betrachten, die Hingebung des Sohnes in dem Vater zu ehren und anzuerkennen. Körner vertauschte den sächsischen Dienst mit dem preußischen und trat mit dem Titel eines Staatsrats in das Kultusministerium von Altenstein.

Wie sehr erfreute es uns, als Dr. Kohlrausch, der mit dem Titel eines Geheimen Medizinalrates in demselben Ministerium arbeitete, einige Kunde von den darüber angeknüpften Unterhandlungen brachte, aber wer beschreibt unsern Schmerz, als aus Dresden die Nachricht einlief, Emma Körner sei von den Masern ergriffen und nach kurzer Krankheit hingerafft worden. Es gab ein trauriges Wiedersehen, als von der Körnerschen Familie nur noch drei Mitglieder nach Berlin zurückkehrten. Das männlich schöne Gesicht des alten Staatsrates war tief gefurcht und glich einer im Schmerz erstarrten tragischen Maske, die Staatsrätin schien um zwanzig Jahre gealtert, wir sahen sie seitdem nie anders als in schwarzen Kleidern. Der Verlust der beiden einzigen hochbegabten Kinder in der Blüte der Jahre war ein so tragisches Schicksal, daß jeder Trostgrund davor verstummte.

Durch den Auszug von Frau von der Recke nach dem Kurländischen Haus war die Wohnung in unserem zweiten Stock leer geworden, die neuen Ankömmlinge aus Dresden zeigten sich sehr zufrieden, dieselbe einzunehmen (März 1815). Bei der Auflösung ihres Hauswesens in Dresden hatten Körners, um die enormen Kosten des Landtransportes zu sparen, fast ihre sämtliche Habe auf einen Elbkahn laden lassen, der, durch niedrigen Wasserstand an den Schleusen verspätet, durch die Plackereien der Zollvisitation an der Grenze aufgehalten, mehr als einen Monat brauchte, um nach Berlin zu gelangen. Dies machte anfangs große Not in der häuslichen Einrichtung. Wir halfen nach Kräften aus und freuten uns, als endlich alles in Ordnung kam und die schönen Öl- und Pastellbilder an den Wänden prangten.

In der Körnerschen Wohnung befand sich ein abgelegenes Zimmer, zu dem nur die Familie Zutritt hatte. Hier lag der Nachlaß von Theodor und Emma, Andenken und Reliquien, von denen die Angehörigen sich nicht trennen konnten. Alljährlich an den Geburtstagen der verlorenen Lieben sättigten sie durch die Erinnerung ihren Schmerz. Hier verwahrte der Vater Körner seine Korrespondenz mit Schiller. Aus edler Bescheidenheit ergriff er eine halbe Maßregel, indem er seine Frau verpflichtete, die Briefe nach seinem Tode nicht drucken zu lassen. Er hatte nämlich seinen Freund Schiller in einer sehr bedrängten Lage unterstützt; voller Dankbarkeit schrieb ihm dieser: „Du ganz allein hast mir das Leben gerettet“, und: „Ohne Dich läge ich schon längst auf dem Grunde der Elbe!“ Warum diese Stellen, die ich der späteren mündlichen Mitteilung der Staatsrätin verdanke, beim Druck weggeblieben sind, ist nicht wohl einzu-

sehen, da die Herausgabe erst nach dem Tode der Staatsrätin erfolgte. Möglicherweise hat sie die Briefe, worin diese Äußerungen vorkommen, vernichtet.

KUNSTSACHEN BEI KOHLRAUSCH 1815 · MUSIK

SCHAUSPIEL · GESELLIGKEIT

Zu den aus dem Felde glücklich Heimgekehrten gehörte auch der Dr. Kohlrausch. Im Jahre 1815 heiratete er Tante Jettchen und wurde von nun an als ein Glied unserer Familie betrachtet. Er kaufte sich ein schönes Haus mit Garten in der Dorotheenstraße (damals Letzte Straße genannt) gegenüber der alten Sternwarte, bewohnte den ganzen ersten Stock und schmückte seine Zimmer mit den vielen trefflichen, in Italien erworbenen Kunstwerken. Hier habe ich die glücklichsten Stunden verlebt, bei deren Erinnerung ich um so lieber verweile, als sie mir zuerst einen weiteren Blick in das Gebiet der Kunst eröffneten. Rauch, Schinkel, Tieck, Wach, Dähling und andere Künstler verkehrten viel bei Kohlrausch; aus ihren gelegentlichen Äußerungen vor den Bildern suchte ich, soviel als möglich, mich zu belehren. Sonst war ich ziemlich auf mich selbst angewiesen, denn meine Jugendfreunde Fritz, August und Paul sahen wohl gern hübsche Bilder und Kupferstiche an, aber ich merkte bald, daß ein näheres Eingehen darauf ihnen gar kein Interesse erregte. Von einer öffentlichen Bildergalerie wußte man damals in Berlin ebensowenig wie von einem Antikenkabinett oder einer Sammlung von Gips-

abgüssen; es war daher eine besondere Gunst des Schicksals, daß ich bei einem Privatmann so viele bedeutende Kunstsachen vereinigt fand.

Kohlrausch hatte sich in den Jahren 1804 bis 1808 in Italien aufgehalten und dort die namhaftesten Künstler kennengelernt. Wilhelm von Humboldt, der mit seiner Familie in Rom lebte, würdigte ihn seiner Freundschaft und seines vertrauten Umganges. Durch ihn wurde er zum Geheimen Medizinalrat im Kultusministerium ernannt und erfreute sich viele Jahre lang in Berlin einer ausgedehnten ärztlichen Praxis. Zwar wollten seine Widersacher, an denen es ihm nicht fehlte, behaupten, er wirke mehr durch seine imponierende Persönlichkeit als durch besonders gründliches medizinisches Wissen, sie mußten aber zugeben, daß er zu den glücklichen Ärzten gehöre. Wenn man ihn recht nötig brauchte, kam er gerade vorgefahren, und seine meisten Kuren gelangen. Wir hatten, da er unser Hausarzt war, mehrmals Gelegenheit, dies zu erproben. Im Kunstfach konnte man ihm auch nicht sehr tiefe Kenntnisse zuschreiben; er hatte aber Glück und Geschick genug, um die wertvollsten Sachen zusammenzubringen.

Nach dem Tode von Kohlrausch wurde ein Teil seiner Sammlungen verkauft. Dies hat für die Überbleibenden immer etwas Schmerzliches, aber dieser Schmerz muß überwunden werden. Gemälde, Kupferstiche, Bibliotheken und alle Sammlungen eines Privatmannes gehören gleichsam mit zu seiner Kleidung, von der er sich so viel anschafft, wie er gerade brauchen kann. Bei seinem Abscheiden geben die aufgelösten Teile anderen Sammlern Gelegenheit, etwas Wünschenswertes zu erwerben, die öffentlichen Museen haben die Pflicht, das Kostlichste

als dauernden Besitz für künftige Zeiten dem Volke zu erhalten und vor dem Verderben zu schützen.

Ein anderer Teil der Sammlung meines Oheims blieb in Tante Jettchens Besitz und ging mit ihr nach Hannover. Mehrere sehr werthe Andenken sind mir zuteil geworden, anderes kam nach Tegel an Wilhelm von Humboldt.

In dem Bibliothekzimmer meines Oheims prangte auf einem hohen Untersatz, vorteilhaft beleuchtet, ein Gipsabguß der Juno Ludovisi, an dem man sich gar nicht satt sehen konnte. Der Standpunkt war freilich viel zu nahe, auch wenn man das daranstoßende Wohnzimmer mit zu Hilfe nahm, allein auch so war der Eindruck ein überwältigender. Die vollkommene Regelmäßigkeit der Züge hatte anfangs etwas Abstraktes, Übermenschliches, von der Natur Abweichendes, und es dauerte lange, ehe ich mich damit befreunden konnte.

Neben der Juno standen in den Ecken des Zimmers zwei Marmorbüsten von Thorwaldsen, ein Mars und ein Adonis, damals vermutlich die einzigen Marmorarbeiten dieses Künstlers in Berlin. Von Thorwaldsen selbst wußte Kohlrausch uns manches Interessante zu erzählen, wie er als der Sohn eines armen Schiffszimmermanns in Kopenhagen sich zuerst durch geschickte Holzschnitzereien an den Schiffsschnäbeln bemerklich gemacht, wie er dann auf die Königliche Kunstakademie gekommen, aber entsetzlich faul gewesen sei. Beim Herannahen der letzten großen Prüfung war Thorwaldsen in Verzweiflung, weil ihn das Bewußtsein quälte, gar nichts gelernt zu haben. Die Schüler der Bildhauerkunst wurden bei diesem Examen jeder in ein besonderes Zimmer zwölf Stunden lang verschlossen und erhielten Material, um einen Kopf oder

ein Basrelief zu modellieren. In der Angst seines Herzens nahm Thorwaldsen ein Fläschchen Rum mit in den Verschluß und trank es alsbald aus, um sich zu begeistern. Die natürliche Folge davon war, daß er, an starke Getränke gar nicht gewöhnt, in einen tiefen Schlaf verfiel und erst kurz vor der Eröffnungszeit erwachte. Nun raffte er sich zusammen und modellierte ein Basrelief: Amor auf einem Löwen, das einstimmig den ersten Preis erhielt und ihm eine Königliche Pension zu mehrjährigem Aufenthalt in Rom sicherte. Allein auch hier tat er anfangs für seine Kunst nicht viel, dagegen wußte er sehr genau, wann an der Ripa grande des Tiber die spanischen Schiffe aus Barcelona mit den süßen Weinen angekommen waren, und verfehlte nicht, mit guten Freunden diesen fleißig zuzusprechen. Erst im neunten Jahre seines römischen Aufenthaltes trat er mit einer Kolossalstatue des Mars hervor, die seinen Ruf als Bildner gründete und sogleich von einem englischen Lord in Marmor bestellt wurde.

Sehr mannigfaltig und wertvoll waren die Arbeiten von Reinhart, mit welchem Kohlrausch in genauer Freundschaft lebte und von welchem er oft erzählte. Von dem überkräftigen Wesen dieses wüsten Gesellen sind mir manche Züge im Gedächtnis geblieben. In der ersten Zeit seines römischen Aufenthaltes saß Reinhart mit einigen Freunden in einem Kaffeehaus, als ein feister Geistlicher mit glänzendrotem Gesicht und vollen Pausbacken hereintrat. Reinhart haßte die Pfaffen aus voller Seele, und als einer der Genossen im Scherz sagte: „Das ist recht ein Gesicht zum Ohrfeigen!“, war Reinhart frech genug, aufzustehen und dem ihm ganz unbekannten Manne eine Ohrfeige zu geben. Daß eine so unerhörte Tat nicht ungestraft hingehen werde, war vorauszusehen.

Der Beleidigte wählte aber nicht den Weg des Prozesses, sondern ließ dem Täter auflauern, um ihn aus der Welt zu schaffen. Reinharts Glück wollte, daß mehrere Mordversuche mißlingen. Nur durch eine lang dauernde Entfernung von Rom und durch ein namhaftes Sühnegeld konnte er diese für ihn sehr wenig ehrenvolle Geschichte beilegen.

Das Hauptstück von Reinhart in der Sammlung meines Oheims Kohlrausch war eine kleine Ansicht von Acquacetosa bei Rom. Sie hing in der besten Beleuchtung an einer Fensterwand und gewann in meinen Augen immer mehr, je öfter ich sie betrachtete. Im Vordergrund sitzt ein Jäger, vom Rücken gesehen, unter einem Baum und schaut über den gelben Tiber hinweg nach den fern, duftigen Bergen.

Von demselben Künstler sahen wir ferner ein sehr ähnliches Brustbild von Kohlrausch. Die Bildhauer und Maler hatten damals dem modernen Kostüm den Krieg erklärt, daher war Kohlrausch auf diesem Porträt mit einer braunen Mönchskutte dargestellt, die seinen nicht sehr edlen Zügen keineswegs vorteilhaft stand. Auf Tante Jettchens Wunsch wurde dieser „braune Kapuziner“ sehr hoch an einer dunklen Stelle angebracht. Dieses schöne, alla prima gemalte Bild ist in meinem Besitz. Ich wüßte nicht, daß Reinhart sich sonst im Porträtfach versucht hätte.

Kohlrausch hatte bei seinen Bücherschränken die Einrichtung gemacht, daß er hinter den Glastüren Kupferstiche anbringen konnte; man befand sich also in der Bibliothek immer in der reichsten künstlerischen Umgebung, die nach Zeit und Umständen wechselte. So brachte er nach und nach seine ganze Sammlung sich

Der Gendarmenmarkt - Aquarell von F. A. Calau

und seinen Freunden zur Anschauung, und ohne Mühe lernten wir das Vorzüglichste aus den verschiedenen Schulen kennen.

Sosehr ich mein Auge und meinen Geschmack nach den Urteilen von Männern wie Rauch und Schinkel zu bilden suchte, so konnte ich es doch nie über mich gewinnen, ihren Ansichten zu huldigen, ohne mir von meiner Zustimmung, soweit es anging, Rechenschaft abzugeben. Dies gelang mir denn auch im allgemeinen. So kam ich bald dahin, den Werken von Raffael in bezug auf geistige Tiefe unbedingt die erste Stelle einzuräumen. Zwar muß man zugeben, daß Michelangelo ihm in der gelehrten Kenntniss der Anatomie überlegen sei und daß Correggio den Glanz des Fleisches noch blendender leuchten lasse, aber Raffael übertrifft sie beide an Adel der Gesinnung und Anmut der Auffassung. Die Mappe mit Raffaels Loggien in Aquilas Stichen konnte ich nicht oft genug zur Hand nehmen.

In diesen mannigfaltigen Blättern lernten wir die Kupferstecherkunst von andern Seiten kennen, als es bisher durch Chodowiecki der Fall gewesen; ich will nicht leugnen, daß dieser anfangs durch die Italiener etwas in Schatten gestellt wurde, aber mit wachsender Einsicht erwachte die Liebe zu dem alten, vertrauten Jugendgefährten von neuem und ist seitdem nicht wieder erkaltet.

Von großem pharmakologischem Interesse war die Sammlung aller Arten von Chinarinde, die Alexander von Humboldt in Südamerika zusammengebracht und in Paris an Kohlrausch geschenkt hatte, weil er diese Medikamente bei einem Arzte für am besten aufgehoben hielt. Sie füllten einen eigenen kleinen Schrank und sind

jetzt, soviel ich weiß, den medizinischen Sammlungen der Berliner Universität einverleibt.

So wie mein Vater uns im Hause durch sein schönes Klavierspiel vergnügte, war er auch darauf bedacht, unser Ohr durch das Hören von guten Oratorien zu bilden. Mit den Opern war er weit sparsamer, weil hier das theatralische Beiwerk störend einwirkt. Vielleicht begann er diese musikalische Erziehung etwas zu früh, denn die Oratorien verursachten meiner Schwester und mir die tödlichste Langeweile, und es ist gewiß, daß man nichts lernen kann, wenn man sich langweilt. Von den guten Opern hatten wir schon manche am Klavier kennengelernt und freuten uns doppelt, sie nun mit allem Bühnenschmuck wiederzufinden.

Bei seinem Aufenthalt in Paris im Jahre 1814 lernte der König Friedrich Wilhelm III. den jungen italienischen Komponisten Spontini kennen und berief ihn als Generalmusikdirektor nach Berlin. Spontini hatte sich durch seine „Vestalin“ bereits einen ehrenvollen Namen erworben, und man hoffte, daß er auf diesem Wege weiter fortschreiten werde; allein es trat bei ihm der eigentümliche Fall ein, daß seine erste Oper die beste blieb und daß alle folgenden, „Cortez“, „Olympia“, „Alcidor“ etc., sehr weit dahinter zurückstanden. Seine Feinde erkannten daher das alberne Märchen, die „Vestalin“ sei gar nicht von ihm, sondern er habe sie einem jungen, früh verstorbenen Komponisten abgekauft. Mit der Berufung Spontinis war es aber keineswegs auf eine Wiederherstellung der italienischen Oper abgesehen, viel-

mehr wurden alle seine Werke deutsch gegeben. Er arbeitete mit zwei Theaterdichtern, ein Franzose machte den Text zum Komponieren und ein Deutscher die Übersetzung für das Theater. Als Musikdirektor war es Spontini freigestellt, jede beliebige Oper zu dirigieren, aber nach einigen mißglückten Versuchen mit Mozartschen Werken, bei denen er ganz falsche Tempi nahm, hatte er richtigen Takt genug, auf seine eigenen Opern sich zu beschränken. Diese wurden mit einer Vollendung in Gesang, Orchester, Ballett und Dekorationen aufgeführt, wie sie nicht leicht wieder vorkommen möchte.

Während seiner fast dreißigjährigen Wirksamkeit in Berlin fand Spontini an dem Kritiker Ludwig Rellstab einen hartnäckigen Gegner, dessen fortgesetzte Opposition gegen den mächtigen, vom König auf alle Weise begünstigten Musikdirektor dem Berliner Publikum lange Zeit zur Unterhaltung und Belehrung gereichte. Rellstab tadelte mit Recht die allzu starke Instrumentierung der Spontinischen Opern. Während bei Mozart und Gluck die Instrumente als eine diskrete Begleitung der Singstimmen oder als eine kräftige Unterstützung der Chöre behandelt werden, müssen bei Spontini die Sänger und Sängerinnen meist gegen die ganze Wucht des Orchesters ankämpfen. Dies wurde freilich später in den Werken bei Meyerbeer noch ärger, und die ungeheuerliche Zukunftsmusik von Wagner wird mit Recht als der Tod jeder gesunden Singstimme betrachtet.

An der „Vestalin“, deren Schönheiten nicht geleugnet wurden, fand Rellstab auszusetzen, daß fast der ganze zweite Akt für eine einzige Stimme geschrieben sei. Die wilden mexikanischen Kriegslieder im „Cortez“ waren so abnorm, daß die Choristen doppelten Lohn verlangten,

um sie einzustudieren. In der Oper „Alcidor“ hörte man einen Chor von Zyklopen, die auf reellen eisernen Ambossen sich selbst den Takt hämmerten, wozu die Bühne mit besonders starken Balken gestützt werden mußte. Rellstabs Kritiken waren oft scharf, aber nie ungerecht; es war ihm immer um die Sache, nie um die Person zu tun. Man konnte von ihm sagen, daß er lange Zeit hindurch die Meinung der Mehrzahl der Gebildeten in seinen Theaterrezensionen ausgesprochen. In der Leichtigkeit des Produzierens suchte er seinesgleichen. Außer den fast täglichen Arbeiten in der „Vossischen Zeitung“ lieferte er unzählige Korrespondenzartikel für auswärtige musikalische Blätter. An selbständigen Werken haben wir von ihm 40 bis 50 Bände Romane und Novellen, denen man eine sinnreiche Erfindungsgabe, eine lichtvolle Darstellung, einen fließenden Stil nicht absprechen kann.

Neben Spontini wirkte lange Zeit der Kapellmeister Anselm Weber. Von seinen eigenen Kompositionen hat sich zwar nur die sehr ansprechende Musik zur „Jungfrau von Orléans“ auf der Bühne erhalten, allein ihm gebührt das große Verdienst, die Gluckschen Opern in Berlin zuerst eingeführt zu haben. Mein Vater wußte diese herrlichen Musiken nach Gebühr zu schätzen. „Armide“ war die erste Oper, die wir als Kinder zu hören bekamen; sie hinterließ einen unauslöschlichen Eindruck. Als Armide sahen wir Frau Schick, gleich ausgezeichnet in Gesang und Spiel. Die Szene im dritten Akt, wo sie mit dem Dolch in der Hand auf den schlafenden Rinald losgeht und endlich, von Liebe überwältigt, den Mordstahl fallen läßt, war von der höchsten dramatischen Wirkung. Der frühzeitige Tod der braven Sängerin wurde von allen Freunden der ernsten Musik bedauert, und nicht selten

hörten wir die Klage aussprechen, daß es nun wohl mit den Gluckschen Opern vorbei sein werde.

Aber diese Furcht war zum Glück unbegründet, denn etwa im Jahre 1813 erschien in Berlin eine Sängerin, die wie wenige andere zur Darstellung der Gluckschen Opern geeignet war: Frau Milder-Hauptmann vom Hoftheater in Wien. Bei einigen Gastrollen, die sie in Berlin gab, gefiel sie so außerordentlich, daß die Direktion sich beeilte, sie zu engagieren. Ihre Stimme vereinigte Weichheit, Reinheit und Stärke in einem noch nicht dagewesenen Grade. Mein Vater hatte in seiner Jugend die berühmte Mara in der Fülle ihrer Kraft gehört; er konnte trotz des mächtigen Einflusses, den die Jugendeindrücke zu behaupten pflegen, doch nicht leugnen, daß die Stimme der Milder schöner sei. Als im Jahre 1818 die gefeierte Catalani in Berlin sich hören ließ und ihrerseits einige Glucksche Opern hörte, gestand sie unumwunden, daß sie die Palme des Organs der Milder überlasse. Dazu besaß die Milder eine volle kaiserliche Figur vom schönsten Ebenmaß und eine natürliche Großartigkeit der Bewegungen, wie man sie nur bei den antiken Statuen findet. Weil aber nichts auf Erden vollkommen sein kann, so fehlte dieser schönen Stimme die Biegsamkeit; das Organ war, wie ein Orgel- oder Glockenton, zu mächtig, als daß es in leichten Koloraturen oder in waghalsigen Kadenzen sich versuchen konnte. Dieser Mangel kam aber bei den Gluckschen Opern gar nicht in Betracht; die Darstellungen der Iphigenie, Armide und Alceste gehörten zu den vollkommensten, die jemals auf der Bühne gesehen wurden.

Die „Alceste“ wurde für die Milder zuerst auf die Berliner Bühne gebracht; sie ist auch mit ihr wieder davon

verschwunden. Die Vorbereitungen dazu kosteten einige Anstrengung. Bei der geringen musikalischen Begabung der Milder waren nicht weniger als 30 Proben nötig, ehe die erste Aufführung stattfinden konnte. Man hat mit Recht an dieser Oper getadelt, daß sie allzu tragisch sei, daß kaum im zweiten Akt ein freudiger Moment aufleuchtet, der gleich wieder von der Trauer verschlungen wird. Aber der Gesang der Milder war auch in der Klage so unbeschreiblich wohltuend, daß selbst das größere Publikum, dem man sonst nicht allzuviel vorklagen darf, davon hingerissen wurde und die Oper immer ein volles Haus machte. Die Stellungen der edlen, würdevollen Gestalt in der rührenden Szene mit den beiden Kindern waren so vollendet plastisch, daß Rauch ihr vorschlug, eine Marmorstatue danach zu machen. Sie war gutmütig genug, nach dem Preis zu fragen; als sie hörte, daß die Anschaffung des Marmorblocks ungefähr 400 Taler kosten werde, war nicht mehr davon die Rede.

In Mozarts „Figaro“ sang die Milder die Susanne, zwar nicht mit der Leichtigkeit einer französischen Soubrette, aber mit bezauberndem Schmelz der Stimme. In der Erkennungsszene des zweiten Aktes zwischen Bartolo, Marzeline und Figaro waren ihre verwunderten Ausrufe: „Seine Mutter! Sein Vater!“ von so hinreißender Gewalt, daß sie niemals verfehlten, einen lauten Beifall hervorzurufen. Der alte Zelter sagte in seiner derben Art: „Dem Weibsbilde kommt der Ton armsdick zur Kehle heraus!“

Mehrere Male hörte ich von der Milder die Sopranpartie in Händels „Messias“ vortragen, und seitdem erscheinen mir alle andern Ausführungen wie blasse Schattenbilder im Vergleich zur leuchtenden Sonne. Bei dem

langsam getragenen „Tröstet, tröstet Zion!“ war es, als ob ein Meer von Licht sich durch den Saal ergösse.

Mein Vater lud die Milder öfter ein; wir hatten daher das Vergnügen, sie auch im Zimmer zu hören und etwas näher mit ihr bekannt zu werden. Ihr Betragen auf und außer der Bühne blieb sich immer gleich, sie war nichts weniger als das, was man eine Theaterprinzessin zu nennen pflegt, sondern eine einfache, natürliche Wienerin. Ihr Vater stand als Beamter bei der österreichischen Internunziatur in Konstantinopel, und hier war die Milder auch geboren. In Wien heiratete sie einen Herrn Hauptmann; die Ehe war nicht glücklich und wurde nach einigen Jahren getrennt, die beiden Kinder blieben beim Vater. Wegen ihrer wunderbar schönen und starken Stimme riet man ihr allgemein, zum Theater zu gehen, allein sie hatte gar keine Lust dazu. „Als es nun doch entschieden war“, erzählte sie uns eines Abends, „daß ich zum Theater gehen sollt“, da hab’ i mich hing’setzt und einen ganzen Tag g’weint, aber nacher nit mehr.“ Von einem Einstudieren der Rollen in bezug auf das Spiel wußte sie nichts, sondern sie ließ sich allein von ihrem natürlichen Gefühl leiten. Vor der Aufführung der „Alceste“ rieten ihr einige wohlmeinende Freunde, die Rolle mit einem Theaterverständigen durchzugehen. „Wozu hab’ ich’s notwendig?“ sagte sie ganz einfach. „Da ist eine gute Ehefrau, die für ihren Mann sterben und ihre Kinderle doch nit gern verlassen will, das kann ja nit schwer zu spielen sein.“ Und in der Tat war diese Rolle ihr Triumph an seelerregendem Gesang und ausdrucksvollen Stellungen.

Als zweite Sängerin von ausgezeichnetem Verdienst stand neben der Milder Frau Seidler-Wranitzki, die

ebenfalls aus Wien herüberkam. Die Stimme der Seidler hatte nichts Heroisches, wohl aber eine unbeschreibliche Anmut. Sie glänzte als Gräfin im „Figaro“, als Zerline im „Don Juan“, als Fiordespina in „Così fan tutte“. Ihre beste Rolle war ohne Zweifel die „Fanchon“ von Himmel. Hier vereinigten sich jugendliche Gestalt, melodischer Gesang und feines Spiel mit dem treuherzigen Wiener Dialekt zu dem lieblichsten Ganzen.

Eine große musikalische Ausbildung besaß die dritte Sängerin, Frau Schulz. Sie war stolz darauf, aus Ungarn abzustammen, wo die Frauen wegen ihrer Kraft und ihres Feuers berühmt sind. Ihre starke und ausdauernde Stimme entbehrte des Schmelzes. Man nannte sie mit allem Recht eine Bravoursängerin, die die schwersten Sachen vom Blatt sang und nie ermüdete. Das Berliner Publikum, welches, wie überall, sehr bald die Schwächen der Darstellenden merkte, hatte wahrgenommen, daß Frau Schulz, vermöge ihrer guten Lunge, einen Triller länger ausspinnen könne als viele andere Sängerinnen, und zollte ihr anfangs großen Beifall. Der „Schulzische lange Triller“ erhielt eine gewisse Zelebrität. Allein anstatt damit recht sparsam zu sein, um das geschmacklose Kunststück immer im Werte zu halten, war sie damit nur allzu freigebig. Der lange Triller sollte in jeder Rolle vorkommen. Es wurde am Ende darüber gelacht und zuletzt gezischt. Dies führte zu sehr unliebsamen Auftritten und zu dem endlichen Aufhören des langen Trillers.

Als Tenorsänger stand der Milder anfangs in den Gluckschen Opern Herr Stümer zur Seite. Man schätzte an ihm die musterhafte Reinheit der Intonation und den gebildeten Vortrag eines weichen, zarten Organs; als

Admet in der „Alceste“ war er ganz an seinem Platze, weniger als Rinald in der „Armide“.

Doch bald wurde er ganz in Schatten gestellt durch den ebenfalls aus Wien für uns erworbenen Herrn Bader. Das war eine Stimme, auf welche die Natur selbst den Stempel „Tenor“ gedrückt. Die kräftigen Brusttöne reichten bis in eine bedeutende Höhe hinauf und verschmolzen sich auf das glücklichste mit den Kopftönen, während man bei Stümer nur zu oft das Fistulieren wahrnahm. Den höchsten Glanz erreichte er in der „Stummen von Portici“ als Masaniello. Hier vereinigte sich der ausdrucksvollste Gesang mit dem natürlichsten Spiel zu einem vollendeten dramatischen Gemälde.

Der junge Bassist Blume, den wir zuerst am Neujahrstage 1811 gehört, wurde einer der beliebtesten Sänger der Berliner Oper. Von unverwüstlicher Kraft und von guter musikalischer Anlage, war er jeder Baßrolle gewachsen. Bei dem unglücklichen Schillschen Zuge stürzte er mit dem Pferde und verletzte sich so sehr, daß er etwas schief blieb. Er wußte dies aber so gut zu verbergen, daß man ihn auf der Bühne für den schlanksten, bestgewachsenen Mann hielt. Sein Don Juan, sein Graf Almaviva, sein Sarastro und viele andere Rollen erwarben ihm immer von neuem den wohlverdienten Beifall des Publikums. Den Thoas in der „Iphigenie“ von Gluck habe ich nach ihm nicht wieder so gut gehört.

Als kräftigen Baßsänger hörten wir kurze Zeit Herrn Fischer, in dessen Familie die Baßstimme erblich war. Von seinem Vater, der viele Jahre lang auf der Berliner Bühne wirkte, erzählte man, daß er aus Verdruß das Theater verlassen. Als er nämlich bei einer Gastrolle in Amsterdam den Sarastro sang und auf dem tiefen E

ruhte, rief ein holländischer Schiffskapitän im Parterre noch eine Terz tiefer: „Bravo!“ Der junge Fischer erbte mit der schönsten Stimme des Vaters auch dessen übergroße Empfindlichkeit. Da er überdies die Prinzessin irgendeines kleinen deutschen Fürstentümleins geheiratet, so verleitete sein Hochmut ihn zu den lächerlichsten Ausschreitungen. So war ihm das Geräusch zuwider, das in der Oper durch das gleichzeitige Umblättern von ein paar Hundert Textbüchern unvermeidlich entsteht. Es erschien ein Aufsatz in der „Vossischen Zeitung“, worin dies gerügt wurde und die Zuhörer in der ungeziemendsten Weise auf ihre Pflichten gegen den Sänger aufmerksam gemacht wurden. Der Autor blieb nicht lange verborgen, und das mit Recht erzürnte Publikum verlangte Abbitte von Fischer. Diese erwartete man bei der nächsten Aufführung des „Figaro“, und wir versäumten nicht, uns dazu einzufinden. Als aber am Anfang des Stückes der aufgeblasene Sänger ganz ruhig mit seinem Maßstock das Zimmer durchschritt, erhob sich das heftigste Trommeln. Wie ein römischer Imperator wendete Fischer sich um, stemmte den Arm in die Seite und schien mit verächtlicher Miene dem Sturm trotzen zu wollen. Nun wurde der Lärm erst arg! „Abbitten, abbitten!“ erscholl es von allen Seiten, der Vorhang fiel, und wir gingen höchst mißvergnügt nach Hause. Da Fischer sich zu keiner Abbitte entschließen wollte, erhielt er seinen Abschied und reiste in Deutschland umher. Sein alter Vater, der viel in den Bierkneipen verkehrte, sagte nach diesem Skandal: „Daß mein Sohn ein grober Flegel ist, habe ich ihm schon oft gesagt, daß er ein dummer Esel ist, habe ich ihm jetzt zum erstenmal gesagt.“

Mit diesen und manchen geringeren Kräften war die Berliner Oper in den auf die Befreiungskriege folgenden Jahren auf das beste ausgestattet. Die Pracht in der Aufführung der Spontinischen Werke wurde von den Fremden als einzig in ihrer Art gerühmt; sie sollte selbst mit der Pariser Oper wetteifern. Die Vorliebe des Königs Friedrich Wilhelm III. für ein gutes Ballett hatte auch diesen Zweig der szenischen Kunst sehr vervollkommnet, aber wir konnten an der rechtwinkligen Ausrenkung der Beine, an den halsbrechenden Sprüngen, an der Windmühlenbewegung und den lächerlichen Entrechats nicht das mindeste Wohlgefallen finden; ein pantomimisches Ballett war uns das Höchste von Langerweile.

Die Oper mußte damals, nach dem Muster der altfranzösischen Einrichtung, immer mit einem Ballett ausgestattet sein. Dies paßte wohl bei den Spontinischen und andern Opern, wo die Ballettmusik von dem Komponisten selbst herrührt. Als aber die Direktion anfang, vielleicht mit Rücksicht auf die Vorliebe des Königs, in die Gluckschen und Mozartschen Opern fremde Ballette einzulegen, da erhob sich bei dem jüngeren Publikum eine energische Opposition. Wenn im 2. Akt des „Figaro“ der reizende, geheimnisvolle Kastagnettentanz zu Ende ging und alle Seelen in dem Wohllaut der Töne dahinschwammen, erscholl plötzlich eine widerwärtige, neue Musik, und die rechtwinkligen Figurantinnen gaukelten aus den Kulissen hervor. Das Zischen bei den kunstreichsten Bocksprüngen der beliebtesten Solotänzerinnen kämpfte mit dem Klatschen der bezahlten und unbezahlten Claqueurs und erregte die widerwärtigsten Störungen. Rellstab als musikalischer Rezensent bemühte sich

am folgenden Tage in der „Vossischen Zeitung“, der Direktion zu Gemüte zu führen, daß das Zischen nicht der Person, sondern der fremdartigen Musik gelte. Es dauerte mehrere Jahre, bis diese Unsitte, die uns weidlich gequält, endlich abgestellt wurde.

Das Schauspiel in Berlin genoß zu Ifflands Zeit einer gewissen Berühmtheit, allein man tadelte daran den Mangel an Zusammenspiel und die Enge des Repertoires. Nach Ifflands Tode ernannte der König Friedrich Wilhelm III. den jungen Grafen von Brühl zum Theaterintendanten. Man konnte diese Wahl in jeder Hinsicht eine glückliche nennen. Unter dem neuen Vorsteher erhob sich die Berliner Bühne durch ein günstiges Zusammentreffen von Umständen zu einer vorher nicht gekannten Höhe. Es wurden nicht nur neue Talente herangezogen, sondern auch das Repertoire nach allen Richtungen hin erweitert.

Zu den bedeutendsten Erwerbungen gehörte unstreitig Ludwig Devrient, dessen ich schon als eines älteren Mitschülers in der Hartungschen Lehranstalt gedachte. Er besaß mehr als Talent, er hatte Genie. Nach allem, was ich über Garricks universelle Fähigkeiten gelesen, mochte Devrient diesem Künstler an die Seite zu stellen sein. Er war, wie dieser, gleich groß im tragischen wie im komischen Fach. Seine eigentliche Person und Gestalt zu beschreiben würde schwerhalten, denn er verwandelte sich bei jeder Rolle in einen anderen Menschen. Auch über sein Spiel ist es kaum möglich, etwas anderes zu sagen, als daß es immer das rechte gewesen sei. Er gab mit gleicher Vollendung den König Lear und den Schneider Fips, Richard III. und Ferdinand von Meßen, Falstaff und Shylock, Hubert im „König Johann“ und den

Galeerensklaven, den Vater der Jungfrau von Orléans und den Nachtwächter.

In manchen dieser Rollen, namentlich im Falstaff und Shylock, hat später Döring versucht, den Devrient so treu als möglich zu kopieren; allein es ging hier, wie es mit allen Nachbildungen zu gehen pflegt, sie arten meistens in Karikatur aus und erwecken nur noch größere Sehnsucht nach dem Original.

Durch die Bemühungen des Grafen Brühl wurde das Wolffsche Ehepaar aus Weimar für die Berliner Bühne gewonnen. Wolff hatte sich ganz und gar nach Goethes Vorschriften gebildet; auch Frau Wolff, geborene Malcolmi, erhielt in Weimar eine gute Schule. Die Goetheschen Stücke wurden nun in Berlin mit wahrer Vollendung dargestellt. Zu den besten Rollen der Frau Wolff gehörte die Iphigenie, in der sie durch ihre Kunst fast ebenso plastisch-antik erschien wie die Milder durch ihre Natur in der gleichnamigen Gluckschen Oper.

Im „Tasso“ fielen dem Wolffschen Ehepaar die beiden Hauptrollen zu. Goethe hatte anfangs geglaubt, daß Wolff der Rolle des Tasso nicht gewachsen sei; dieser hoffte ihn vom Gegenteil zu überzeugen und spazierte wohl ein halbes Jahr lang alle Morgen mehrere Stunden im Park, den „Tasso“ in der Tasche, so daß er zuletzt fast das ganze Stück auswendig wußte. Nun bat er Goethe, ihm den „Tasso“ vorlesen zu dürfen, und erhielt denn auch die unbedingte Erlaubnis zum Spiel. Man konnte mithin annehmen, in Wolff die Goethesche Idee, soweit dies möglich ist, verkörpert zu sehen. Frau Wolff war als Prinzessin ganz an ihrer Stelle; die vornehme Kälte, die einer aufkeimenden Neigung sich kaum gewachsen zeigt, konnte nicht besser dargestellt werden.

Unter dem weiblichen Personal aus der guten alten Zeit stand Frau Bethmann obenan, die ich am Schluß ihrer künstlerischen Laufbahn bewunderte. In Weimar betrat sie zuerst die Bühne. Sie hieß Petersilie. Goethe fand diesen Namen zu unästhetisch und änderte ihn aus eigener Machtvollkommenheit in Silie. Unter seiner einsichtigen Leitung entfaltete sich ihr Talent zur schönsten Blüte. Im Fach der zärtlichen und neckischen Geliebten, der innigen und hingebenden Frauen, der rührenden verfolgten Unschuld war sie unübertroffen. Hierbei wurde sie besonders unterstützt durch ein melodisches, bis ins Mark der Seele dringendes Organ.

Nachdem sie lange Zeit mit Ruhm an der Berliner Bühne gewirkt, wünschte sie nun auch eine erwachsene Tochter aufs Theater zu bringen, allein sie bedachte nicht, daß Talente sich in den seltensten Fällen vererben. Vergebens rieten die Freunde von dem gewagten Experiment ab, sie bestand auf ihrem Sinn. Der Tochter fehlte es an Gestalt, an Stimme, an Gewandtheit, kurz an allen Eigenschaften einer Schauspielerin; bei ihrem ersten Auftreten wurde sie ausgezischt. Da stürzte die Mutter in ihrem gewöhnlichen Hauskleid aus den Kulissen hervor und rief, ihre Tochter bei der Hand wegführend, im höchsten Affekt aus, vor einem so undankbaren Publikum werde sie nie wieder spielen! Es erfolgte enormer Tumult und allgemeine Aufregung. Bei abgekühltem Blut sah sie ihre Übereilung wohl ein, aber das Publikum, dessen Liebling sie bisher gewesen, verlangte öffentliche Abbitte. Bei jenem Vorfall mit der Tochter war ich nicht im Theater, als es aber hieß: „Heute abend wird die Bethmann abbitten!“, säumte ich nicht, mit anderen Freunden einen Platz im vollgedrängten Parterre zu ge-

winnen. Vor dem Anfang führten wir uns zu Gemüt, wie jetzt wohl der armen Frau zumute sein möge, und beschlossen, gleich zu klatschen. Als der Vorhang aufging, stand die kleine, zierliche Figur in einem braunen Seidenkleid neben einem Tischchen mit zwei Lichtern. Es erfolgte eine atemlose Stille der Erwartung, aber schon, als sie in sichtlicher Bewegung einen Schritt vortrat und sich mit Grazie gegen das Publikum verneigte, begann von allen Seiten, ohne daß wir anzufangen brauchten, ein gewaltiger Applaus, der gar nicht enden wollte. Dann sprach sie ermutigt mit ihrer süßen Silberstimme einige entschuldigende Worte, der Friede war geschlossen, und sie spielte an diesem Abend „Die deutsche Hausfrau“ von Kotzebue mit hinreißender Innigkeit.

Die theatralische Laufbahn der Frau Stich-Crelinger konnte ich von Anfang bis zu Ende verfolgen. Sie trat zuerst als Fräulein Düring bei uns auf und blieb bis zuletzt ein Mitglied der Berliner Bühne. Vor der Bethmann hatte sie eine schöne, schlanke Figur und eine regelmäßige Gesichtsbildung voraus, aber ihre Stimme besaß nicht den eigentümlichen Wohllaut, der uns bei jener entzückte. In ihrer langen Tätigkeit stieg sie von den Rollen der Töchter zu denen der Mütter und Großmütter hinauf oder herab und erntete immer gleichen Beifall. Als Glanzpunkte nenne ich Emilia Galotti, Minna von Barnhelm, Eboli und Donna Diana. Sie hatte die Freude, ihre beiden Töchter neben sich auf der Bühne zu sehen. Standen sie auch an Talent weit hinter der Mutter zurück, so fand doch die gute Schule Anerkennung. Die älteste, welche gar keine Neigung zur Schauspielerin zeigte, wurde bald von der Bühne weggeheira-

tet, die jüngere blieb als Frau Hoppé und Frau Liedtke bis ans Ende ihrem Beruf getreu.

Alle diese und noch manche andere untergeordnete Talente wurden unter der Leitung des Grafen Brühl zu einem echt künstlerischen Ganzen vereinigt. Da mein Vater mit dem Grafen bekannt war, sahen wir ihn öfter in unserem Hause und erfuhren so manches von den Leiden und Freuden eines Theaterintendanten. Erst nach jahrelangen Bemühungen brachte Brühl es dahin, alle Hauptrollen doppelt zu besetzen. Er legte dadurch dem Eigensinn und der Laune der Schauspieler einen heilsamen Zügel an, denn um dem Nebenbuhler nicht den Vortritt zu gönnen, wurden alle Kräfte angestrengt. Daß es dabei für den Intendanten nicht ohne Ärger abging, läßt sich denken; ich erinnere mich eines Gespräches zwischen Brühl und Kohlrausch, das ich im großen Garten mit anhörte. Brühl war ein schöner, schlanker Mann von bedeutender Größe, Kohlrausch war noch größer, begann aber schon damals, sehr in die Breite zu gehen. „Lieber Herr Graf“, sagte er eines Tages zu Brühl, „wie fangen Sie es nur an, immer so schlank zu bleiben?“ – „Lieber Herr Geheimrat“, war die Antwort, „werden Sie nur auf ein halbes Jahr Theaterintendant, da wird sich die Schlankheit bald einfinden!“

Für Kostüm und Dekorationen begann unter Graf Brühl für die Berliner Bühne eine ganz neue Epoche. Die besten Kräfte wurden hierfür in Anspruch genommen. Schinkel verschmähte es nicht, auf Brühls Bitte eine ganze Menge von Stücken durch seine poetischen Konzeptionen zu verherrlichen. Wie gern erinnere ich mich des wunderbaren Eindrucks, als in der neuausgestatteten „Zauberflöte“ die aus Denon mir wohlbekannte

ägyptische Architektur in lebendiger Verkörperung und in künstlerischer Verklärung zum Vorschein kam, und nicht genug zu schelten ist die Barbarei, mit der man in neuster Zeit zwischen die herrlichen Schinkelschen Entwürfe das absurde Machwerk irgendeines sinnlosen Schmierers eingeschoben hat.

Der „Wilhelm Tell“ durfte in der Franzosenzeit wegen der darin herrschenden Freiheitsideen nicht gegeben werden. Als er neu einstudiert wurde, ließ Graf Brühl zwei Dekorationsmaler sechs Wochen lang in der Schweiz reisen, um überall die richtigen Ansichten der klassischen Örtlichkeiten aufzunehmen, die Schiller selbst nur mit den Augen des Geistes gesehen und doch so anschaulich beschrieben. Dafür gewährten auch der Sonnenaufgang am Rütli, das Abendglühen der Jungfrau, der Markt von Altorf einen bezaubernden Anblick. Professor Buttman versicherte ganz ernsthaft, ihm sei dadurch eine Schweizerreise erspart worden.

Bei der Ausrüstung von Shakespeares „Heinrich IV.“ schickte Graf Brühl den Kostümzeichner zu meinem Vater, um in der Nicolaischen Bibliothek ein seltenes englisches Werk über die Trachten des Mittelalters nachzusehen. Für die Maske des Falstaff wurden die allerliebsten Kalenderkupfer von Chodowiecki zu Rate gezogen.

Noch genauer wurde die Treue des Kostüms in der „Maria Stuart“ beobachtet. Die Ansicht von Fotheringhay war an Ort und Stelle aufgenommen, die Baulichkeiten zeigten den reinsten Tudor-Stil. Da man überdies in den Trachten die gleichzeitigen Bildnisse von Elisabeth, Maria Stuart, Burleigh, Leicester u. a. auf das getreueste nachahmte, schienen jene Personen aus dem Rahmen gestiegen auf dem Theater umherzuwandeln.

Nicht anders war es im „Wallenstein“, im „Don Carlos“, im „Egmont“.

Gegen diese allzu große Treue des Kostüms habe ich öfter Ludwig Tieck in Dresden eifern hören, der darin einen unnützen Kostenaufwand, eine Effekthascherei, eine Bestechung des Urteils erblickte. Indessen war es nicht zu verkennen, daß bei ihm die Jugendeindrücke maßgebend blieben. Er versicherte mich, daß Fleck, den er so schön im „Phantasmus“ charakterisiert, nur einen Hermelinmantel und eine goldene Krone gehabt, mit denen er alle möglichen Potentaten darstellte. Tiecks Ideal war die einfache Schaubühne zu Shakespeares Zeit, die er in seinem „Jungen Tischlermeister“ wiederherzustellen versuchte. Es ist aber wohl die Frage, ob ihm eine jener Shakespearischen Aufführungen genügt haben würde, wo statt aller Dekoration an der ersten Kulisse ein Brett hing mit der Aufschrift „Straße“, „Garten“, „Zimmer“ etc.

Einen vorübergehenden Erfolg erlangten auf der Berliner Bühne die ernsthaften Körnerschen Dramen „Zriny“, „Rosamunde“, „Toni“, wogegen die Lustspiele „Der Nachtwächter“, „Die Braut“, „Der grüne Domino“ lange Zeit ihre Stelle behaupteten.

Als Rossinis Opern in Italien einen so ungemessenen Beifall fanden, versuchte es Graf Brühl, dieselben trotz Spontinis offenem und verstecktem Widerstande der deutschen Bühne anzueignen, aber von den ernsten Opern konnte nur der „Tancred“, und in diesem nur die bekannte Kavatine „Di tanti palpiti“, festen Fuß fassen, von den komischen Opern erwarb der „Barbier von Sevilla“, ein Meisterstück glänzender Genialität, eine bleibende Stätte.

Die echte italienische Oper gehörte sonst zu den Haupt-
erfordernissen eines eleganten Hofstaates; man weiß,
welche bedeutenden Summen der sparsame Friedrich II.
dafür auf sein Budget setzte. Die italienische Oper war in
Berlin längst abgeschafft, doch will ich als Kuriosum er-
wähnen, daß im Jahre 1815 die „Selva incantata“ von
Righini ganz italienisch aufgeführt wurde und daß darin
der aus früherer Zeit übriggebliebene alte Kastrat Tom-
bolini den Rinald sang. Von den jungen Zuhörern hatten
die wenigsten jemals einen Kastraten gehört, wir waren
daher sehr verwundert, als eine lange, fette Gestalt mit
grauem, unbärtigem Gesicht, in einen goldenen Schup-
penpanzer gekleidet, hervortrat, mit knickenden Knien
die Bühne durchschritt und im höchsten Diskant seine
Arie anhub. Die Zumutung an ein unbefangenes Gefühl
war zu stark, diesen krähenden Kapaun für den Helden-
jüngling Rinald gelten zu lassen. Wenig fehlte, so
hätte die lebhafte Jugend ihrer Enttäuschung durch
einige Unruhe Luft gemacht; doch Tombolinis treff-
licher Gesang wurde nach Würden anerkannt; wenn
man die Augen zudrückte, so glaubte man die beste
Primadonna zu hören. Das Stück ging glücklich zu
Ende, doch sprach sich die allgemeine Stimme so ent-
schieden gegen diese musikalische Unnatur aus, daß kein
zweiter Versuch gemacht wurde, Tombolini wieder für
die Oper zu benutzen. Bei dieser Gelegenheit wurde in
den Zeitungen, wie ich glaube von Rellstab, die Be-
merkung gemacht, daß die barbarische Sitte des Eu-
nuchentums nur noch an zwei europäischen Höfen im
Gange sei, an dem des Heiligen Vaters der Christenheit
in Rom und an dem des türkischen Sultans in Kon-
stantinopel.

Unter den Berliner Schriftstellern genossen E.T.A. Hoffmann als Novellist und Friedrich Baron de la Motte-Fouqué als Romanschreiber eines wohlbegründeten Rufes. Aus den Schriften des ersten konnte man wohl abnehmen, daß er eine sehr gründliche musikalische Bildung besitze. Es erregte daher eine freudige Sensation im Publikum, als man erfuhr, die beiden Freunde hätten sich zu einer Oper vereinigt. Fouqué nahm den Text aus seinem vielgelesenen Feenmärchen „Undine“, und Hoffmann machte die Musik. Es verstand sich von selbst, daß wir bei der ersten Aufführung nicht fehlten. Obgleich nun das Stück den beiden beliebten Schriftstellern zu Ehren mit den besten Kräften der Oper besetzt war, so erhielt es doch nur einen Achtungserfolg. Der Hoffmannschen Musik fehlte es nicht an Originalität, wohl aber an einer höheren künstlerischen Weihe. Die Kenner lobten daran die gelehrte Arbeit, tadelten aber die allzu häufigen chromatischen Gänge. Die Oper ging noch einige Male über die Bühne, um dann auf immer zu verschwinden.

Mein Vater verdankte, wie schon bemerkt, die gute Aufnahme im Nicolaischen Hause seinem ausgezeichneten Flötenspiel, doch hörten wir mehrmals, wie er sich scherzend beklagte, daß seine beiden Frauen die Flöte nicht geliebt. Er nahm sie daher nur selten zur Hand. Desto mehr staunten wir, als eines Tages laute Flötenmusik aus des Vaters Zimmer herüberschallte und wir beim Eintritt sahen, daß er ein glänzendes Flötenduett mit einer uns unbekannten Dame ausführte. Es war dies

eine ältliche verwitwete Frau von Ehrenberg aus Gera, die auf der Durchreise meinen Vater, als einen früheren Bekannten, aufsuchte. Sie blieb zum Essen und gefiel uns allen wegen ihres freundlichen, anspruchslosen Wesens. Es war viel vom Flötenspiel die Rede, und da erregte es die allgemeinste Heiterkeit, als sie uns mitteilte, daß sie zweimal verheiratet gewesen und daß ihre beiden Männer die Flöte nicht hätten leiden können. Diese Übereinstimmung mit dem Schicksal meines Vaters gab zu manchem Scherze Veranlassung. Nach der Abreise der Frau von Ehrenberg wanderte meines Vaters Flöte sehr bald in ihr braunledernes Futteral zurück und kam seitdem fast gar nicht mehr zum Vorschein.

Besonderes Vergnügen gewährten uns Kindern die Streichquartette, von denen mein Vater jeden Winter mehrere veranstaltete. Wir brauchten dabei nicht so still zu sitzen wie in den Oratorien und hatten uns mit keinem Textbuch zu quälen. Mein Vater lud zu den Quartetten die Virtuosen der Königlichen Kapelle und einige geschickte Dilettanten.

Zuweilen wurden die Quartette auch in der Blumenstraße gegeben, wegen des überaus günstigen Klanges der Musik im Gartensaal. Es ist mir unvergessen, daß Schinkel, der gerade damals das neue Schauspielhaus und darin den Konzertsaal zu bauen hatte, sich gar nicht genug über die vollendete Tonbildung in unserem Saale verwundern konnte. Hier war vielleicht durch einen Zufall das erreicht, dem die Baumeister so oft vergebens nachstreben: Klarheit der Resonanz ohne eine Spur von Echo. Sehr richtig sagte Schinkel, es sei schlimm, daß man im geheimnisvollen Gebiete der Akustik nicht so wie in andern Gebieten der Naturwissenschaften im großen

experimentieren könne, denn weder Privatleute noch Regierungen seien imstande, das Geld dazu herzugeben; einen fertiggebauten Saal umzubauen sei um so mißlicher, da man für den Erfolg der Änderung nicht einstehen könne. Er notierte sich die Maße des Saales an Länge, Breite und Höhe in sein Taschenbuch, fügte auch eine Zeichnung der schwach gewölbten Decke hinzu.

Von den Quartetten erhoben wir uns endlich zur Aufführung ganzer Opern am Klavier. Es entspricht dies ungefähr dem Vorlesen eines Stückes mit verteilten Rollen; man genießt Dichtung und Musik ohne alle theatralischen Zutaten. Die bei uns tätigen Kräfte konnten auf alle Weise als ausgezeichnet betrachtet werden.

„Cosi fan tutte“, eine Lieblingsoper meines Vaters, wurde damals sehr selten gegeben. „Idomeneo“ war noch gar nicht über die Bühne gegangen. Wir lernten die beiden anziehenden Arbeiten nun recht genau kennen. Sie wurden natürlich, wie sie komponiert waren, italienisch vorgetragen, worin ich damals schon recht gut Bescheid wußte.

Mein Vater hatte Mozart in Prag öfter gesehen und wußte manches von ihm zu erzählen. Seine Beschreibung stimmte mit der von Fräulein Stock überein. Mozart war ein kleiner, sehr lebhafter Mann mit gebogener Nase und freundlichen, durchdringenden Augen. Die Originalität seines Geistes zeigte sich sogleich, wenn er nur ein paar Griffe auf dem Klavier tat. Seine Virtuosität in der Überwindung jeder Schwierigkeit setzte in Erstaunen. Wenn er aus dem Stegreif ein fugiertes Thema behandelte, so überraschte seine gelehrte Stimmführung die gewiegtesten böhmischen Musiker. Mein Vater war bei der ersten Aufführung des „Don Juan“ in Prag zugegen. Ich er-

innere mich nicht, daß er über die vielbesprochene Ausführung der Ouvertüre ohne Probe etwas geäußert habe; wohl aber ist mir dies im Gedächtnis geblieben: Als mein Vater seine wärmste Bewunderung der Musik ausdrückte, sagte ihm Mozart halb traurig, er habe die beste Kraft seines Geistes in diese Oper gelegt, und doch sei er gewiß, daß sie den Wienern nicht gefallen werde! So geschah es denn auch; sie wurde in Wien sehr kalt aufgenommen.

Hatten wir schon als Kinder, auf Fritzens Antrieb, manchen langen Winterabend mit improvisierten Schauspielen hingebracht, so regte sich bei zunehmenden Jahren immer mehr die Lust zum Theater. Eine Weihnachtsbescherung brachte uns ein kleines Puppenspiel, das auf alle Weise erhalten mußte. Die Figuren wurden nicht von oben an Fäden regiert, sondern ganz einfach von der Seite her an einem Draht aus den Kulissen geschoben. Paul besaß eine große Leichtigkeit im Versemachen; er verfertigte für unsere Duodez Bühne einige Ritter- und Schauerstücke, die bei den versammelten Nachbarskindern und dem Dienstpersonal Staunen erregten. Im Jahre 1814 gab er uns ein patriotisches Freiheitsstück, das den Sturz Napoleons I. behandelte, in welchem ein edler preußischer Offizier die Hauptrolle hatte.

Doch in dem Maße, wie unser Repertoire sich vermehrte, reichten die Dekorationen und Figuren nicht aus. Immer neue anzuschaffen überstieg bei weitem die Kräfte unseres Taschengeldes. So reichlich mein Vater dies auch spendete, so hielt er doch streng darauf, daß

wir mit der einmal bestimmten Summe auskämen. Auch hätte ich es nimmermehr über das Herz gebracht, eine außerordentliche Beisteuer zu verlangen, obgleich ich darauf rechnen durfte, sie zu erhalten. Den Mangel an Kulissen klagten wir zufällig unserem Zeichenlehrer, Herrn Kramer, und er war gleich erbötig, wenn ein paar Pappendeckel vorhanden seien, uns selbst einige Hinter- und Seitenwände in Deckfarben malen zu lassen. Dies gab Veranlassung zu vielen, vielen vergnügten Stunden. In meinem großen Nußbaumschrank wurden mehrere Schubfächer zu einer förmlichen Malerwerkstatt eingerichtet. Angeriebene Farben waren damals noch nicht zu haben; es wurde ein gläserner Reibestein mit einem Läufer angeschafft, um die rohen Pigmente mit gehörigem Zusatz von aufgelöstem Gummi anwendbar zu machen. Wir lernten die Natur des braunen und gelben Ockers, des Berliner Blaus, des Karmins etc. kennen. Gebrannter Ruß gab das beste Schwarz, aber er verursachte manche Not; die kleinen Fäßchen, in denen man ihn verkaufte, hatten selten einen festen Verschuß, und der leichte, flüchtige Schmutz gab die bösesten Flecken. Zur Aufbewahrung der geriebenen Farben gehörten eine Menge kleiner Töpfe, die wir unmöglich alle der Köchin entführen durften. Da war wieder guter Rat teuer, aber Fritz half uns aus der Not. Er entdeckte in einem dunklen Winkel der Speisekammer, in die er meiner Mutter gar zu gern nachfolgte, einen Haufen großer Kammuscheln, die bei solennen Dinern zum Anrichten der feinen Ragouts dienten. Von diesen wußte er eine Menge defekter Exemplare meiner guten Mutter abzuschmeicheln, und nun hatten wir Vorrat an Farbenbehältern. Noch sehe ich die Reihe der zierlichen Gefäße mit den

selbstbereiteten Farben vor mir stehen. Nachdem wir auch den Unterschied zwischen Marder-, Fisch- und Borstenpinseln kennengelernt, konnte die Arbeit beginnen.

Drei Hauptdekorationen wurden unter Herrn Kramers Anleitung und Aufsicht mit vieler Sauberkeit ausgeführt, ein Wald, eine Bauernstube und eine Räuberhöhle; später versuchte ich mit eigenen Kräften ein Gefängnis, ein Schloß am Meere und einen Rittersaal darzustellen, erreichte aber lange nicht die Vollendung der ersten Arbeiten. Kleine Theaterfiguren zum Kauf gab es damals nicht; Herr Kramer zeichnete daher einige Stereotypfiguren, einen König, einen Ritter, einen Priester, eine Edelfrau etc. auf Kartenpappe und überließ es uns, dieselben zu verändern und nach Belieben zu vervielfältigen; mit Wonne erfüllte er uns durch einen Zug von paarweis einherschreitenden Kapuzinern, die statt der Fackeln kleine Wachskerzen trugen und beim Begräbnis Kaspars des Thorringers in der unterirdischen Gefängnishalle sich prächtig ausnahmen. Doch geriet eines Abends durch Unvorsichtigkeit die papierne Prozession in Brand, und fast wäre das Theater mit ergriffen worden.

So geringfügig auch die Auslagen für diese Theaterrequisiten waren, so mußten sie doch bestritten werden, und die Kasse geriet mehr als einmal in Verlegenheit. Da faßte Fritz den kühnen Gedanken, zu einer Hauptvorstellung die Eltern, Großeltern und einige Hausfreunde gegen ein Eintrittsgeld von zwei Groschen einzuladen. Ich errötete anfangs bei diesem Vorschlag und wollte nichts davon wissen. Doch mit der Zeit gab ich nach, und die Sache wurde ausgeführt. Fritz war auch derjenige, der ohne alle Verlegenheit den Eintretenden das

Geld abnahm, was ich nimmermehr zuwege gebracht hätte. Der Großvater Eichmann gab ein blankes Achtgroschenstück mit der Bemerkung: „Nicht wahr, Fritz! Standespersonen zahlen nach Belieben.“ Dadurch wurde es uns möglich gemacht, eine Stadt als Hinterwand anzuschaffen.

Nach und nach waren Pauls Stücke alle durchgespielt und neue schwer zu beschaffen. Herr Kramer verließ Berlin, und nun geriet die Dekorationsmalerei ins Stokken. Wir erhielten durch die Vermittlung des Dr. Kohlrausch einen neuen Zeichenlehrer, Herrn Dähling aus Hannover, zu dem ich bald das größte Vertrauen und eine wahre Freundschaft faßte, die bis an seinen Tod (1850) gedauert hat. Als er meine bei Kramer gefertigten Blätter ansah, sagte er: „Recht gut, aber es fehlt an der Perspektive!“ Diese Wissenschaft wurde nun mit allem Eifer vorgenommen und gewährte mir das größte Vergnügen. Meines Vaters Reißbrett, das er gern zu diesen Übungen hergab, hatte zwar nicht die seitlichen Ansätze wie das der Tante Jettchen, aber Dähling zeigte mir, wie man durch eine leichte geometrische Konstruktion jene entfernten Durchschnittspunkte entbehren könne.

Eines Abends, als Dähling zum Tee bei uns war, kam das Gespräch auf unser Theater, und meine Schwester sagte: „Das Puppenspiel fängt nachgerade an, mich zu langweilen, da ihr gar keine Neuigkeiten mehr bringt. Können wir nicht selbst ein kleines Stück aufführen? Der Bibliotheksaal ist ja groß genug.“

Dieser Gedanke wurde begierig aufgefaßt; er eröffnete die Aussicht in vielerlei anregende Tätigkeit, doch zeigten sich auch manche Schwierigkeiten. Zuerst mußte mein Vater die Erlaubnis geben, den ehrwürdigen Bi-

bliotheksaal in ein Theater umzuwandeln. Diese Erlaubnis war bald erlangt. Dann entstand die Frage, wo die Dekorationen herzunehmen seien? „Die malen wir uns selbst“, sagte Dähling, „dabei können Sie, lieber Gustav, Ihre Perspektive im großen anwenden.“ – „Aber woher die Anzüge nehmen?“ – „Es kostet“, fuhr Dähling fort, „Ihren Vater nur ein Wort an den Grafen Brühl, um alles, was wir brauchen, aus der Theatergarderobe zu erhalten!“ Wir jubelten von neuem, denn wir sahen bald, daß Dähling im großen das leisten werde, was Kramer im kleinen getan. Überdies erinnerten wir uns, daß in meiner Mutter Garderobe eine große Truhe mit alten, sehr massiven Nicolaischen Kleidern stand, darunter ein blauseidner Bratenrock mit Goldstickerei und besponnenen Knöpfen, eine karmesinrote Weste mit Klappentaschen, ein Damenanzug mit der feinsten bunten Blumenstickerei, ein flacher Schäferhut, ein emaillierter Fächer usw. Dies alles konnte auf das beste verwendet werden.

Als Fräulein Stock von unserem Vorhaben hörte, erklärte sie aus freien Stücken, sie wolle gern die alten Rollen übernehmen. Dies brachte die ganze Sache erst in den rechten Schick; denn Fräulein Stock besaß die natürliche Fähigkeit, alles zu ordnen und die etwa auftauchenden Differenzen auszugleichen.

In bezug auf die aufzuführenden Stücke hatten wir keine große Wahl. Der fruchtbare Kotzebue beherrschte mit seinen seichten, aber bühnengerechten Produkten das deutsche Theater. Da das Publikum immer etwas Neues verlangt und er alle Jahre etwas Neues brachte, so war er der Schriftsteller des Tages. Wir gaben von ihm nach und nach „Das Strandrecht“, „Die Unglück-

lichen“, „Die Rosen des Herrn von Malesherbes“, „Don Ranudo de Colibrados“, „Die deutschen Kleinstädter“, „Der gerade Weg ist der beste“. Außerdem: „Die Mißverständnisse“ von Steigentesch, „Der Hund des Aubry“ von Wolff, „Pyramus und Thisbe“ aus dem „Sommer-nachtstraum“.

Das Malen der Dekorationen gewährte eine unbeschreibliche Lust. Hier ging nun alles ins Große, statt der Kammuscheln verbrauchten wir ganze Kochtöpfe von Farben, und nur Borstenpinsel kamen zur Anwendung. Es wurden zwei Hinterwände gemalt, eine schöne Rosenhecke für „Die Rosen des Herrn von Malesherbes“ und ein gotischer Ahnensaal mit Fahnen und Rüstungen für „Don Ranudo“. Ich ging dem guten Dähling mit allem Fleiß zur Hand und sah bei dieser letzten Dekoration mit immer wachsender Freude, wie aus der unscheinbaren grauen Fläche die schlanken gotischen Bogenfenster, die Pilaster und Kapitelle mit hoch einfallender Beleuchtung hervorwuchsen. Als jene beiden Hinterwände mit ihren Seitenkulissen fertig waren, erhielten wir Nachricht, daß man von einem Liebhabertheater in der Blumenstraße alle möglichen Dekorationen leihweise erhalten könne. Da das Malen sehr viel Zeit in Anspruch nahm, auch unsere Lust daran gebüßt war, so zogen wir fortan den kürzeren Weg vor.

Die Rollen verteilten sich immer ganz von selbst. Fräulein Stock nahm die alten Damen, Paul und ich erhielten die Väter und ernsthaften Onkel, meine Schwester die edlen und geistreichen jungen Witwen, Fritz die komischen Personen; der flinke August sollte die ersten Liebhaber übernehmen, da er sich aber hiergegen aus irgendeiner Grille sträubte, erhielten wir einen anderen

trefflichen Liebhaber an dem Studiosus (jetzt Professor in Schulpforta) Koberstein, der überdies auf unseren Bällen als unermüdlicher Tänzer sich erwies. Die ersten Liebhaberinnen gab eine Tochter des Staatsrates Hufeland, Fräulein Laura, wegen ihrer ausbündigen Schönheit in unserem Kreise „die schöne Laura“ genannt.

Unser lieber Lehrer und Freund Dähling sollte auch an dem Spiel teilnehmen, aber er entschuldigte sich auf die treuherzigste Weise, sein Gedächtnis sei zu widerspenstig, und er könne nicht das kleinste Stück auswendig lernen. Wir ließen indessen mit Bitten nicht nach, und zuletzt übernahm er im „Don Ranudo“ die Rolle des Bauern, dessen Käse und Brot der hungrige Grande verzehrt. Statt des Brotes hatten wir einen ansehnlichen Schokoladenkuchen backen lassen. Ich gab den Don Ranudo, und um mich recht zu zeigen, verzehrte ich so viel von dem süßen Gebäck, daß mir von Stund an die Schokolade den größten Widerwillen erregte, den ich niemals überwinden lernte. Fräulein Stock gab die Olympia ganz vortrefflich, Fritz war ein vorzüglicher Pedrillo. Bei dieser Vorstellung (29. Februar 1816) hatten wir ein überaus glänzendes Auditorium: Frau von der Recke und Tiedge, Graf Brühl, General von Witzleben, Schinkel, Rauch, Tieck, Wach und andere Notabilitäten. Der Bibliotheksaal faßte ein sehr geräumiges Theater, und die Gipsbüsten der alten Gelehrten schauten von den Bücherschränken ganz ernsthaft auf die Scherze der Jugend herunter.

Was in dem heiteren Beisammensein so vieler lebhafter junger Personen an geistigen Berührungen vorkam, wie manche flüchtige und ernste Neigung von Herzen zu Herzen aufkeimte und wieder verschwand, wie ein ver-

sagter Tanz den tiefsten Schmerz hervorrief und ein einziger stummer Blick unverhofft Freude erweckte, das entzieht sich der Erzählung; es kann nur durchfühlt und durchlebt, nicht beschrieben werden.

Bei den meisten Besuchern unseres Hauses verstand es sich von selbst, daß sie, gegen Abend anlangend, unser einfaches Abendbrot teilten. Meine Mutter hatte unter vielen andern auch die gute Eigenschaft, daß sie nie in Verlegenheit geriet, wenn die Zahl der unvorhergesehenen Gäste manchmal eine besorgliche Höhe erreichte. Viele Freunde wurden auch zu Mittag eingeladen, wobei wir Kinder für unsere Lieblinge unsere Stimmen abgeben durften. Mein Vater verstand die Kunst des Gesellschaftgebens, indem er mit richtigem Takt nur solche Personen einlud, die zueinander paßten.

Für einen besonderen Festtag galt es uns, wenn Wilhelm von Humboldt mit seiner geistreichen Frau und seinen liebenswürdigen Töchtern in der Blumenstraße erschien; ebenso gehörte eine Fahrt nach dem Humboldtschen Landgut Tegel mit Oheim Kohlrausch und Tante Jettchen zu den ausgesuchtesten Genüssen.

Rauchs edle Heldengestalt wird allen denen unvergeßlich bleiben, die ihn persönlich gekannt. Er hatte das Glück, sein ganzes Leben hindurch, als Jüngling, als Mann und Greis schön zu sein. Durch eigne Kraft und unermüdlichen Fleiß schwang er sich aus den dürftigsten Umständen vom Lehrling eines armen Steinmetzen in Arolsen zum berühmtesten Bildhauer Deutschlands auf. Seine Vorfahren wohnten als einfache Landleute in dem

rauen Gebirge oberhalb der Stadt; daher sei, wie er meinte, der Name Rauch abzuleiten. In der Wirtschaft seiner Eltern ging es so knapp her, daß seine Mutter nicht selten in Not geriet, wenn unverhofft einige Vettern aus dem Gebirge zum Besuch anlangten und einen Gebirgsappetit mitbrachten. Da mußten zuweilen, um die Gastfreundschaft gegen die Verwandten aufrechtzuerhalten, die Kinder hungrig zu Bette gehen. Rauch machte gar kein Geheimnis daraus, daß er in Berlin als königlicher Lakai hinter dem Wagen der Königin Luise gestanden und ihr beim Aussteigen vor Schadows Werkstatt den Tritt heruntergeklappt, aber er schwieg von den hohen Ehrenbezeugungen, die ihm an den Höfen von München, Petersburg usw. widerfuhren.

Für den General von Pfuel empfanden wir eine besondere Zuneigung, nachdem wir erfahren, daß er überall, wo eine Gelegenheit sich zeigte, gegen Napoleon I. gekämpft und zuletzt in den Befreiungskriegen sich rühmlichst ausgezeichnet.

In dem Feldzug von 1813 hatte es sich herausgestellt, daß das Schwimmen für die Soldaten in vielen Fällen von großem Nutzen sei. General von Pfuel errichtete also bald nach dem Kriege am Oberbaum eine Schwimmanstalt, die, soviel ich weiß, noch jetzt seinen Namen trägt. Er selbst, als einer der besten Schwimmer, unterrichtete nach seiner neuen Methode zuerst eine Anzahl von Unteroffizieren, die dann als Lehrer der Gemeinen eintraten. Hier habe ich auch während meines Pionierjahres schwimmen gelernt. Die neue Methode unterscheidet sich von der alten dadurch, daß wir schwimmen wie die Frösche, nicht wie die Hunde.

AUGUST IN UNSEREM HAUSE
LILLI UND KLEIN 1818
UNIVERSITÄTSZEIT 1818 IN BERLIN

Im Sommer 1815 zog August Aegidi zu uns ins Haus und wurde dadurch näher mit mir verbunden. Sein braver, zuverlässiger Charakter und die Art von Aufsicht, die er bei den sonntäglichen Spaziergängen über Fritz und mich ausübte, machte es meinen Eltern wünschenswert, ihn noch mehr in unserer Nähe zu haben. Als er daher zur Universität abging, um Medizin zu studieren, räumte mein Vater ihm die Gartenwohnung ein, die seit den sommerlichen Mittagessen mit dem Großvater Nicolai nicht mehr benutzt wurde. Hier verlebten wir viele frohe Stunden. August verstand es, seine Behausung für sich und andere wohnlich zu machen, darum besuchten ihn seine Freunde gern.

Unter Augusts Besuchern befand sich Martins, ein kleiner, bildschöner Jurist; er war ohne Zweifel der Geistreichste des ganzen Kreises. Es gewährte mir das größte Behagen, ihn über irgendein Thema sprechen zu hören oder mit ihm zu disputieren. Die griechischen und lateinischen Klassiker las er ohne Anstoß; er überraschte uns durch treffende philologische Sprach- und Sachbemerkungen. Später wurde er als Referendarius oder gar als Assessor in eine ärgerliche Untersuchung verwickelt, weil er bei einem Zweckessen in Naumburg trunkenen Mutes ein Pereat auf den „russischen Kaiser und die ganze russische Brut“ ausgebracht. Im Jahre 1848 gehörte er zu den ausgeprägtesten Demokraten; in seiner Arbeitsstube hingen zwei französische Kupferstiche, „Der Schwur im Ballhause“ und „Die Stür-

mung der Bastille im Jahre 1789“. Als Rechtsanwalt verteidigte er die Polen in dem großen Prozeß des Jahres 1846, konnte aber hierbei seine Heftigkeit nicht genug mäßigen. Wenige Jahre darauf vernahm man, der hochbegabte, fein denkende Mann sei im Irrsinn gestorben.

Dr. Ludwig Abeken aus Osnabrück hatte beim Lützow-schen Korps gedient und stand jetzt als Oberlehrer am Grauen Kloster. In ihm verehrte ich einen Ausbund aller philologischen Gelehrsamkeit. Er war in den griechischen und lateinischen Autoren vollkommen zu Hause; die meisten Chöre des Sophokles konnte er auswendig hersagen. Ebenso bewandert war er in der Bibel, wie im Dante, Petrarca und Shakespeare; der spanische Don Quichotte gehörte zu seinen Lieblingsbüchern. Die deutsche Literatur von Lessing bis auf Goethe und Schiller stand ihm ganz zu Gebote. Dabei spielte er mit der größten Geläufigkeit Klavier und suchte seinen Meister auf dem Schachbrett. An einer so außerordentlichen Vereinigung von Kenntnissen und Fertigkeiten sah ich mit Staunen empor und schloß mich mit voller Seele an den reinen sittlichen Charakter des um etwa sechs Jahre älteren Mannes. Doch ließ sich unschwer bemerken, daß alle jene Schätze des Wissens von keinem fruchtbaren Geiste beseelt waren. Was half es, die Bibel, den Platon, den Milton immer von neuem durchzulesen, um immer nur Zitate daraus anzuführen? Paul hatte einen ebenso großen Respekt wie ich vor Abekens immenser Belesenheit, aber er rügte mit Recht seine Untätigkeit. Er behauptete nicht ohne Grund, unser Freund habe sich durch übermäßige geistige Schwelgerei um alle produktive Kraft gebracht.

In dem weiten geselligen Kreise unseres Hauses waltete meine Schwester Lilli als das anregende und belebende Prinzip. Sie übte, ohne es zu wollen oder auch nur zu ahnen, auf alle ihre Umgebungen eine anziehende Kraft aus. Ihr liebes, rundes Gesichtchen war keineswegs schön zu nennen, aber sie blickte aus den seelenvollsten Augen, die man anfangs für blau hielt; sie waren aber nur grün oder grau. Ganz unerträglich kam es mir vor, daß ihre Kurzsichtigkeit ihr sehr bald beim Notenlesen eine Brille aufnötigte, aber sie scherzte darüber auf eine so anmutige Weise, daß ich zuletzt mit dieser „unerläßlichen Lichtblendung“ ausgesöhnt wurde. Bei einer schlanken und vollen Gestalt hatte sie die kleinsten Hände und die zierlichsten Füße; ihr Gang war ein leichtes Dahinschweben. Ihre schöne, volle Bruststimme, mehr Alt als Sopran, ging zum Herzen.

Von erster Jugend an waren wir gewohnt, alles, was unser Innerstes bewegte, uns mitzuteilen, alle Erlebnisse mitzuerleben, und diese glückliche Gegenseitigkeit erhielt sich bis an Lillis frühzeitigen Tod (1829) in ungeschwächter Kraft. An sie richtete ich meine ersten Gedichte; bei allem, was mir als Knabe oder Jüngling gelang, dachte ich immer zuerst: „Wie wird sich Lilli freuen!“ Wenn bei unseren geselligen Spielen ein guter Einfall vorkam und mein Vater nach dem Urheber fragte, so hieß es gewöhnlich: „Von Lilli!“ Dann leuchteten ihm vor Vergnügen die Augen. Sooft ich ihrer gedenke, umweht mich der Frühlingshauch der Jugend.

Wir waren gewohnt, den Geburtstag der Mutter alljährlich durch ein fröhliches Fest in sehr wechselnder Jahreszeit zu begehen. Der 14. April wurde manchmal in

Schnee und Eis, manchmal in wonnigem Frühlingswetter gefeiert. Zur Ehre des Berliner Klimas will ich hier konstatieren, daß der erste Fall nur zu den Ausnahmen gehörte. Am 14. April 1818 hatten wir eine angenehme Wärme, der Geburtstagstisch war mit Blumen aller Art bedeckt, der Abend wurde, wie gewöhnlich, durch Musik verschönt. Abeken hatte einen jungen Musiker aus Köln, namens Bernard Klein, mitgebracht, der sich anfangs in der zahlreichen Gesellschaft verlor und von uns nicht besonders beachtet wurde. Als meine Mutter ihn freundlich aufforderte, uns etwas hören zu lassen, setzte er sich sogleich an den Flügel, zog eine Musikrolle aus der Tasche und sang ein Stück aus Tiedges „Urania“ nach eigener Komposition. Obgleich seine Stimme keinen sonderlichen Klang hatte, so war doch sein Vortrag meisterhaft; der tiefe Ernst in der Auffassung, die kräftige Hand in der schmucklosen Begleitung, das innige Verständnis und die tadellose Deklamation der Worte zeugten von einem ungewöhnlichen Talent.

Von diesem Abend an verging selten eine Woche, in der wir Klein nicht zwei- oder dreimal bei uns sahen; er wurde die Seele unserer musikalischen Unterhaltungen, die nun einen wahrhaft künstlerischen Wert erhielten. Ich schloß mich auf das engste an ihn an; er hat auf mein Leben und auf meinen Charakter den größten Einfluß gehabt. Die Schärfe seines Urteils machte vieles zunichte, was ich bisher angestaunt; seine kurzen, schlagenden Bemerkungen zeigten mir manches in einem ganz anderen Lichte, als ich es bisher betrachtet. Seine Kritik war immer herb, oft boshaft und höhnisch, aber niemals ungerecht. Sein unerbittlicher Witz verschonte niemanden, am wenigsten sich selbst. Eine böse Eigenschaft von

ihm war es, alles ins Lächerliche zu ziehen und bei den ernsthaftesten Vorgängen eine komische Bemerkung anzubringen. Er hatte in seinem Wesen eine entschieden dämonische Gewalt, gegen die man nicht gleichgültig bleiben konnte. So geschah es denn sehr bald, daß unser Kreis sich in zwei Parteien teilte, in solche, die ihn liebten, und in solche, die ihn haßten, wenn man mit diesen beiden äußersten Ausdrücken die gelinden Schattierungen des geselligen Wohl- oder Übelwollens bezeichnen will. Zu den Wohlwollenden gehörten die meisten Musiker, die ihm ohne Widerrede den ersten Platz einräumten, sowie alle diejenigen, die über seiner Genialität die schroffen Seiten seines Charakters vergessen konnten; die Übelwollenden bestanden aus der zahlreichen Klasse der ruhigen, gesetzten Naturen, die man in derberer Weise Philister zu nennen pflegt. Auf diese hatte Klein es besonders abgesehen; es machte ihm Vergnügen, sie durch seine kurzen, paradoxen Bemerkungen aus dem Sattel des „gewohnten Gedankentrabes“ zu heben. Alles, was nach Engherzigkeit schmeckte, war ihm auf das äußerste verhaßt. Seine Ungebundenheit nach jeder Seite hin machte ihn inkonsequent. War er vom Geiste des Widerspruches besessen, was nur zu oft vorkam, so behauptete er heute das Gegenteil von dem, was er gestern gesagt, und wußte seine Sätze mit seltenem Scharfsinn durchzuführen. War es ihm aber Ernst um eine Sache, so hatten seine Gespräche einen fesselnden Gedankeninhalt.

Meiner Schwester Lilli widmete Klein die aufrichtigste Verehrung, wagte aber lange nicht, sich anders als in begeisterten Klängen am Klavier auszusprechen. Nachdem er gesehen, daß seine Musik ihr und uns allen zusagte,

kam er selten in unseren Zirkel, ohne eine neue Komposition mitzubringen.

Die Opernaufführungen am Klavier wurden auf den Wunsch meines Vaters wieder lebhaft in Gang gebracht. „Don Juan“, die Oper aller Opern und meines Vaters Lieblingsstück, kam zuerst an die Reihe. Die Besetzung war eine so vortreffliche, wie sie wohl selbst auf einer öffentlichen Bühne selten dagewesen sein mag. Klein am Klavier ersetzte ein volles Orchester. Er besaß die Gabe des Dirigierens, des unmerklichen Einhelfens, des leisen Nachgebens und des fördernden Antreibens in ausgezeichneter Weise; nach ein paar Proben floß alles wie von selbst dahin. Von unschätzbarem Wert waren meines Vaters Bemerkungen über Tempi und Bewegungen der einzelnen Stücke. Da er, wie ich schon erwähnte, den „Don Juan“ unter Mozarts Direktion in Prag gehört, so gab es für diese Dinge keine bessere Autorität als ihn, und Klein folgte eifrig seinen Andeutungen.

Die Aufführung war eine so vollkommene, daß sie mehr als einmal, unter immer steigendem Beifall der wechselnden Zuhörer wiederholt wurde.

Mit meinem Vater setzte sich Klein alsbald in das beste Verhältnis. Da Klein, wenn er wollte, von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit sein konnte und außerdem den mancherlei feinen Weinen an meines Vaters Tisch die vollste Gerechtigkeit widerfahren ließ, so mochte ihn mein Vater sehr gut leiden, allein er äußerte einmal im Vertrauen zu Tante Jettchen: „Meine Lilli geb’ ich ihm doch nicht!“ Erst zwei Jahre nach meines Vaters Tode heiratete Klein meine Schwester.

Der Winter von 1817 auf 1818 wurde im Grauen Kloster mit angestrengtestem Fleiß hingebacht, denn zu Ostern 1818 sollte das gefürchtete Abiturientenexamen zum Abgang auf die Universität stattfinden. Nur wer ein solches Examen selbst durchgemacht, hat einen Begriff von den Ängsten und Bangigkeiten der Examinanten. Ich war im letzten Halbjahr zum Primus omnium hinaufgerückt und glaubte mich um so mehr anstrengen zu müssen, als ich darauf gefaßt war, daß man mir zumuten werde, in allen bedenklichen Fällen vor den Riß zu treten. Es wurde nun alles mögliche repetiert, was zu repetieren war. Das ganze ungeheure Gebiet der Geschichte sollte man im Kopfe haben, um auf jede daraus gestellte Frage die richtige Antwort zu finden. Eine kleine Erleichterung gewährte es dabei, daß auf dem vorhergehenden Abiturientenexamen die Geschichte der Päpste vorgenommen worden war; diese konnte also diesmal füglich nicht wieder auftreten, sie wurde daher bei der historischen Vorbereitung vollkommen ignoriert. Wäre es dem Professor Köpke in den Sinn gekommen, die Päpste diesmal wieder auf das Tapet zu bringen, so würde er bei allen 18 Abiturienten die krasseste Unwissenheit angetroffen haben.

Die schriftlichen Arbeiten des Abiturientenexamens wurden unter Klausur gemacht und nahmen vier lange Vormittage in Anspruch. Der betreffende Professor blieb während der ganzen Zeit in der Klasse gegenwärtig, und keiner der Schüler durfte sich entfernen. Griechisch, Lateinisch, Mathematik und Geschichte wurden in vier verschiedenen Aufsätzen behandelt.

Mehrere Wochen nachher erfolgte das mündliche Examen, vor dem die Furcht noch viel ärger war als vor dem

schriftlichen, denn was konnte nicht alles aus der unermesslichen Menge des Wißbaren gefragt werden! Das ganze Lehrpersonal von Prima, Direktor Beller mann an der Spitze, versammelte sich feierlich im großen Hörsaal, und die 18 unglücklichen zu befragenden Schlachtopfer nahmen auf zwei langen Bänken im Vordergrund Platz. Als Primus omnium war ich, wie schon bemerkt, auf das Schlimmste gefaßt und glaubte, man werde mich am schärfsten ins Gebet nehmen; daher kann ich noch jetzt an jene Stunden der Qual nicht ohne Herzklopfen denken. Allein es kam ganz anders, als ich gefürchtet. Die Examinatoren hatten so viel mit den am Ende der langen Reihe Sitzenden zu tun, daß die Obersten nur wenig beachtet wurden. Ich erhielt kaum ein paar Fragen, und da diese zufällig etwas betrafen, was ich wußte, so konnte ich sie genügend beantworten. Endlich – endlich waren die bange Stunden verflossen, und die Lehrer zogen sich in das Beratungszimmer zurück. Nun wurde die kleine Pause, in der wir uns selbst überlassen blieben, mit verlegenem Lächeln und tief aus der Brust geholten Seufzern ausgefüllt; zu einem Scherz fühlte sich niemand aufgelegt, denn noch hing das Damoklesschwert der möglichen Zurückweisung über unsern Häuptern. Nach nicht gar langer Zeit traten die Lehrer wieder ein, und wir vernahmen die erfreuliche Kunde, daß wir alle 18 durchgekommen seien. Die meisten, mit dem Primus omnium an der Spitze, erhielten das Zeugnis der unbedingten Reife zur Universität Nr. I, die andern das der bedingten Reife Nr. II.

Man hat in neuerer Zeit mancherlei Bedenken gegen die Abiturientenexamina erhoben und besonders dies dagegen geltend gemacht, daß die Lehrer nach einem mehr-

jährigen täglichen Umgang mit den Schülern auch ohne Examen beurteilen können, ob jemand zur Universität reif sei oder nicht; es könne deshalb gar wohl eine Entlassung ohne das Fegefeuer der Prüfung eintreten. Allein auf der andern Seite hat die Furcht vor dem Fegefeuer auch ihr Gutes, sie spornt nicht selten die trägen Naturen zu einem letzten, entschlossenen Anlauf, das Versäumte nachzuholen, und weckt in manchem langsamen Geist die schlummernde Energie zu einem mutigen Aufraffen.

Gleichzeitig mit dem Abgang zur Universität erfolgte am 1. April 1818 mein Eintritt in den Kriegsdienst als einjähriger Freiwilliger. Die allgemeine Wehrpflicht aller Preußen, die das Heer auf einer völlig spartanischen Grundlage neu organisierte, war zwar schon in dem denkwürdigen Mémoire Scharnhorsts vom Jahre 1808 ausgesprochen, allein sie kam erst seit dem Jahre 1816 zur Anwendung, hatte daher im Jahre 1818 noch keine rechten Wurzeln im Volke geschlagen, obgleich die Befreiungskriege den besten Beweis für die Trefflichkeit dieses Systems geliefert. Noch immer ließen sich wohlmeinende Stimmen vernehmen, die eine solche Anspannung aller Kräfte für den verzweifelten Fall eines Kampfes auf Leben und Tod wohl gestatten wollten, dagegen aber sehr ernstlich vor der ungeheuren finanziellen Belastung warnten, die durch einen permanenten Kriegszustand dem Lande aufgebürdet werde; andere fanden es ungerecht, daß der Gebildete vor dem Ungebildeten den Vorzug der kürzeren Dienstzeit habe, daß die Länge der Einstellung von den Schulzeugnissen abhängig gemacht und im Heer eine Aristokratie von Gelehrten geschaffen werde. Es fehlte auch nicht an Unzufriedenen, welche die bei jeder neuen Einrichtung zutage tretenden Unzu-

kömmlichkeiten aufmutzten und vieles ins Lächerliche zogen.

Für mich hatte der Eintritt in den Soldatenstand nicht nur den Reiz der Neuheit, er eröffnete mir auch die ferne Aussicht, an einem Feldzug teilzunehmen. Napoleon I. war zwar in St. Helena sicherer verwahrt als in Elba, aber wer stand dafür, daß er nicht Mittel und Wege finde, sich loszumachen, um die Welt von neuem in Brand zu setzen. Solange dieser Dämon des Krieges am Leben war, so lange konnte man sich keiner unbedingten Zuversicht auf die Erhaltung des Friedens hingeben. Die Regierungsmaßregeln der Bourbonen in Frankreich waren nur zu sehr geeignet, dem etwa zurückkehrenden alten Imperator das Volk freudig in die Arme zu treiben.

Sehr gesucht war damals der Eintritt bei den Gardeschützen (den sogenannten Neufchatellern) und bei den Gardepionieren. Die beiden Kasernen lagen am Schlesi- schen Tor dicht beieinander. Im Verein mit meinen Freunden Paul, Lette und von Dechen wählte ich den Pionierdienst, weil hier etwas mehr als das eintönige Exerzieren zu erwarten stand. Von Dechen hoffte beim Minengraben die ersten Schritte auf seiner Bergmanns- laufbahn zu machen, und uns anderen versprach die Be- schäftigung beim Schanzenaufwerfen und Brücken- schlagen eine abwechselnde Tätigkeit. Auch dachten wir hier die auf dem Turnplatz erlangte Geschicklichkeit im Springen, Laufen und Klettern praktisch anzuwenden.

Da man uns versicherte, daß wir während des Dienst- jahres recht gut einige Collegia hören könnten, so be- legte ich, nachdem am 11. März 1818 meine Immatriku- lation unter dem Rector magnificus Marheineke und dem Dekan der Philosophischen Fakultät Wilken erfolgt war,

mit den größten Erwartungen das berühmte Kollegium über den Homer bei Fr. A. Wolf. Von nun an gingen die beiden Beschäftigungen mit den Wissenschaften und mit dem Kriegshandwerk parallel nebeneinander her, ohne daß sehr erhebliche Störungen vorkamen. Am 14. März 1818 hielt ich eine lateinische Abgangsrede auf dem Grauen Kloster, am 18. wurden die 33 Freiwilligen vom Obersten von Krohn als Pioniere angenommen, am 22. hörte ich eine Osterpredigt von Schleiermacher, die mir ewig unvergeßlich bleiben wird, am 28. wurden wir in der Kaserne gemessen und eingestellt, am 1. April schworen wir den Fahneneid, am 4. begann das Exerzieren und am 20. Wolfs Kollegium.

So gut die beiden widerstrebenden Lebensberufe als Student und als Pionier sich äußerlich vertrugen, so entstand doch innerlich ein nicht unerheblicher Streit der Empfindungen. Nach sechs langen Jahren von dem Alpdruck des Gymnasialzwanges, von den täglichen sieben Lehrstunden befreit zu sein war ein unbeschreiblich wonnereiches Gefühl; ich kann ohne Übertreibung sagen, daß ich erst damals angefangen, mich meines Lebens recht zu freuen. Es war mir zumute wie einem umgebogenen und festgebundenen Baume, der nun, plötzlich losgelassen, in die heitern Himmelslüfte aufwächst. Das freie Umherspazieren vor und in der Universität, das leichte Aneinanderschließen der Kommilitonen in den Kollegien, das ungehinderte Hospitieren bei einem und dem andern berühmten Professor und vor allem die herrliche jugendliche Aussicht auf alles das, was man nun selbst lernen und leisten wolle, gaben dem Geiste eine freudige Spannkraft. Zudem stand in den bürgerlichen Verhältnissen ein Student um viele Stufen höher

als ein Gymnasiast. Die Lage der Universität mitten im schönsten und belebtesten Teil der Stadt hatte etwas Vornehmes gegen das alte, düstere Gymnasialgebäude in der Klosterstraße. Wohl erinnere ich mich der gehobenen Empfindung, als der Rektor Marheineke mich zum erstenmal „Herr Parthey“ nannte und als Fr. A. Wolf sein Kollegium mit der Anrede „Hochgeehrte Herren“ begann.

Im Gegensatz zu diesen Erhöhungen des Ehrgefühls schien man als Pionier um viele Stufen hinabgestiegen zu sein. Zwar war die Behandlung keineswegs ungehörig, aber die eiserne Disziplin des Kommandos dünkte uns fast noch schroffer als der Gymnasialzwang. Die erste Gardepionierkompanie befehligte damals der Hauptmann Snethlage, ein durchaus humaner und lebenswürdiger Mann; unter ihm standen die beiden Leutnante Graf Bethusy und Dittmann, die sich mit den Freiwilligen in das beste Vernehmen zu setzen wußten. Trotzdem konnten wir uns anfangs in die straffe militärische Zucht gar nicht recht finden. Hauptsächlich jedoch erzürnten wir uns über die grausame Zeitverschwendung, die uns nach den angestregten Vorarbeiten zum Abiturientenexamen ganz unerträglich vorkam. Während wir im letzten Gymnasialsemester jede freie Viertelstunde benutzt hatten, um im Griechischen und Lateinischen fester zu werden, wurden jetzt ganze Stunden im gewissenlosesten Müßiggang vergeudet.

Der Gegensatz zwischen Student und Pionier trat auch in manchen anderen Stücken hervor; wir blieben in beständiger Übung, diese beiden widerstrebenden Stellungen miteinander zu vereinigen. Als Pioniere hatten wir nach den Kriegsartikeln die schärfste Bestrafung eines

jeden Vergehens zu gewärtigen, als Studenten sicherte uns die Erkennungskarte vor jedem unsanften Einschreiten der Polizei. Die studentische Ehre erlaubte es nicht, die kleinste Beleidigung anders als durch eine Herausforderung zu beantworten, der arme Pionier in Reih und Glied mußte sich manches zwar nicht harte, aber doch unfreundliche Wort seiner Vorgesetzten gefallen lassen. Es kam nur auf den Rock an, ob man sich in der allerabhängigsten oder in der allerfreisten Lage fühlen wollte.

Daher geschah es denn, daß in unserem Bewußtsein der Student immer die Hauptperson blieb und daß der Pionier nur eine untergeordnete Stellung einnahm. Aus beiden Berufsarten sind mir die angenehmsten Erinnerungen geblieben, man wird es aber ganz natürlich finden, daß ich zuerst meine Reminiszenzen aus der Studentenzeit, dann die aus dem Pionierjahr anführe.

Die Berliner Universität, die junge Schöpfung Wilhelm von Humboldts, hatte sich in der kurzen Zeit seit ihrer Gründung zu einer großen wissenschaftlichen Höhe erhoben und erfreute sich eines immer wachsenden Besuches. Mit welcher eingehenden Sorgfalt Humboldt bemüht war, die besten Kräfte für das neue Institut zu gewinnen, das zeigt am besten sein Briefwechsel mit Fr. A. Wolf, dem mancherlei Verdrießlichkeiten den Aufenthalt in Halle verleideten. Man weiß kaum, worüber man in diesen Briefen sich mehr wundern soll, ob über die unbescheidene Rücksichtslosigkeit in Wolfs Äußerungen gegen den ihm vorgeordneten Minister oder über Humboldts unbeschreibliche Langmut, dem die wahrhaft provozierenden Ausdrücke des begehrliehen Professors nicht das kleinste Zeichen von Empfindlichkeit entlocken können.

Fr. A. Wolfs Berufung nach Berlin konnte im Fache der Philologie als die bedeutendste Erwerbung für die junge Universität gelten. Zwar hatte er, ein angehender Sechziger, den Höhepunkt seines Ruhmes überschritten, den er in Halle durch eine dreiundzwanzigjährige Tätigkeit erreichte, allein immer noch nahm er unter den damals lebenden Philologen unbestritten die erste Stelle ein. Die Einleitung zum Homer wurde nicht bloß von Studenten, sondern auch von gebildeten Männern aus allen Ständen besucht. Man hatte hier das Gefühl, einem reichen Manne zuzuhören, der aus der Fülle seines Besitzes das mitteilt, was er gerade für angemessen hält, der aber außerdem noch über weit größere Schätze zu gebieten hat.

Seine Kollegien las Wolf sehr nachlässig und verführte dadurch auch die Studenten zur Unpünktlichkeit. Kaum waren die Stunden 14 Tage lang in Gang gekommen, so strahlte uns, wenn wir voll Wißbegierde um 11 Uhr an der Tür des Auditoriums anlangten, ein weißer Zettel entgegen, auf den Wolf mit seiner charaktervollen Hand die Worte hingeworfen: „Wegen meines Unwohlseins fällt die heutige Vorlesung aus.“ Was konnte man besseres tun, als die leere Stunde zu einem Spaziergang unter den Linden zu benutzen? Da sah man denn, wie Wolf ganz wohlgenut mit einem Freunde aus einer Konditorei trat, wo er gefrühstückt, und wie er dann ebenfalls in heiterem Gespräch gemächlich lustwandelte. Da dies mehr als einmal geschah und die Vorlesungen manchmal ganze Wochen ausfielen, so konnte es nicht fehlen, daß auch die Studenten saumselig wurden und die Bänke der Zuhörer sich immer mehr lichteten.

Wolfs Äußeres hatte etwas Imponierendes. Von mehr als gewöhnlicher Länge und kerzengerader Haltung, war

er in allen seinen Bewegungen großartig und entschieden. Das zurückgekämmte silberweiße Haar zeigte eine flache, vielfach gefurchte Denkerstirn, wie ich sie später bei dem großen Freiherrn vom Stein wieder angetroffen; die Nase von ungewöhnlicher Prominenz, der Mund von einem sarkastischen Lächeln umspielt, das helle Auge voll von Geist und Lebendigkeit. Nach der Sitte der damaligen Zeit trug er im Sommer helle Nankingbeinkleider in kurzen schwarzen Halbstiefeln, was die rhythmische Bewegung seines Ganges in das beste Licht stellte.

Böckh war als Wolfs bedeutendster Schüler im Jahre 1817 nach Berlin berufen worden, stand mithin erst am Anfang seiner langen akademischen Lehrtätigkeit. Die Studenten wußten noch nicht viel von ihm. Ich entsinne mich eines Gespräches mit Röstel, der als Jurist auch philologische Collegia hörte. Als wir uns am Schluß des ersten Semesters berieten, was nun zu tun sei, schlug er vor, die alte Literaturgeschichte bei Böckh zu hören, „denn das soll ein höllisch gelehrter Kerl sein“. Röstel konnte es aber nicht lassen, ihm gleich eins anzuhängen. Er wollte wissen, Böckh habe in Heidelberg einem so unmäßigen, Tag und Nacht fortgesetzten Studieren sich ergeben, daß er endlich in eine Schlafsucht verfallen, die beinahe sechs Wochen angehalten. Ohne diese Selbsthilfe der Natur würde er wahrscheinlich draufgegangen sein. Er solle seit jener Zeit etwas Schläfriges in seinem Vortrag behalten haben. Darauf wollte er heiraten, wählte aber unglücklicherweise ein Frauenzimmer, das ihn nicht ausstehen konnte. Ein anderer wäre wohl, sobald er dies bemerkt hätte, zurückgetreten, allein Böckh, der ein besonderes Vergnügen daran fand, die aller-

schwierigsten Stellen der Klassiker zu erklären, hatte seinen Kopf darauf gesetzt, auch diese Schwierigkeit mit dem Mädchen zu überwinden. Sie behandelte ihn auf das schnödeste und glaubte seine Bewerbungen für immer abzuschneiden, indem sie ihm in großer Gesellschaft eine Ohrfeige gab. Allein auch dieses heroische Mittel wollte nicht fangen, und endlich wurde der Hochzeitstag angesetzt. Am Abend vorher entfloh die unglückliche Braut zu entfernten Verwandten auf dem Lande. Umsonst, der beharrliche Bräutigam, der vor keiner Schwierigkeit zurückwich, holte sie heim und machte sie zu der Seinigen. Ob die Ehe doch noch eine glückliche geworden sei, wußte Röstel nicht zu sagen.

Wir belegten nun die alte Literaturgeschichte und hatten dies nicht zu bereuen.

Böckhs Vortrag war in der Tat schläfrig, aber die Gediegenheit des Inhalts, die unermessliche Menge von positiven Notizen, die Richtigkeit des Urteils und die Tiefe der philologischen Gelehrsamkeit hielten uns wie mit unsichtbaren Banden gefesselt.

Böckhs Äußeres hatte etwas sehr Unscheinbares; die Gestalt eher klein als groß, der Gang schwankend und unsicher, das pockennarbige, fahle Gesicht von keineswegs schönen Zügen, das Auge klein und stechend; in der vorstehenden Unterlippe lag etwas Boshafte. Während der Vorlesung stützte er manchmal den Ellenbogen auf das Katheder und zog mit dem spitzen Zeigefinger den äußeren Augenwinkel auf eine grauenhafte Weise in die Höhe. Obgleich er sehr leise sprach, so verstand man doch jedes Wort, weil er die große Kunst besaß, immer an der rechten Stelle eine gehörige Zeit innezuhalten, ohne den Fluß der Rede zu unterbrechen.

Bei Solger hörten wir ein Kollegium über Sophokles' „Oedipus rex“ und ein anderes über Politik. Eben in jener Zeit begannen die demagogischen Umtriebe sich zu regen. Manche meiner Bekannten nahmen daran teil; und vielleicht nur durch einen glücklichen Zufall wurde ich nicht mit hineingezogen. Die Studenten, welche damals unberufenerweise Politik machten, fanden wenig Behagen an Solgers ganz korrekter aber marmorkalter Darstellung der verschiedenen Staatstheorien von Aristoteles an bis auf Hobbes und Haller herab. Die Restauration der Staatswissenschaft des letzten Autors machte großes Aufsehen. Solger urtheilte, soviel ich mich entsinne, sehr geringschätzig darüber. Das Werk wurde besonders von den Adligen mit Freuden begrüßt, weil es dem festen Grundbesitz und der unbeschränkten patriarchalischen Regierung der Fürsten das Wort redete, wogegen die einer freien Verfassung sich zuneigenden Bürgerlichen nichts davon wissen wollten. Vor dem Anfang der Vorlesung entspann sich nicht selten ein heftiger Streit, der durch Solgers Eintreten ein plötzliches Ende nahm; es wollte mir aber oft vorkommen, als ob keine der beiden Parteien das mehrbändige Hallersche Werk durchgelesen habe, sondern nur nach einer oberflächlichen Kenntniss urtheile. Die Verfassungsfreunde, zu denen auch ich gehörte, machten es geltend, daß in der Wiener Bundesakte allen deutschen Staaten eine ständische Verfassung zugesichert worden sei, und wir Preußen wußten uns nicht wenig damit, daß dieser Paragraph auf Betreiben Wilhelm von Humboldts in jene Akte gekommen sei; die Absolutisten, unter denen einige Kurländer die schlimmsten waren, konnten dieses formelle Versprechen zwar nicht wegleugnen, allein sie wußten so

viel zum Nachteil der geteilten Staatsgewalt anzuführen, daß sie es ganz in der Ordnung fanden, wenn die Fürsten mit der Erfüllung jenes Versprechens sich nicht beeilten. Wenn wir unseren Gegnern die englische Verfassung als letztes Argument vorführten, so war gleich die Antwort bereit, daß solche Einrichtungen nur für ein abgeschlossenes Inselreich paßten, nicht aber für die Kontinentalstaaten, deren Grenzen, wie wir ja selbst erlebt, so oft wechselten.

Von großem, nachhaltigem Einfluß waren die Vorlesungen Schleiermachers, bei dem ich Dialektik und Ästhetik hörte. Was dieser einzige Mann durch den Zauber seiner Gegenwart, seines Vortrags, seines Geistes als Prediger, Professor und Schriftsteller gewirkt, läßt sich schwer in kurze Worte fassen.

Schleiermacher vereinigte in seinem Innern die scheinbar schroffsten Gegensätze; er besaß das weichste Gemüt und den schärfsten Verstand, die festeste Tiefe der Gedanken und den behendesten Witz. Mit der gründlichsten philologischen Bildung verband er das innigste Christentum, und dieses Christentum war von so universeller Natur, daß bald die Pietisten, bald die Rationalisten glaubten, ihn zu den Ihrigen zählen zu dürfen. Was man früher ihm zum Vorwurf machte, daß er keine eigentliche theologische Schule gebildet, das gereicht ihm jetzt, wo man eben die Feier seines hundertsten Geburtstages (21. November 1868) vorbereitet, zum höchsten Lobe; er bildete keine Schleiermacherianer, wohl aber Menschen und Christen. So gern ich seine Predigten hörte, so sah ich ihn doch noch lieber auf dem Katheder. Er war klein von Gestalt und hatte einen Höcker, weshalb ich mich oft gewundert, daß man ihn zum geist-

lichen Stande zugelassen, denn sowohl nach den katholischen als auch nach den alten protestantischen Kirchensatzungen soll der Diener des göttlichen Wortes ein vollkommener Mann ohne Makel sein. Allein jenen Mangel bemerkte man bei Schleiermacher nicht, wenn man ihn von vorn ansah; die Brust war breit und wohlgebaut, das helle Auge, wenn es nicht durch die Brille verdeckt wurde, gab einen wohltuenden Glanz, der unendlich bewegliche Mund konnte den Ausdruck des tiefsten Ernstes annehmen und ebensowohl zu dem feinsten Epigramme sich zuspitzen. Die Stimme hatte eine zum Herzen gehende Modulation; sie war mehr scharf als voll, daher sagten seine Predigten am wenigsten denen zu, die an dem laut tönenden Donner so mancher andern Berliner Kanzelredner Wohlgefallen fanden. Man prägte eine Denkmünze mit Schleiermachers Bildnis und der Beischrift: Er predigte gewaltig. Das ist das rechte Wort für seine Reden.

Es war uns bekannt, daß er seine Predigten nicht auswendig lernte, sondern frei vortrug. Ehe er seine Wohnung in der Wilhelmstraße verließ, wählte er einen Text; auf dem Wege bis zur Dreifaltigkeitskirche überdachte er die Disposition; sobald er die Kanzel bestieg, senkte sich der heilige Geist der Beredsamkeit auf ihn herab und begeisterte ihn zu den hinreißendsten Vorträgen. Die Kraft des Wortes stand mit der Tiefe der Gedanken im schönsten Einklang. Weil seine Predigten nicht gelernt waren, sondern frei aus dem Innern hervorquollen, so fanden sie auch den richtigen Weg zum Innern der Zuhörer. Wie er es mit der Vorbereitung zu seinen Vorlesungen hielt, ist mir nicht näher bekannt geworden. Sie wurden natürlich auch frei gesprochen und fesselten

vorzüglich durch die Unmittelbarkeit der Entstehung; man konnte glauben, daß die scharfsinnigen dialektischen Deduktionen ihm eben erst auf dem Katheder einfielen. Er hielt dabei einen kleinen Zettel in der Hand, in den er zuweilen, gleichsam verstohlen, hineinblickte und den er dann im weiterströmenden Flusse der Gedanken zwischen den Fingern zusammenzwirbelte. Von seinen Freunden erfuhren wir, daß er damals am Magenkrampfe litt, der ihn besonders des Morgens heimsuchte. Wenn er um sieben Uhr früh nach der Universität ging, mußte er sich unterwegs zuweilen auf die Treppe der einen Gendarmenkirche niedersetzen, um den Anfall vorübergehen zu lassen; während der Vorlesung war niemals etwas von Unwohlsein zu bemerken; der mächtige Geist hielt den unansehnlichen Körper aufrecht.

Unter Friedrich Wilhelm III. kam im Jahre 1817 die segensreiche Union der Lutheraner und Reformierten zustande. Schleiermacher gehörte, wie sich dies nicht anders erwarten ließ, zu ihren eifrigsten Beförderern, wenngleich die Einführung einer allgemeinen Agende nicht ganz nach seinem Sinne war. Über die Verhandlungen dieser Einigung erfuhr man im Publikum, daß wegen der Lehrmeinungen und Kirchengebräuche in der zusammenberufenen Kommission sehr bald eine Übereinstimmung erreicht worden sei, daß aber die Zusammenwerfung des Kirchenvermögens und der zeitlichen Güter die allergrößten Schwierigkeiten verursacht habe und gar nicht zustande gekommen sei.

Außer den Fachkollegien wurden im Anfang der Semester von der lernbegierigen Jugend einzelne Vorlesungen berühmter Professoren hospitando besucht. Man erhielt dadurch eine ungefähre Übersicht aller an der Uni-

versität wirkenden Kräfte, denn die Gespräche der mittheilsamen Kommilitonen gaben über die Persönlichkeiten der Lehrer eine zwar recht ausführliche, aber oft unzuverlässige Kunde.

Als Historiker, Orientalist und Bibliothekar genoß Professor Wilken eines ausgezeichneten Rufes. Da Wilken im Hause meiner Eltern ein willkommener Gast war, so kam ich auch öfter in das große Bibliothekgebäude.

Der Eingang in die Bibliothek führte damals in der Behrenstraße durch das von Wilken bewohnte Haus und verursachte diesem viele Unbequemlichkeiten. Das Lesezimmer lag im zweiten Stock; die angeschafften und entliehenen Bücher mußten mit Mühe eine enge Treppe hinauf und herab passieren. Der kleine, winklige Hof des Gebäudes litt an Feuchtigkeit und diente zur Aufbewahrung von allerhand Gerümpel.

Aus dem Lesezimmer gelangte man in die ausgedehnten Bücherräume, und hier fand ich den gewaltigen Hauptsaal wieder, der in meiner Jugend den Luftballon beherbergt hatte. Es stand darin ein grüner runder Tisch, von Sesseln umgeben; ich erfuhr, daß unter Friedrich II. hier die feierlichen Sitzungen der Akademie der Wissenschaften gehalten wurden. Es können dies aber nur Sommersitzungen gewesen sein, denn der ungeheure Raum war nicht zu heizen. Der Kustos machte mich auf die vielen Gipsbüsten aufmerksam, die, von meinem Großvater Nicolai hingestiftet, jetzt einen würdigen Schmuck des Saales bildeten.

Wilkens Vorlesungen wurden nicht stark besucht. Sein Vortrag hatte nichts Anziehendes; es mußte den Studenten so vorkommen, als ob alles, was er erzählte, ihm selbst im höchsten Grade gleichgültig sei. Da er sich nicht für

die Sache erwärmte, so konnte er auch seine Zuhörer nicht mit fortreißen.

Von einigen befreundeten Juristen wurden wir in Savignys Vorlesung über das römische Recht mitgenommen. Hier bewunderten wir die künstlerische Vollendung, die seinen Vorträgen einen so großen Ruhm erwarb. Doch fühlten wir bald die selbstbewußte Kälte hindurch, mit der das Gebäude angelegt und aufgerichtet war. Hiermit stimmte die äußere Erscheinung des vielgefeierten Lehrers überein. Er besaß eine hohe, schlanke Gestalt, kräftig und wohlgebaut, große, durchdringende Augen und eine schöne, weithin tönende Stimme. Die lang herabwallenden braunen Haare gaben seinem ovalen Gesicht das Ansehen eines Christuskopfes; einige Spottvögel unter den Zuhörern behaupteten, daß ihm selbst diese Ähnlichkeit nur zu wohl bekannt sei.

Da wir eben aus einer Vorlesung bei Schleiermacher gekommen waren, so lag eine Vergleichung der beiden Männer, wie eine vorschnelle Jugend sie gar zu gern anstellt, sehr nahe. Bei Savigny, dem Gründer und Haupte der historischen Juristenschule, wurde ein festes System ohne alle Abweichung und Wandelbarkeit in unübertrefflicher Anordnung dargestellt, alle Einwendungen wurden kurz beseitigt, alle einzelnen Fälle unter die allgemeine Regel mit bindender Notwendigkeit eingeordnet. Bei Schleiermacher erhielten wir kein festes System, sondern er ließ uns den Prozeß des Geistes zur Annäherung an die Wahrheit durchmachen.

Die Verschiedenheit Schleiermachers und Savignys zeigte sich auch in ihrem äußeren Gebaren als Universitätslehrer. Beide hatten damals fast die besuchtesten Collegia, an beide wurden von unbemittelten Studenten

sehr oft Bitten um Nachlaß des Honorars gerichtet. Schleiermacher war von Herzen geneigt, diesen Bitten zu willfahren, allein bei gänzlicher Freigebung würde der Ausfall an seiner Einnahme ein sehr empfindlicher geworden sein. Er kam daher auf den guten Einfall, die Honorare zu stunden, d. h. erst dann Bezahlung zu verlangen, wenn der Student durch eine auskömmliche Stelle in den Stand gesetzt werde, Zahlung zu leisten. Diese wohltätige Einrichtung, von Schleiermacher zuerst privatim in Gang gebracht, wurde bald allgemein angenommen. Seit Erfindung der Eisenbahnen bildet die nach den entferntesten Ländern geführte amtliche Korrespondenz zur Eintreibung der gestundeten Honorare einen sehr ausgedehnten Geschäftszweig der akademischen Quästur und gewährt den Dozenten eine oft verspätete, aber doch recht ansehnliche Vergütung für ihre Arbeit. Savigny beharrte mit unerschütterlicher Festigkeit darauf, nie ein Kollegium freizugeben, und wußte jede Bitte mit der peremptorischen Erklärung abzuweisen, das Honorar der Vorlesungen gehöre zum Nadelgelde seiner Frau, wodurch natürlich jedes weitere Ersuchen unmöglich wurde. Diese Mitteilung stammte von Röstel, der dann noch hinzufügte, ein naseweiser Student habe einmal gefragt, wozu die Frau Geheimrätin die vielen Nadeln brauche?

Hegel war im Jahre 1817 von Heidelberg nach Berlin berufen worden und erregte gleich bei seinem Erscheinen das größte Aufsehen. Hier war kein Philosophieren, sondern eine Philosophie, die mit bewundernswerter Dialektik und mit eiserner Konsequenz den Kreis alles Wissens umspannte und weit mehr zur ruhigen Hinnahme des Gegebenen als zum tätigen Selbstdenken aufforderte.

Hegel versammelte sehr bald einen Kreis von Schülern um sich, die unbedingt auf seine Worte schwuren und auf fanatische Weise für ihn Propaganda machten. Ich versäumte nicht, auch einmal in der Logik bei ihm zu hospitieren, wurde aber damals durch den höchst unvollkommenen Vortrag abgeschreckt. Nach der Vorlesung fragte ich den philosophischen Freund, der mich mitgenommen und der zu Hegels begeisterten Anhängern gehörte, was der Satz bedeute: „Das Wesen ist die Negation der Negation.“ Zu meiner großen Verwunderung wußte er nicht Bescheid darüber zu geben, obgleich er die Logik bis hierher im Zusammenhange gehört. Später habe ich mehrere Collegia bei Hegel mit großem Nutzen und Vergnügen besucht, auch seine Logik, nicht ohne Anstrengung, für mich durchgelesen. Da fand ich denn, daß der obige Satz im System eine richtige Stelle einnimmt.

Ich komme nun zu dem mit dem ersten Studienjahr parallel laufenden Kriegsdienst.

DIENSTJAHR BEI DEN PIONIEREN 1818-1819

Obgleich die Scharnhorstsche Heereseinrichtung mit der drei- und einjährigen Dienstzeit im Jahre 1818, wie ich oben bemerkte, noch sehr viele Gegner fand, zeigte sie doch schon ihre segensreichen Wirkungen. Die alte geworbene Soldateska aus der Zeit von 1806 war verschwunden und ein neues, frisches Geschlecht an ihre Stelle getreten. Die rüstigen Söhne der Landleute zogen

regelmäßig zu Ostern und zu Michaelis mit ihren grauen Schnappsäcken in die Stadt und fanden in den neueingerichteten Kasernen ein gutes Unterkommen. Sie hatten die Gewißheit, nach drei Jahren unweigerlich zu ihren ländlichen Beschäftigungen zurückgeschickt zu werden. Dieser Gedanke hielt sie von manchen Exzessen ab, die den früheren vertierten Söldlingen nur zu oft von der Verzweiflung eingegeben wurden. Die Militärstrafen verringerten sich, die Desertion hörte ganz auf. Für die Söhne der mittleren und höheren Stände war die einjährige Dienstzeit eine vortreffliche Schule der äußeren Ausbildung. Seitdem die Regierung unbedachtsamerweise die Turnplätze aufgehoben, wurden die körperlichen Übungen einigermaßen durch das Exerzieren ersetzt.

Die erste Gardepionierkompanie, bei der ich eintrat, bestand aus drei Abteilungen, den Sappeuren, Mineuren und Pontonnieren. An diesen französischen Benennungen nahm Lette, als ein gewaltiger Deutschtümler, großen Anstoß. Er machte halb im Scherz, halb im Ernst den Vorschlag, statt dessen Minengräber, Schanzengräber und Brückenschläger zu sagen, wurde aber damit ausgelacht, da ja mehr als hundert andere französische Ausdrücke in unserem Soldatenwesen vorkommen, die man nicht so leicht übersetzen kann.

Die ersten sechs Wochen gingen mit dem Einexerzieren in der grauen Kommißjacke hin; sie waren wohl etwas mühsam, hatten aber den Reiz der Neuheit. Mußte ich sehr früh nach der Kaserne am Schlesischen Tor, so brachte mir die alte Luise schon um fünf Uhr den Kaffee und hörte nicht auf, darüber zu jammern, daß der junge Herr unter die Soldaten gegangen sei.

Paul besaß gar keinen kriegerischen Geist, aber er erwarb sich das große Verdienst, alle militärischen Unbequemlichkeiten von der humoristischen Seite zu nehmen; er verscheuchte dadurch die leichten Wolken des Unmutes, die zuweilen aufsteigen wollten.

An die grausame Zeitverschwendung mußte man sich gewöhnen. Wenn wir, auf Balken und Brettern im Kasernenhof umhersitzend, das Erscheinen des Feldwebels erwarteten, so bewies uns Paul, daß von Zeitverschwendung gar nicht die Rede sein könne. Dem Fahneneid zufolge sollten wir dem König ein Jahr lang zu Wasser und zu Lande dienen; aus Gnaden erlaube man uns, nebenbei Collegia zu hören; dies sei also eine Zeitersparnis, für die wir alle Tage dem Hauptmann und dem Feldwebel danken sollten.

Auf die vorläufigen Übungen in der grauen Jacke folgte das Exerzieren in der Uniform mit Tschako, Gewehr, Fäschinenmesser und Patronentasche, zuletzt mit Tornister und Mantel. Die damalige Bekleidung der Soldaten war weder bequem, noch schön, noch zweckmäßig. Der Tschako, eine polnische oder russische Erfindung, oben breiter als unten, balancierte auf der Mitte des Kopfes und wurde durch den Sturmriemen fest an den Hirnschädel gedrückt; der schmale schwarze Schirm von steifem Glanzleder, weit entfernt, die Augen zu schützen, lag fest auf der Stirn und verursachte bei heißem Sonnenschein ein unerträgliches Jucken. Auf den Tschako wurde ein dünner Haarbusch von zwölf Zoll Höhe aufgesteckt, der selbst bei mäßigem Winde das Marschieren ungemein erschwerte. Unser kurzes Gewehr wog nicht so viel als die Infanterieflinte, die man damals wegen der Form des Kolbens mit dem Namen „Kuhfuß“ belegte; dafür

trugen wir zu allem Gepäck noch die Schanzspaten. An den Beinkleidern waren die kurzen Sprungriemen beim Gehen äußerst hinderlich. Der Mantel, zu einem langen Zylinder aufgerollt, hatte in der Mitte niemals weniger als vier bis sechs Zoll Durchmesser, wurde über die linke Schulter gehängt und mit dem linken Tornisterriemen festgeschnallt. An den dadurch hervorgebrachten Druck auf die linke Seite der Brust gewöhnte man sich nur schwer, und die verschobene Gestalt des Oberkörpers konnte niemand schön finden. Wurde die unförmliche Wurst des Mantels über die vorderen Tornisterriemen gehängt, so entbehrte sie der nötigen Hältnis, verschob sich bei jeder Bewegung und hinderte die so sehr angestrebte „Egalität“.

Es waren, wie wir von den Unteroffizieren hörten, mehrfache Versuche zur Vereinfachung der Armatur und besonders zu einer besseren Unterbringung des Mantels gemacht worden. Wie es tunlich gewesen sei, daß im vorigen Jahrhundert die gemeinen Soldaten ganz ohne Mäntel gelebt, schien uns unerklärlich, bis wir erfuhren, daß sie alle Nächte unter einem warmen Zelt schliefen und manchmal schon im Oktober in die Winterquartiere rückten. Im Siebenjährigen Krieg, versicherte man uns, habe das Heer Friedrichs II. nur eine Nacht biwakiert, und zwar vor der Schlacht bei Leuthen, die der König auf einer Trommel sitzend zugebracht.

Da das Zusammenrollen des Mantels zu einer Wurst niemals die gehörige Gleichförmigkeit hervorbrachte, so verfiel ein anschlägiger Kopf darauf, mehrere dicke Weidenruten mit hineinzuwickeln, die zwar Volumen und Gewicht vermehrten, aber die gewünschte Steifigkeit gaben. Dies wurde allgemein eingeführt, und für die

„Adjüstierung“ lautete der Befehl „Mäntel mit Weidenruten!“ oder „Mäntel ohne Weidenruten!“.

Aber die monströse Wurst war immer noch vorhanden; man schlug vor, den Mantel zusammengelegt einzuschnallen, aber wohin? Auf dem Tornister schien der geeignetste Platz, doch hier thronte bereits die Feldflasche; wurde diese an einem besonderen Riemen getragen, hinderte sie am Gehen. Der Mantel sollte also unter den Tornister geschnallt werden, wo er weniger ins Auge fiel. Man erzählte, daß Friedrich Wilhelm III. an diesen Versuchen vielen Anteil nahm und sich beinah für Anschnallung unter dem Tornister entschieden hätte, allein der alte General Yorck, den er um seine Meinung fragte, erwiderte unumwunden: „Recht schön, Majestät! Aber meine Leute können bei der alten Art laden, das geht bei der neuen nicht!“ Man hatte übersehen, daß die neue Art den Zugang zur Patronentasche verhindert hätte.

Wenn ich meine aus den Feldzügen heimgekehrten Freunde fragte, wie es denn möglich gewesen sei, in dieser unzweckmäßigsten aller Kleidungen zu marschieren und zu fechten, erhielt ich zur Antwort, der Gamaschendienst sei damals noch nicht so arg gewesen wie jetzt im Frieden, wo die Offiziere nichts zu tun hätten; auch wisse man, daß das übermäßige Streben nach „Egalität und Propertät“ von dem König Friedrich Wilhelm III. selbst ausgehe. Im Feld sei das ganz anders; da werde wohl bei den Paraden etwas auf das Äußere gesehen, aber auf dem Marsche und im Gefecht mache jeder es sich bequem. Beim Ausrücken aus dem Nachtquartier werde anfangs Schritt gehalten, aber sobald man den Ort verlassen, marschiere ein jeder, wie und wo er wolle, das Gewehr wandere von der linken auf die rechte Schulter, das Hals-

tuch werde gelüftet, die Pfeife angesteckt; jeder suche seine Bekannten und verkürze den Weg durch Unterhaltung; dann daure es nicht lange, bis einer den „Prinzen Eugen“ aus voller Kehle anstimme, und bald falle ein großer Chor als Begleitung ein. Spaßhaft genug sei es, daß manchmal auch versucht werde, nach diesem Lied Tritt zu halten, was aber ganz unmöglich sei, da es im Fünfvierteltakt gehe. Das daure nun so fort bis zum nächsten Dorf, wo ein Hornsignal alles in Reih und Glied zurückrufe.

Es konnte nicht fehlen, daß wir der Unzweckmäßigkeit unserer Kleidung gegen die hohen Offiziere, die das Haus meines Vaters besuchten, gelegentlich erwähnten, allein gewöhnlich erfolgte ein Achselzucken oder auch die tröstliche Bemerkung, im russischen Heer sei es noch ärger; in Petersburg stehe der Kaiser Alexander I. mit der Sekundenuhr in der Hand auf dem Paradeplatz, um den Vorbeimarsch der Gardebataillone zu regeln.

Sehr viel Zeit und Mühe erforderten die Aufstellungen in größeren Massen. Wenn sonntags um elf Uhr eine Parade der Berliner Garnison im Lustgarten vor dem König angesetzt war, mußten wir um sieben Uhr in der Kaserne am Schlesischen Tor antreten. Dann ging ein Stündchen darüber hin, bis der Feldwebel uns verlesen und aufgestellt. Die Unteroffiziere untersuchten nun auf das genaueste die „Adjüstierung“, ob von den blanken Uniformknöpfen gerade die drei obersten aus den beiden schwarzen Brustriemen hervorblickten, ob die Halsbinde ordonnanzmäßig geschnallt und der Haarbusch in der richtigen Neigung nach vorn aufgesteckt sei. Mittlerweile hatte der Hauptmann Snethlage sein Frühstück beendet und erschien im Kasernenhof vor der Front.

Neue Musterung. Um neun Uhr Abmarsch nach dem Lustgarten, wo wir gegen zehn Uhr ankamen. Einreihung in die übrigen Truppenteile, die mit uns paradieren sollten. Mangels einer eigenen Bande folgten die Pioniere gewöhnlich den Neufchateller Jägern. Endlich um elf Uhr erschien der kritische Moment, wo wir mit klingendem Spiel, im richtigen Alignement, drei Mann hoch, bei dem König vorbeimarschierten. War das Alignement nicht ganz gerade nach dem Lineal gezogen, so erfolgten Äußerungen der Allerhöchsten Unzufriedenheit; indessen war es männiglich bekannt, daß die Pioniere mit besonderer Nachsicht behandelt wurden, weil sie wegen ihrer anderweitigen Arbeiten nicht viel Zeit auf das Exerzieren verwenden konnten. Einmal jedoch bemerkte das scharfe Auge des Königs, daß die Schnecken auf unseren Feldflaschen sehr ungleiche Durchmesser hätten und mithin gegen das Gesetz der „Egalität“ verstießen. Wir wurden deshalb am folgenden Morgen nach der Kaserne bestellt und brachten einen ganzen Vormittag damit hin, durch Einschieben von kleinen Riemenstückchen die „Egalität“ der Durchmesser herzustellen. Die Feldflaschen wurden nämlich damals auf dem Tornister festgeschnallt, und das überschüssige Ende des Riemens mußte, nach innen zusammengerollt, eine zierliche Spirale oder Schnecke bilden.

Unwillkürlich sind mir diese Einzelheiten ins Gedächtnis zurückgekommen, weil ich mich erinnere, wie oft wir mit solchen Detailsachen die kostbare Zeit verloren.

Einige Male wurde die Pionierkompanie zur Kirchenparade beordert, um nach der Aufstellung im Lustgarten ohne Gewehr und ohne Gepäck in der Garnisonkirche eine Predigt mitanzuhören. Hierbei wurde gegen die ein-

jährigen Freiwilligen eine große Nachsicht geübt. Es war nicht schwer, einen Urlaub von dieser Parade zu erhalten, und wenn dies nicht anging, marschierte man mit bis an die Kirchtür; das Gros der Kompanie rückte hinein, und viele Freiwilligen verloren sich in ein nahes Frühstückslokal, wo die Zeit der Predigt sehr rasch bei einem Glase Wein und vergnügten Gesprächen verfloß.

Auch mit dem Wachtdienst wurden wir nicht sehr geplagt. Aus den Äußerungen des Großvaters, Eichmann ließ sich abnehmen, daß er es für sehr arg halte, die Kinder anständiger Leute ganz und gar auf das Niveau des gemeinen Musketiers herabzudrücken; kopfschüttelnd fragte er, welchen Nutzen es für das Vaterland haben könne, wenn gebildete Menschen 24 Stunden auf der Pritsche lägen und eine Legion Flöhe mit nach Hause brächten? Allein ihm wurden, wie schon früher bei ähnlichen Einwendungen, die Freiheitskriege entgegengehalten, wo noch viel feinere Leute als wir nicht nur auf der Pritsche, sondern unzählige Male auf der bloßen Erde unter freiem Himmel gelegen.

Das Exerzieren in der Kompanie bildete den geringsten Teil unseres Dienstes; weit mehr Zeit wurde auf das Schanzen in der Hasenheide verwendet, wozu wir immer in grauen Jacken beordert wurden.

Dechen, als angehender Bergmann, hatte es durchgesetzt, bei den Mineuren eingereiht zu werden. Er nahm tätigen Anteil an den Übungsarbeiten in der Hasenheide, wo wir einige Versuche mit dem Sprengen von Minen anstellten.

Da man früher die Bemerkung gemacht, daß beim Sprengen immer zuviel Pulver verbraucht werde und daß die Kraft des Stoßes der angewandten Menge des

Pulvers nicht entspreche, so verfiel man darauf, das Pulver mit Sägespänen zu mischen, welche die Entfernung der einzelnen Pulverkörner voneinander vergrößern und ihrer Zündkraft einen weiteren Spielraum gewähren. Es wurden zwei Minen nebeneinander angelegt. Die Kammer der einen enthielt reines Pulver, die der anderen dasselbe Volumen gemischten Pulvers. Über jeder Kammer war ein Sandhügel von vier bis fünf Fuß Höhe aufgeschichtet. Unsere Mineure hatten den Hügel über der vollen Kammer, von der sie sich doch mehr versprachen als von der gemischten, mit einem geflickten Strohmännchen in französischer Uniform geschmückt und freuten sich darauf, wie hoch er in die Luft fliegen werde; allein die Wirkung entsprach ihren Erwartungen nicht. Wir standen einzeln in einem großen Halbkreis in gehöriger Entfernung umher, der Hauptmann mit mehreren Artillerieoffizieren unter einer Kieferngruppe, die sich von dem hellen Abendhimmel kräftig abhob. Nachdem Kettlitz gemeldet, daß alles in Ordnung sei, wurde auf ein gegebenes Zeichen zuerst die volle Kammer, dann die gemischte angezündet. Bei der ersten erhob sich der Strohmännchen ungefähr zehn Fuß hoch in die Luft, bei der zweiten wurde der Sandberg viel höher emporgeschleudert, und wir alle fühlten einen Ruck im Boden. Der Schall war beide Male ganz unbedeutend, kaum dem einer fern abgeschossenen Kanone vergleichbar.

Die Schießübungen mit dem kurzen Gewehr waren von der allerunvollkommensten Art. Wir erhielten die gewöhnlichen Kommißpatronen, aus denen die Kugel ganz locker in den Lauf hinabrollte. Dies mochte genügen, um in der Schlacht auf das Geratewohl in den dichtesten Haufen der Feinde zu feuern, aber wir sollten

mit diesen Rollkugeln nach der Scheibe schießen. Das Treffen war ein bloßer Zufall. Dechen ärgerte sich so sehr über dieses plan- und zwecklose Knallen, daß er eines Tages sich Talgpflaster mitbrachte, die Kugel fest aufsetzte und nun die besten Schüsse tat. Allein der Neid der übrigen ließ dies nicht lange verborgen bleiben. „Wer hat Ihnen erlaubt“, fragte der Hauptmann im strengen Ton, „ein Pflaster aufzusetzen?“ – „Niemand“, war die Antwort, „aber es schien mir unmöglich, ohne Pflaster einen sicheren Schuß zu haben.“ – „Gleichviel! Das Pflasteraufsetzen ist nur für die Scharfschützen; Ihre Schüsse können nicht mitzählen.“

Es wurden in diesem Jahre, wie gewöhnlich, zwei Manöver abgehalten, im Frühjahr und im Herbst. Das erste mußte ich wegen Unwohlseins versäumen. Dies war mir anfangs sehr schmerzlich, aber bald tröstete ich mich, als ich von den zurückkehrenden Kameraden erfuhr, es sei nichts gewesen als ein unaufhörliches, anstrengendes Marschieren durch den tiefsten Sand. Wir hörten ferner, daß die Anordnung dieses Manövers von dem Prinzen Wilhelm (jetzigen König Wilhelm I.) herrührte, dem man mehr strategisches Talent als seinen Brüdern zutraute. Aber bei diesem ersten Versuch brachte er die wenige Übung der Soldaten im Zurücklegen von anstrengenden Märschen und die heftige Hitze nicht genug in Anschlag. Auch war für die Beköstigung der ermüdeten Truppen nicht gehörig gesorgt. Es wurde bekannt, daß bei dem unausgesetzten Marschieren mehrere Soldaten tot hingefallen seien, daß viele in die Lazarette kamen und daß dies Manöver im ganzen neun Menschenleben gekostet. So gern man sonst alle unangenehmen Dinge dem König Friedrich Wilhelm III. zu verbergen suchte,

Das Leipziger Tor – Aquarell von F. A. Calau

so mußten doch diese Vorfälle zu seiner Kenntnis gebracht werden. Er geriet in den größten Zorn, insofern dies bei seiner phlegmatischen Natur möglich war, und sagte in Gegenwart mehrerer Offiziere zu seinem Sohne: „Sehr unzufrieden! – Dummejungenstreiche nicht mit Menschenleben machen!“

Das Herbstmanöver war nicht so anstrengend und hatte einen besseren Verlauf. Es wurde durch die Gegenwart des Kaisers Alexander I. von Rußland verherrlicht.

Nach Beendigung des Manövers folgte noch eine große militärische Feierlichkeit zu Ehren des Kaisers. Die ganze Garnison von Berlin, zu beiden Seiten der Linden in Galauniform aufgestellt, präsentierte das Gewehr vor den langsam an der Front hinreitenden Monarchen. Ein Vorbeimarsch fand nicht statt, weil dieser zuviel Zeit gekostet hätte. Wie immer mußten wir früh um sieben Uhr in der Kaserne antreten, und der Kaiser kam bei uns etwa um ein Uhr vorbei. Als wir nachher noch einige Augenblicke beieinander standen, sagten einige Freiwillige mit einer Art von freudiger Überraschung: „Der Kaiser ist ja Freimaurer!“ Wir Uneingeweihten konnten schwer begreifen, welches geheime Zeichen er gemacht haben könne, um seine Bruderschaft den wenigen Adepten einer ganzen Pionierkompanie kundzutun. Ein Kamerad behauptete zuversichtlich, das Zeichen habe in einem Streichen der linken Hand über die linke Augenbraue bestanden, was von vielen auch aus der Ferne gesehen werden konnte. Eine Entscheidung hierüber steht mir nicht zu, da ich niemals Neigung empfand, in den Orden einzutreten.

Am 1. April 1818 waren wir als Pioniere eingetreten, und in gewissenhafter Erfüllung des Wehrgesetzes

wurden wir am 31. März 1819 mit einer freundlichen Ansprache des Obersten von Krohn entlassen.

Als im folgenden Jahr der Feldwebel den Freiwilligen Parthey zu den Landwehrübungen einberief, da hieß es, er sei in Heidelberg; im nächsten Jahr erhielt der Feldwebel die Antwort, er sei in Rom, und im dritten Jahr, er sei in Kairo! Seitdem ist nie wieder angefragt worden.

LITERATUR UND KUNST · 1819

Da ich nach dem Ende des Dienstjahres mehr freie Zeit zum Lesen erhielt, setzte ich mich förmlich in der Bibliothek des Großvaters fest und benutzte das Sommerhalbjahr 1819 bis zum Abgang nach Heidelberg, um in der deutschen Literatur mehr als bisher heimisch zu werden. Ich fand eine vollständige Reihe der besten, mit Geschmack und Sachkenntnis gesammelten Werke, von Reineke Fuchs und dem Heldenbuch anfangend und bis zu Nicolais Tode (1811) fortgesetzt. Die Periode der Allgemeinen Deutschen Bibliothek 1765–1805 war, wie sich denken läßt, am reichsten vertreten. In jenen unschuldigen Zeiten gab es noch gar keine deutschen Literaturgeschichten und Enzyklopädien, deren jetzt mehr als zuviel ans Licht treten. Man war auf sein eigenes Urteil angewiesen und konnte sich um so unbefangener dem Eindruck der gelesenen Werke hingeben.

Goethe und Schiller wurden nun, nicht wie bisher sprungweise, sondern nach der Reihe durchgelesen. Mit

Herder und Wieland wollte dies weniger glücken, obgleich ich mehrere Male ansetzte.

Wielands Werke lächelten mich in einer herrlichen Ausgabe auf milchweißem Velinpapier an; vielleicht war sie ein Geschenk des Autors an seinen vieljährigen Freund Nicolai. Es ist nicht zu leugnen, daß man einen Schriftsteller lieber auf feinem Papier mit scharfen Lettern als auf grobem Papier mit stumpfen Lettern gedruckt liest. Ebenso gewiß ist es, daß das gut und deutlich Gedruckte sich dem Gedächtnis besser einprägt als die schlechte und kleine Schrift. Goethe erwähnt dieser Prachtausgabe von Wieland ausdrücklich in dem „Brüderlichen Andenken an Wieland“ als eines besonders erfreulichen Ereignisses; „er erreichte die Auszeichnung eines vollständigen Abdruckes seiner sorgfältig durchgesehenen Werke, ja einer Prachtausgabe derselben“. Goethe selbst konnte seinen sparsamen Verleger Cotta niemals zu einem so bedeutenden Kostenaufwand bewegen. Der phantastische „Oberon“ gewährte in dem schmucken Velinkleide ein gar großes Vergnügen, doch schon bei den übrigen poetischen Erzählungen reichte das glänzende Äußere nicht aus, die inneren Mängel zu verdecken.

Sehr bald griff ich zu Bürgers Balladen, in denen ein männlicher, kräftiger Sinn mit einem schwungvollen Rhythmus vereinigt ist. Da gewährte es eine große Freude, den Text zu so vielen längst bekannten Chodowieckischen Kupfern aufzufinden. „Das Lied vom braven Mann“, die „Lenore“, der „Junker Plump von Pommerland“ u. a. wurden nun erst recht lebendig.

Aber weit nachhaltiger und durchgreifender war der Eindruck, den Jean Pauls Schriften auf mich machten. Der Genuß daran begleitete mich durch das ganze Leben;

noch jetzt ist ihre Lesung mehr als jede andere imstande, mir den Zauberhauch der Jugend wieder hervorzurufen. An den überschwenglich sentimental Stellen fand ich keinen besonderen Geschmack, die Erregung der Tränen-drüsen, über die er selbst so oft spottet, trat bei mir nicht ein; aber der unerschöpfliche Humor, das edle Gemüt, getragen von einem tief moralischen Sinn, ergriffen mich mit unwiderstehlicher Gewalt. Die barocke Schreibweise stieß mich nicht ab; denn sie strotzte in jeder Zeile von Witzen und Anspielungen. Auch will ich nicht leugnen, daß die immense Belesenheit in allen Fächern des menschlichen Wissens mir ungemein imponierte. Gleich anfangs suchte ich meinen Freund Paul für diese neue Lektüre zu gewinnen, aber der fremde Humor wollte bei ihm, der so viel eigenen besaß, nicht recht verfangen.

Als Paul bemerkte, daß ich mich in Jean Pauls abrupte Darstellungsweise verliebte und vertiefte, ja sogar seinen Stil in meinen Aufsätzen und Briefen nachzuahmen suchte, riet er mir, als Gegengift Lessings Schriften zur Hand zu nehmen. Ich sah wohl ein, daß er recht habe, befolgte aber seinen Rat nicht eher, als bis die Leidenschaft für Jean Paul befriedigt und mithin überwunden war. Lessings unnachahmliche, seelenvolle Prosa verfehlte nicht, den größten Eindruck zu machen. Merkwürdig genug waren damals seine Dramen fast ganz von der Berliner Bühne verschwunden, auf welcher Kotzebues geistreiche Charakterlosigkeit sich breitmachte. Lessings Meisterwerke, „Emilia Galotti“, „Minna von Barnhelm“ und den tendenziösen „Nathan“, lernten wir zuerst durch Lesung kennen.

Aus Lessings Briefwechsel mit Ramler und Nicolai ersah ich, wie nahe mein Großvater mit jenen beiden

Männern befreundet gewesen war, und dies veranlaßte mich, nun auch seine Schriften zur Hand zu nehmen. Die „Freuden des jungen Werther“ machten durch ihre prosaische Nüchternheit einen niederschlagenden Eindruck. Sie zeigten aber auch, daß Goethes geniale Arbeit nicht bloß auf die Jugend der Zeit einen tiefen Eindruck gemacht. Nicolai war 16 Jahre älter als Goethe und hielt es, als Oberaufseher der Literatur, für seine Pflicht, die jungen Leute vor dem schädlichen Einfluß des „Werther“ zu warnen.

Nicolais „Sebaldus Nothanker“ wurde von seinem Freunde Lessing ein „ruppiger Roman“ genannt, fand jedoch wegen der aufgeklärten Religionsansichten großen Beifall; für mich konnten jedoch selbst die anziehenden Chodowieckischen Kupfer die gänzlich uninteressante Erzählung nicht schmackhaft machen.

Der „Sebaldus“ erlebte viele Auflagen, er wurde in das Holländische, Dänische, Schwedische, Französische und Englische übersetzt. Bei der dritten Auflage waren die Chodowieckischen Kupferplatten ganz und gar ausgedruckt, die vierte Auflage erschien 1799 mit Kupfern von Meil, die sehr weit hinter Chodowiecki zurückbleiben.

Während dieser ersten glücklichen Studienzeit wurde mir durch meinen lieben Zeichenlehrer Dähling ein weiterer Blick in das Gebiet der Kunst eröffnet. Der König Friedrich Wilhelm III. hatte in Paris die Giustinianische Bildergalerie angekauft. Sie wurde, weil es im Königlichen Schlosse gänzlich an Raum fehlte, in einigen Sälen der Universität aufgestellt und den Studenten der Zutritt gegen Vorzeigung der Erkennungskarten gestattet. Dähling ging einige Male mit mir hin und machte den

belehrenden Cicerone. Er war in den Jahren 1811 und 1812 in Paris gewesen, wo das Napoleonische Raubsystem eine solche Fülle von Kunstschatzen aufgehäuft, wie sie vorher noch niemals beisammen gewesen. Hier fanden sich beinahe alle die vortrefflichsten Staffeleigemälde Raffaels vereinigt, der Borghesische Fechter und andere Antiken waren von dem Schwager des Kaisers, dem römischen Fürsten Borghese, käuflich erworben worden. Dähling hielt es daher für überflüssig, nach Italien zu gehen, wo den meisten Galerien ihre hauptsächlichsten Zierden fehlten.

Die Giustinianische Galerie besaß eine bedeutende Anzahl von Werken zweiten Ranges, deren einige mit großen Namen prangten. Dähling machte mich darauf aufmerksam, daß man, um die Echtheit dieser Namen zu beurteilen, die übrigen Bilder der Meister kennenlernen und genau betrachten müsse, daß man sich ihre Eigentümlichkeiten in Zeichnung und Komposition einprägen, daß man endlich ihre Behandlung der Farben, ihre Art der Malerei studieren müsse. Dies leuchtete mir vollkommen ein und zeigte mir die unendlichen Schwierigkeiten, die ein echter Kunstkenner zu überwinden habe. Vorläufig beschloß ich, die kleine Giustinianische Galerie recht genau kennenzulernen; ich schaffte mir den Katalog an und verbrachte dort manche freie Stunde mit ebensoviel Nutzen wie Vergnügen. Noch jetzt ergreift mich das wonnige Gefühl der Studentenzeit, wenn ich eins der altbekannten Bilder in den Sälen des Berliner Museums, sei es auch unter anderem Namen, wiederfinde.

Dähling wußte auch, daß im Königlichen Schlosse sich eine Bildergalerie befinde, allein, wenn mir recht ist, so hatte er sie nie gesehen. Der Zutritt wurde nur gegen ein

gutes Trinkgeld an den Kastellan und auf kurze Zeit gestattet. Zu einem längeren Aufenthalt und zum Kopieren gehörte die Erlaubnis des Hofmarschallamtes. Daher war diese Sammlung, die später manchen wertvollen Beitrag zum Museum lieferte, im Berliner Publikum fast ganz unbekannt.

Für das Studium der antiken Skulptur gab es in Berlin gar keine Gelegenheit. Die mancherlei Statuen und Büsten, welche jetzt im Museum zusammengestellt sind, steckten in den königlichen Schlössern, in Charlottenburg, in Sanssouci, in Potsdam etc., ohne daß jemand sie zu sehen bekam. Es war ein hochherziger Entschluß des Königs Friedrich Wilhelm III., als er bei der Gründung des Museums im Jahre 1828 die dazu eingesetzte Kommission, an deren Spitze der greise Hirt stand, durch eine besondere Kabinettsordre ermächtigte, aus allen königlichen Schlössern alle diejenigen Skulpturen und Bilder zu entnehmen, die für die neue Galerie geeignet schienen.

Doch machte man endlich mit der Beschaffung von einigen Gipsabgüssen einen guten Anfang. Lord Elgins Erwerbungen in Athen lenkten die Aufmerksamkeit der Archäologen wiederum auf Phidias, den man bisher nur dem Namen nach gekannt und von dem nun unzweifelhaft beglaubigte Arbeiten zum Vorschein kamen. Von den berühmten Statuen des Parthenons gelangten Abgüsse nach Berlin, die man bis auf weiteres im Monbijou aufstellte. Auch hierher führte mich Dähling. Er suchte mir die Großheit der Formen, die meisterhafte Gewandung, die stilvolle Ausführung deutlich zu machen. Da ich bisher außer der Juno Ludovisi bei Kohlrausch nichts dergleichen gesehen, nahm ich Dählings Aussprüche vor-

läufig auf Treu und Glauben an, mit dem stillschweigenden Vorbehalt, sie durch die Anschauung anderer Werke zu verifizieren.

Hierzu fand sich bald, wenn auch nur im kleinen, eine Gelegenheit. Kohlrausch hatte sich aus Paris ein Exemplar von Millins „Galerie mythologique“ mitgebracht. Dieses Werk enthält eine kurze Erzählung der griechischen Mythen bis einschließlich des Trojanischen Krieges und einen erklärenden Text für mehr als 750 Darstellungen von antiken Statuen, Basreliefs, Büsten, Vasen, Gemmen und Münzen, die auf 191 Kupfertafeln in kleinen, äußerst sauberen Umrissen gestochen sind. Kohlrausch riet meinem Vater, den Text des brauchbaren Buches übersetzen zu lassen und die Kupfer von dem Pariser Verleger zu beziehen. Dies geschah, nachdem Herr Soyer einen sehr mäßigen Preis für die Abzüge der Platten gestellt. Die Übersetzung wurde mir zuteil. Nicht leicht habe ich eine literarische Arbeit mit so viel Lust und Liebe unternommen wie diese erste. Ich hoffte, noch in Berlin damit fertig zu werden, hatte aber die vielen Abhaltungen, besonders während der einjährigen Dienstzeit als Pionier, nicht in Anschlag gebracht. Das angefangene Manuskript ging mit nach Heidelberg, wurde dort vollendet und im Jahre 1820 gedruckt. Die leichte Übersicht des ganzen Gebietes der Archäologie, welche ich durch diese Arbeit gewann, ist mir später in den Museen von Paris und von Italien oft zustatten gekommen.

Der Sommer des Jahres 1819 verging im fleißigen Kollegienbesuch, im Durchforschen der großväterlichen Bi-

bliothek und unter vielfachen musikalischen Genüssen im akustischen Saal des großen Gartens. Ich wohnte in der Brüderstraße, wo Luischen alle Morgen für den Kaffee sorgte und der alte Friedrich die Stiefel niemals blank genug putzen konnte; denn er klagte mir oft seine Not, daß eine so vorzügliche Glanzwichse, wie er sie früher für den seligen Herrn Nicolai angewendet, gar nicht mehr zu haben sei. Klein besuchte die Blumenstraße sehr häufig und erfreute uns durch den Reichtum seiner Kompositionen und durch seinen unvergleichlichen Vortrag. Oft gingen wir zusammen in tiefer Dunkelheit zur Stadt. Die Blumenstraße, in welcher das holprige Pflaster und die spärliche Öllampenbeleuchtung nur bis an den Grünen Weg, nicht bis an unser Haus reichten, war so abgelegen und einsam, daß man nach Sonnenuntergang kaum einen Menschen zwischen den dunklen Zäunen traf. Der sterrenklare Himmel glänzte über den stillen Gartenbäumen, und der Geruch der Bouchéschen Hyazinthenbeete wallte durch die kaum bewegte Luft. Man konnte sich viele Meilen von Berlin entfernt wähnen. Je weiter wir aber fortschritten, desto mehr verlor sich die ländliche Einsamkeit; die Stralauer Straße und der Mühlendamm wogten fast ebenso wie jetzt vom lebendigsten Verkehr.

Wir führten recht oft vertrauliche Gespräche, in denen Kleins richtige Beurteilung der Menschen meist in scharfer, oft auch in lebenswürdiger Weise hervortrat. Ich hatte damals aller Sentimentalität den Krieg erklärt und äußerte mich manchmal vielleicht zu derb, um nicht von einer inneren Rührung überrascht zu werden. Da hielt mir Klein einen Spiegel vor, indem er sagte: „Du bist ein ganz braver Kerl, aber mir scheint, du schämst dich deiner Gefühle.“

War jedoch die Hitze arg, so fand ich auch draußen im Gartenhaus ein Bett und konnte am nächsten Morgen im Fliederwäldchen mit einem Lieblingsbuch so lange verweilen, bis Lillis Klavierspiel mich in den Saal zurückrief; oder ich wartete, bis ihre klangvolle Stimme ein lautes „Gustav!“ von der Terrasse herab ertönen ließ; ich antwortete aus meinem Versteck; ihre leichte Gestalt schwebte den Berg herab, und wir machten zusammen einen Gang durch die Morgenfrische.

Das Studium des Italienischen hatte ich eifrig fortgesetzt und sogar eine italienische Gesellschaft gestiftet, die sich alle 14 Tage bei mir versammelte. Wir lasen anfangs den „Tasso“, stiegen aber bald zum Dante hinauf, und dieser einzige Dichter ist seitdem unter den Italienern mein Lieblingsschriftsteller geblieben.

Seit einigen verunglückten Stunden bei Lilli war das Englische ganz liegengeblieben; ich beschloß nun, Ernst zu machen, um den Shakespeare in der Ursprache zu lesen. Für den besten englischen Lehrer galt Master Seymour, ein langer, hagerer Mann von wenig Worten und echt englischer Steifigkeit. Sein Unterricht bewegte sich in den gemessensten Formen, seine Aussprache war gut, und da die Grammatik fast gar keine Schwierigkeiten bot, erklärten wir ihm bald unser Verlangen, zur Lesung der Schriftsteller und namentlich des Shakespeare fortzuschreiten. Er zeigte sich hierüber etwas verwundert und meinte, es gebe im Englischen doch ganz andere Leute, die den veralteten Shakespeare weit überragten. Auch in der deutschen Literatur kenne er Autoren, die er über Shakespeare setze. Auf unsere ungeduldige Frage, wer das sein könne, nannte er zu unserer unbeschreiblichen Überraschung – Kotzebue! Gegen eine solche Be-

hauptung verstummte natürlich jeder Widerspruch, aber Seymour war von einer so großen, echt englischen Hartnäckigkeit, daß er nicht eher nachließ, als bis wir eins der kleinen Stücke von seinem Liebling Kotzebue zur Übung ins Englische übersetzten. Inzwischen machte ich mich auf eigene Hand an den Shakespeare, von dem der Großvater mehrere der besten Ausgaben angeschafft, und sah zu meiner Freude, daß mit etwas Ausdauer recht gut durchzukommen sei.

Da ich eben Kotzebues erwähnte, will ich hier anführen, daß die Nachricht von seiner Ermordung am 23. März in Berlin erst am 1. April 1819 anlangte, als wir eben beschäftigt waren, eins seiner kleinen Stücke ins Englische zu übersetzen. Die Verwunderung war nicht viel kleiner als die Entrüstung, und in den von mir besuchten Studentenkreisen fand sich nicht ein einziger Kommilitone, der die Tat gebilligt hätte. Welch eine heillose Begriffsverwirrung mußte in den Köpfen der Jenenser Burschschafter herrschen, daß sie sich einbilden konnten, durch eine solche Bluttat, an dem alleroberflächlichsten Skribenten vollbracht, auch nur das Allermindeste zum Wohle oder zur Einigung Deutschlands beizutragen! Kotzebue lebte in Mannheim als Privatmann von dem Ertrag seiner überaus fruchtbaren Feder. Man erzählte von ihm, daß er alle Morgen gleich nach dem Aufstehen sich an den Schreibtisch setze und nicht eher zum Frühstück sich erhebe, als bis er Manuskript für einen Druckbogen fertiggemacht. Den übrigen Teil des Tages verbringe er mit Visiten, Klatschereien und Spazierengehen. Ferner wollte man von ihm wissen, daß er von der russischen Regierung ein Jahrgehalt beziehe, um Berichte über alle sozialen und politischen Vorgänge in Deutsch-

land einzusenden. In der von ihm herausgegebenen „Literarischen Wochenschrift“ verfolgte er besonders zwei Absichten: 1. Goethe als Dichter und Menschen herabzusetzen, 2. sich über das Treiben der Turner und Burschenschafter lustig zu machen. Diese Angriffe waren nicht ohne Witz und Geist, aber von einer so gemeinen Gesinnung durchdrungen, daß sie auf die Masse der Gebildeten fast gar keinen Eindruck machten.

Der Entschluß, ein an sich so unbedeutendes Individuum, einen Vater von acht Kindern, durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen und sich selbst nach vollbrachter Tat den Dolch in die Brust zu stoßen, konnte bei Sand nur als das Resultat einer krankhaften Häufung von unklaren Vorstellungen betrachtet werden.

„Nun wird eine Verfassung für Preußen unmöglich!“ soll der Fürst von Hardenberg bei der Nachricht von Kotzebues Ermordung ausgerufen haben. Der im Herzen freisinnige Staatskanzler hatte bis dahin die Hoffnung gehegt, daß, wenn noch einige Zeit die Völker in Deutschland sich ruhig verhielten, er am Ende wohl den langsamen König Friedrich Wilhelm III. dahin bringen werde, in Preußen eine Verfassung zu oktroyeren. Nun bemächtigte sich aber die starre Aristokratie am preussischen Hof der Sandschen Tat, um alle solche Bestrebungen in den Hintergrund zu drängen und den Charakter der ganzen Nation in den schwärzesten Farben zu malen. Schon vorher hatte der sittlich sehr anrühige Hausminister Fürst von Wittgenstein gegen die Verleihung einer Verfassung gewirkt, indem er mit tiefer Menschenkenntnis auf die arge Schüchternheit des Königs spekulierte. Er kannte die Unfähigkeit und die daraus entspringende Abneigung des Königs, lange oder

kurze Reden zu halten. Sooft nun im Staatsrat unter des Königs Vorsitz die Verfassungsfrage zur Sprache kam, widersetzte sich Wittgenstein anscheinend gar nicht, verweilte aber mit so bitterer Zähigkeit bei den Modalitäten, unter denen die Thronrede vom König zu halten sei, daß dieser in sichtbarer Angst vor dem Ausspinnen eines ihm so unbequemen Themas zur schleunigen Aufhebung der Sitzung bewogen wurde.

Nachdem die preußische Regierung sich von dem Vorhandensein einer hochverräterischen Studentenverbindung überzeugt, begannen im Juli 1819 die Arbeiten der eigens eingesetzten Untersuchungskommission, welche unter dem Vorsitz des Geheimrats von Kamptz eine traurige Berühmtheit erlangte. In dem darüber publizierten Erlaß wurde zuerst der Ausdruck „demagogische Umtriebe“ gebraucht, dessen Erfindung man dem Herrn von Kamptz persönlich zuschrieb. Dieser dem hellenischen Altertum entlehnte Ausdruck paßt jedoch auf die modernen Staatseinrichtungen ebensowenig wie das im Jahre 1848 aufgekommene „Demokrat“ und „Demokratie“. Aber jene strengen Inquirenten blieben nicht bei den Studenten stehen; alle freisinnigen Männer des Staates wurden den bornierten Gewalthabern verdächtig. Professor de Wette wurde seines Amtes entsetzt wegen eines Trostbriefes, den er an Sands Mutter geschrieben; Gneisenau und Schleiermacher, die Zierden Berlins und des deutschen Vaterlandes, denen nie eine hochverräterische Absicht in den Sinn gekommen, waren nahe daran, ihre Stellen zu verlieren; der wackere Arndt in Bonn mußte seine Vorlesungen einstellen; Jahn wurde verhaftet.

Ein ganz besonderer Haß des Publikums wendete sich gegen den Herzog Karl von Mecklenburg, den Bruder der

verstorbenen Königin Luise, damals preußischer General und Kommandeur des Gardekorps.

Er war Mitglied des Staatsrates, und man behauptete, daß er hier im Verein mit dem Fürsten von Wittgenstein als entschiedenster Gegner einer freien Verfassung und als gehässigster Feind der demagogischen Studenten aufgetreten sei.

Fürst Radziwill hatte, wie schon erwähnt, einen großen Teil von Goethes „Faust“ komponiert und brachte einzelne Szenen daraus in seinem Palast zur theatralischen Aufführung. Als Zuhörer waren die königlichen Herrschaften und eine kleine Anzahl von des Fürsten näheren Freunden, zu denen auch mein Vater gehörte, geladen. Die Chöre hinter der Szene wurden durch eine Auswahl der besten Mitglieder der Zelterschen Singakademie ausgeführt. Herzog Karl hatte sich die Rolle des Mephistopheles gewählt; er leistete durch seine Maske und sein Spiel so Teuflisches, daß einige zartbesaitete Damen von der Hautevolee sich aus dem Saal entfernen mußten.

Alle diese verschiedenen Züge faßte der Volkshaß in folgendes Epigramm zusammen, das von Mund zu Mund ging und dem Herzog anonym zugesandt wurde:

Als Fürst, als Mensch, als Feldherr schofel,
erträglich nur als Mephistophel.

Von der Schönheit Heidelbergs hatte Klein, der einige Zeit dort gelebt, oft so poetische Beschreibungen gemacht, daß ich meinem Vater anlag, mich dort ein Jahr studieren zu lassen. Er gewährte es gern, und im September 1819 reiste ich mit Paul, der meinen Wunsch teilte, dahin ab. Wir nahmen unseren Weg über Weimar, wo wir Goethe zu sehen hofften.

Am 24. September 1819, mittags um 12 Uhr, verließ ich Berlin in Begleitung meines Freundes Paul. Wir wollten in Heidelberg unsere philologischen Studien fortsetzen, womöglich den Doktorhut erwerben und dann sehen, was die Götter weiter bescheren würden. Vor der Abreise hatte ich meinem Vater den lebhaften Wunsch geäußert, unterwegs in Weimar bei Goethe einen Besuch zu machen; aber es widerstand mir, dem hohen Herrn so ohne weiteres als junger Student ins Haus zu fallen. Ich mochte die Zahl derer nicht vermehren, die ihm als ungebetene Bewunderer so viele Beschwerde machten; denn gerade damals stand die Goethomanie in höchster Blüte.

Es fand sich ein erwünschter Ausweg. Mein Vater führte die Buchhandlung seines Schwiegervaters Friedrich Nicolai fort und wollte gerade damals Möders „Patriotische Phantasien“ neu drucken lassen. Goethe hatte sich über dieselben in der wärmsten und aner kennendsten Weise geäußert.

Ich erhielt also einen Brief an Goethe, worin mein Vater im Namen der Nicolaischen Buchhandlung um die Erlaubnis bat, jene Stelle in der Einleitung zur neuen Auflage abzudrucken und worin ich am Schlusse als der

Überbringer des Briefes dem Wohlwollen Seiner Exzellenz empfohlen wurde.

Das war eine Einführung in bester Form, und sehr vergnügt legte ich das teure Schreiben in mein kleines Felleisen.

Eine Reise von Berlin nach Heidelberg war, wie sich denken läßt, vor 43 Jahren etwas umständlicher als jetzt; auch brauchten wir, den sehr geringen Aufenthalt eingerechnet, volle neun Tage dazu. Schnellposten gab es noch nicht, und die Chausseen waren größtenteils erst im Bau begriffen. Vom Zollverein war noch keine Rede, daher Visitation an den zahlreichen Grenzen, die man bis Heidelberg zu überschreiten hat.

Bis Potsdam fuhren wir vier Stunden mit der sogenannten Journalière, die diesen Weg alle Tage einmal zurücklegte. Von da an mußte auf jeder Station ein neuer Postwagen gemietet werden; die Fahrt mit einem Lohnkutscher wäre bedeutend teurer und noch viel langsamer gewesen.

In Lützen an der sächsischen Grenze war die erste Visitation. Mit Schrecken dachte ich daran, daß der versiegelte Brief an Goethe unten auf dem Boden des Felleisens liege und daß bei strenger Strafe verboten sei, versiegelte Briefe bei sich zu führen. Paul war so voll von dem Besuch bei Goethe, daß ihm bei jedem dritten Wort ein Zitat aus Goethes Werken entschlüpfte. Er konnte nicht gleich die Schnallen seines Felleisens lösen und murmelte für sich: „Geduld muß bei dem Werke sein!“

Der sächsische Visitor war sehr milde gestimmt:

„Wohin gedenken die Herren zu reisen?“

„Nach Heidelberg, um dort zu studieren.“

Der Opernplatz – Aquarell von F. A. Calau

„Also beede Studiosi! Na, da werden Se wohl keene Kunterbande bei sich führen?“

„Wie Sie sehen, nur unsere Kleider und Wäsche; die Bücher werden uns nachgeschickt.“

Damit war die Sache abgetan, und sehr vergnügt setzten wir unsere Reise fort.

„Welche Unvorsichtigkeit“, rief ich aus, als wir wieder zusammen im Wagen saßen, „wußte ich doch schon in Berlin, daß man keine versiegelten Briefe mitnehmen darf.“

„Nur nicht so laut“, sagte Paul, „der Postillion könnte ja den Auftrag haben, uns auszuhorchen und in Leipzig an die Steuerbehörde zu verraten, ,Und so umschlingt ein heimlich Labyrinth verschmitzten Wirkens doppelt unser Los!““

Paul hatte nebst anderen vortrefflichen Eigenschaften auch die glückliche Gabe, irgendeinen paradoxen Satz oder eine komische Situation mit Humor bis ins unendliche auszuspinnen, und so gaben uns denn Betrachtungen über den spionierenden Postillion und über unsere Verlegenheit, wenn der versiegelte Brief wirklich aufgefunden worden wäre, auf der ganzen Station unerschöpflichen Lachstoff.

„Ich würde doch“, sagte Paul, „auch wenn der Brief entdeckt worden wäre, einen Versuch gemacht haben, ihn zu retten, und zwar durch den Visitator selbst: ,So klammert sich der Schiffer endlich noch am Felsen fest, an dem er scheitern sollte!‘ Herr Visitator, würde ich gesagt haben, Ihr humanes Wesen berechtigt mich zu dem Schluß, daß die Humaniora Ihnen nicht fremd sind. Ohne Zweifel kennen Sie unsern großen deutschen Dichter, den berühmten Goethe? Ihr wohlwollendes Lächeln läßt

mich vermuten, daß Sie sogar seine Werke besitzen. Sie werden vielleicht gehört haben, daß dieser exzellente Autor selber eine Exzellenz ist: ‚Er ward gar bald Minister und hatt’ einen großen Stern.‘ Ihr richtiges Gefühl wird Ihnen sagen, daß es gegen den Anstand ist, einer Exzellenz einen unversiegelten Brief zu überreichen. Mit- hin wird Ihre tiefe Einsicht Ihnen das Einsehen gestat- ten, daß der Brief in Berlin versiegelt werden mußte, und Ihre hochherzige Erwägung aller Verhältnisse wird, mit Ihrer Nachsicht Hand in Hand gehend, uns erlauben, ungehindert weiterzureisen.“

„Du schüttelst“, sagte ich, „Goethe-Zitate von dir, wie die Irrlichter im Märchen die Goldstücke!“

„Jawohl“, entgegnete er, „nur sind leider manchmal gefälschte Stücke darunter, aber ‚Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren‘. Man hätte die Sache auch so machen können“, fuhr Paul fort. „Ich erinnere mich deutlich, daß ich es war, der bei der Abreise den Brief in dein Felleisen schob; da hättest du also mit gutem Gewissen schwören können, daß du ihn nicht hinein- gelegt. ‚Besser geschworen, als verloren; so riet mir der- einst ein Weiser im Beichtstuhl.““

„Wenn man uns nun den kostbaren Brief abgenom- men hätte“, bemerkte ich, „was dann in Weimar tun? Wir hätten den Besuch bei Goethe aufgeben müssen.“

„Oh, beileibe nicht!“ rief Paul ganz entrüstet. „Wo so ein Köpfchen keinen Ausweg sieht, stellt es sich gleich das Ende vor.‘ Da gäbe es genug Aushilfen, z. B. fol- gende: Du läßt dich bei Goethe melden, als der Über- bringer eines Briefes aus Berlin. Du wirst vorgelassen, du machst deine Reverenz und sprichst: ‚Ich bin allhier erst kurze Zeit und komme voll Ergebenheit‘ usw. Du

greifst in die Tasche, um den Brief hervorzuholen, und bemerkst mit gutgespieltem Schrecken, daß du den Brief zu Hause gelassen hast. Inzwischen teilst du den Inhalt im allgemeinen mit und versprichst, den Brief gleich nachzuschicken. Aus dem Wirtshaus schreibst du ihm dann ganz wahrheitsgetreu, der Brief sei verlorengegangen, und wir fahren getrost nach Heidelberg.“

„Diese Aushilfe will mir nicht eben gefallen, dabei würde ich eine gar zu erbärmliche Figur spielen.“

„Gut, so präsentiere dich lieber als fahrenden Scholasten aus Berlin, erwähne des Briefes gar nicht und zieh nach einigen Huldigungsbezeugungen wieder ab.“

„Aber da könnte es ja vorkommen“, erwiderte ich, „daß Goethe von dem Brief schon Kunde erhalten hätte; nimm an, meine Schwester hätte gleich nach unserer Abreise an ihre Freundin, die schöne Laura Hufeland in Weimar, der wir ja auch unsere Aufwartung machen müssen, gemeldet, daß ich mit einem Empfehlungsschreiben unterwegs sei. Laura erzählt dies der jungen Frau von Goethe, diese teilt es ihrem Schwiegervater mit, und der empfängt mich gleich mit den Worten: ‚Sie sind der Überbringer eines Briefes aus Berlin?‘ Wie würdest du dir da heraushelfen?“

Paul entgegnete ohne Zögern: „Ein solcher Auftrag schreckt mich nicht.“ Exzellenz, würde ich sagen, ein Überbringer ist derjenige, welcher die reine Absicht hat, etwas zu überbringen, sonst wäre er ein Überbrachthabender; indem ich mir jener reinen Absicht bewußt bin, wage ich es, mich im subjektiven Sinne einen Überbringer zu nennen, aber das Objekt, der Brief, befindet sich leider in den Krallen des sächsischen Grenzzollamts in Lützen.“

Mit solchen und ähnlichen Possen, über welche Paul bemerkte: „Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet, es gibt zuletzt doch noch 'nen Wein“, vertrieben wir uns die Zeit bis Leipzig.

Wenn zwei junge, strebsame Leute eine enge Freundschaft schließen, so ist dazu nur eine Übereinstimmung in bezug auf den Grundton der Seelen nötig. In allen übrigen Dingen können ihre Ansichten weit auseinandergehen. So war es mit Paul und mir. In den sechs Jahren, die wir bisher in unzertrennlicher geistiger Gemeinschaft gelebt, verging selten ein Tag, an dem wir nicht irgendeine Kontroverse im Scherz und Ernst durchgefochten hätten, und so bewährte sich an uns der bekannte paradoxe Satz, daß man, um zu streiten, wesentlich derselben Meinung sein müsse.

Kaum in Leipzig angekommen, war es meine erste Sorge, das teure Empfehlungsschreiben aus dem Felleisen zu nehmen und in die Briefftasche zu legen. Aber nun war diese Vorsicht unnötig, denn wir wurden bis Weimar nicht mehr visitiert. In kleinen Tagereisen rückten wir weiter fort, blieben die nächste Nacht in Naumburg und fuhren am 27. September über Jena, wo wir Mittag machten, nach Weimar. Der Anblick der Stadt ist von dieser Seite her ein recht malerischer; zwar haben die Berge hier, wie überhaupt in Thüringen, keine bedeutenden Formen, aber die Stadt schaut freundlich aus dem reichen Grün hervor, das überall zwischen den Baulichkeiten sich herausdrängt.

„Ob er wohl“, fragte ich, „in einem von den Häusern weilen mag, die hier vor uns liegen?“

„Das glaube ich kaum“, entgegnete Paul, „denn unser Freund Carové, der ihn ja besucht hat, beschrieb es mir

als ein ganz gewöhnliches Wohnhaus, ohne Weitsicht, an einer sanft ansteigenden Straße gelegen und auf der Rückseite mit einem schönen Garten versehen. „Wo Leben sich zum Leben freundlich regt.“

„Carové sprach mir“, erwiderte ich, „von diesem Besuch nur in allgemeinen Ausdrücken der Bewunderung, hat er dir Näheres darüber mitgeteilt?“

„In einer vertraulichen Stunde“, sagte Paul, „hat er mir gestanden, daß die Sache mit einer kleinen Beschämung für ihn abgelaufen sei. Er ist, wie du weißt, Philosoph, ja was noch mehr sagen will, Hegelianer; er spricht gut und fließend, aber mit etwas Anstrengung. Bei Goethe vorgelassen, hatte er alle Schleusen seiner Beredsamkeit geöffnet, um ihm einen ganz kurzen Inbegriff der neuen Hegelschen Lehre mitzuteilen. Der alte Herr hört ihm lange – lange mit großen Augen zu, ohne ein Wort zu sprechen; endlich steht er auf, zieht die Glocke, und sagt dem eintretenden Bedienten: „Bringen Sie dem Herrn eine Tasse Bouillon!“

„O herrlich!“ rief ich. „Konnte er wohl etwas Besseres sagen?“

„Ein Besuch der berühmten Frau Dutitre bei Goethe“, fuhr Paul fort, „erregte vor einiger Zeit in Berlin große Heiterkeit, besonders, wenn sie ihn selbst in ihrer naiven Weise erzählte:

„Ick hatte mir vorgenommen“, sagte sie, „den großen Goethe doch och mal zu besuchen, und wie ick mal durch Weimar fuhr, ging ich nach seinen Garten und gab dem Gärtner einen harten Taler, daß er mir in eine Laube verstecken und einen Wink geben sollte, wenn Goethe käme. Und wie er nun die Allee ’runter kam und der Gärtner mir gewunken hatte, da trat ich ’raus und sagte: „An-

gebeteter Mann!“ Da stand er stille, legte die Hände auf den Rücken, sah mir groß an und fragte: „Kennen Sie mir?“ Ich sagte: „Großer Mann, wer sollte Ihnen nicht kennen!“ und fing an zu deklamieren: „Fest gemauert in der Erden steht die Form aus Gips gebrannt.“ Darauf machte er mir einen Bückling, drehte sich um und ging weiter. So hatte ick denn meinen Willen gehabt und den großen Goethe gesehen.“

„Dabei fällt mir“, erwiderte ich, „unser Freund Eduard ein, der Goethen einmal eine Ehre erwiesen hat, die ihm gewiß noch nie widerfahren ist. Eduard, der junge, flinke, geistreiche Bursch, den du ja kennst, ein überschwenglicher Goethomane, stand nach dem Kriege als Landwehroffizier in Erfurt und erfuhr, als er gerade eine Torwache hatte, daß Goethe durch Erfurt passieren werde. Er ließ, sobald der Wagen am Tore angelangt war, die Wache ins Gewehr treten, präsentieren und den verwunderten Dichterfürsten unter Trommelschall und Pfeifenklang seinen Einzug in Erfurt halten.“

Unter solchen Gesprächen fuhren wir nachmittags in Weimar ein und fanden ein freundliches Eckzimmer im „Erbprinzen“. Über dem Auspacken und Umkleiden ging einige Zeit hin, deshalb wurde beschlossen, da es ja ohnehin nicht schicklich sei, bei einem vornehmen Herrn einen Besuch nach Tisch zu machen, die Sache bis auf den folgenden Morgen zu verschieben. Es war dabei noch ein psychologischer Grund mit im Spiel. Wenn wir dicht vor einem langersehten Glück oder einer wichtigen Entscheidung stehen, so zögern wir, die Hand auszustrecken, um das Glück zu ergreifen oder die Entscheidung herbeizuführen. So dämmerten wir in süßer Behaglichkeit durch die Straßen und neckten uns gegenseitig, indem

bald der eine oder der andere irgendeinen beliebigen stattlichen vorbeigehenden Herrn für Goethe gehalten wissen wollte.

Aber eine sehr lebhafte Diskussion erhob sich, als Paul die Absicht aussprach, seine Gegenwart von der morgigen Visite auszuschließen. Er meinte, ich könne allein hingehen und er werde sich begnügen, wenn das Glück gut sei, Goethe am Fenster oder vielleicht im Schloßpark zu sehen. Davon wollte aber meine Freundschaft durchaus nichts wissen, und ich drang in ihn, mich zu begleiten.

„Nein“, sagte er, „das geht durchaus nicht; wenn ich in dem Briefe mitgenannt wäre, wenn es etwa darin hieße: Die Überbringer sind mein Sohn und dessen Freund, so könnten wir beide, jeder den Brief an einem Ende anfassend, wie ein Paar Dioskuren oder Doppelgänger zu ihm ins Zimmer treten, so aber ist es unmöglich! Doch ‚Am Glück des Freundes werd‘ ich mich erfreuen.“

„Warum unmöglich? Ich werde dich gleich beim Eintritt mit den Worten vorstellen: Dies ist mein Freund Paul, der Ihre Werke viel gründlicher studiert hat als ich, mithin als Goethomane vor mir den Vorrang verdient.“

Wir stritten mit allen möglichen und unmöglichen Gründen hin und her, und jeder blieb bei seiner Meinung. Paul versicherte, er werde ganz gewiß nicht mitgehen, und fügte das Zitat hinzu: „Freund, das wahre Glück ist die Genügsamkeit.“

Ich behauptete, ich würde ganz gewiß ohne ihn nicht hingehen und nannte ihn einen Goethe-Hafis.

So spazierten wir weiter und kamen an das Theater, das sich eben zu füllen begann. Sogleich wurde

beschlossen, hineinzugehen, teils um das vielbelobte, durch Goethe geschaffene Zusammenspiel der Weimarschen Truppe kennenzulernen, teils und hauptsächlich in dem sicheren Vorgefühl, daß Goethe vielleicht, nein gewiß, nein unfehlbar darin sein werde.

Hier brauchten wir uns nicht, „wie in Hungersnot um Brot an Bäckertüren, um ein Billett fast die Hälse zu brechen“, sagte Paul beim Hineingehen, als wir ohne Mühe Plätze erhielten.

Das Innere des Hauses von mäßiger Größe war sehr schmucklos, aber behaglich und geschmackvoll eingerichtet.

„Hier also“, sagte ich, „sind die meisten von Goethes und Schillers unsterblichen Dramen zum erstenmal über die Bretter gegangen; von hier aus haben sie ihren leuchtenden Weg über alle deutschen Bühnen begonnen.“

„Hier hat Iffland“, fuhr Paul fort, „schon am Ende des vorigen Jahrhunderts seine großen dramatischen Triumphe gefeiert, durch welche Böttiger zu seinen dickleibigen Lobhudeleien begeistert wurde.“

„Und diese Lobhudeleien“, fiel ich ihm ins Wort, „haben in Tieck einen solchen Zorn erregt, daß er den guten Böttiger als komische Person im ‚Gestiefelten Kater‘ anbrachte.“

Das Haus war mäßig besetzt, das Parterre wie gewöhnlich von Jenenser Studenten bevölkert. Auf dem Zettel waren ein Schäferspiel und eine Operette angekündigt.

Gleich beim Eintritt war uns, links im ersten Rang, ein würdiger alter Herr in die Augen gefallen, der mit freundlichem Ernst und mit einer gewissen Herablassung sich im Hause umschaute.

„Das könnte er wohl sein“, raunte mir Paul zu. „Die markige Gestalt, aus altem Heldenstamme.“

„Das muß er sein“, erwiderte ich, „sieh nur, welche befehlenden Blicke er aussendet. Erinnerst du dich dessen, was wir noch neulich in Berlin gehört? Als einst ein mittelmäßiges Stück gegeben wurde und die Studenten im Parterre lachten, da bog er den Jupiterkopf über die Brüstung der Loge und rief mit Donnerstärke: Man lache nicht!“

„Da saßen alle die Lacher stumm“, ergänzte Paul.

„Es heißt ‚Lober‘“, verbesserte ich, „aber sie verstummten wirklich, und das Stück ward zu Ende gespielt.“

„Nun“, sagte Paul, „so hätte ich ihn wenigstens in der Ferne gesehen: ‚Doch alle Näh‘ und alle Ferne befriedigt nicht die tiefbewegte Brust“, und morgen brauche ich um so weniger mitzugehen.“

„Und du wirst doch mitgehen“, eiferte ich dagegen. „Aber erst wollen wir zu erfahren suchen, ob er es wirklich ist.“

Eben begann die Musik. Es folgte ein allerliebstes einaktiges Schäferspiel, in dem wir die natürliche Anmut der jungen, reizenden Schäferin, die Glut des Liebhabers, die Verstellung der Nebenbuhlerin, vor allem die Wahrheit des Ausdrucks und das meisterhafte Zusammenspiel bewunderten. Dies hielt uns nicht ab, recht oft nach links in die Höhe zu blicken, und immer mehr befestigten wir uns in dem Glauben, daß der alte Herr niemand anderes sein könne als Goethe. Er folgte dem Gang des Stückes mit Aufmerksamkeit und gab an den bedeutendsten Stellen seine Zufriedenheit durch ein gnädiges Kopfnicken zu erkennen.

Im Zwischenakt ließ sich leicht ein Gespräch mit den Jenensern anknüpfen. Die Jugend ist so mittheilsam, und besonders die Studenten betrachten sich gleich von vornherein als Brüder. Bald fragte ich meinen Nachbar, ob er den alten Herrn in der Loge links kenne?

„Nein.“

Ich hätte ihn für Goethe gehalten.

„O nein; Goethe sieht doch etwas anders aus und ist überdies jetzt noch in Karlsbad.“

Diese Nachricht wirkte so niederschmetternd, daß ich verstummte und erst nach einer Weile zu Paul ganz kleinlaut sagte: „O Karlsbad, du Donnerwort!“

Von der Operette hörten wir natürlich kaum eine Note, und als wir nach dem Schlusse des Theaters in die laue Septembernacht hinaustraten, erschien uns Weimar als eine ganz ordinäre und gar nicht mehr interessante kleine Residenz.

„Ich kann mich noch gar nicht darein finden“, hob ich seufzend an, „daß unser schönstes Glück so zunichte gehen soll!“

„Ich auch nicht“, sagte Paul. „Ein Zauber bleit mich nieder!“

„Aber da kommt mir“, fuhr er fort, „ein luminöser Gedanke! Ist es denn wirklich wahr, daß Goethe sich noch in Karlsbad aufhält? Könnte nicht dieser arglistige Jenenser, der sich so zutraulich an uns machte, von dem spionierenden Postillion über Leipzig die geheime Nachricht erhalten haben, daß zwei Berliner Studiosen mit einem Empfehlungsschreiben an Goethe nach Weimar unterwegs sind, und könnte er nicht die falsche Nachricht ausgesprengt haben, um uns hinter das Licht zu führen?“

„Mehr luminös als wahrscheinlich“, erwiderte ich, „aber erkundigen wollen wir uns doch.“

Im „Erbprinzen“ angelangt, erhielten wir die Gewißheit, daß der große Dichter noch nicht von seiner Bade-reise zurückgekehrt sei.

„So bleibt uns denn“, sagte ich zu Paul, als wir in der Wirtsstube beim Abendessen saßen, „morgen noch der Besuch bei Fräulein Laura.“

„Wenn Schönheit, Güte und Liebenswürdigkeit“, entgegnete Paul, „für den verfehlten Besuch bei Goethe entschädigen könnten, so würden wir nichts zu vermissen haben.“

„Ei, mit dieser Galanterie willst du gewiß deine Berliner Unart gutmachen.“

„Ich wüßte nicht welche?!“

„Erinnere dich nur“, sagte ich. „Wir hatten Kotzebues ‚Deutsche Kleinstädter‘ aufgeführt, worin du den Vize-Kirchenvorsteher machtest und Fräulein Laura deine Nichte. Als nach längerer Zeit eine Wiederholung der Aufführung im Werke war und gefragt wurde, ob jeder seine Rolle noch wisse, sagtest du mit beispielloser Unbefangenheit: Ich habe von meiner Rolle nichts behalten als ‚Die Jungfer Nichte ist eine Närrin!‘“

Paul erwiderte ganz ruhig: „Lebst im Volke, sei gewohnt, keiner je des andern schont.“

„Sie hatte mir, in Betracht meiner sehr unvollkommenen Orchestik, einen Tanz abgeschlagen.“

„Das Vergnügen, sie tanzen zu sehen“, sagte ich, „war ebenso groß als das, mit ihr zu tanzen! Und damit du dir nicht einbildest, die Zitate aus Goethe allein gepachtet zu haben, so füge ich hinzu: ‚So sah ich sie im frohen Tanze walten, die lieblichste der lieblichen Gestalten.‘“

Am nächsten Morgen lachte die Herbstsonne so warm und freundlich in unsere niedrigen Fenster, daß uns Weimar wiederum ganz angenehm und gemütlich vorkam. Im seligen Vollgefühl der Jugend wandelten wir durch die Straßen und suchten um elf Uhr Fräulein Laura auf, die bei ihrer Tante, Frau von Voigt, zum Besuch wohnte. Der Empfang war ein recht herzlicher. Alle Berliner Bekannten wurden durchgesprochen und unser verfehlter Besuch bei Goethe hinlänglich beklagt.

„Wenn ich nur wenigstens wüßte“, sagte ich, „welchem alten Herrn wir die Ehre angetan, ihn für Goethe zu halten. Er saß links im ersten Rang und hatte in der Tat etwas recht Würdevolles und Imponierendes.“

Unsere freundliche Wirtin ließ sich die Erscheinung nach allen Einzelheiten beschreiben und meinte dann, das könne wohl niemand anderes gewesen sein als der Graf Marschall, der als großer Theaterfreund bekannt und immer in derselben Loge zu finden sei. Übrigens schien ihr der Aufenthalt nicht recht zu behagen, und sie nannte einmal im Laufe des Gespräches Weimar „ein Nest“.

„Um Himmels willen“, rief ich aus, „wie können Sie die Stadt, in der Goethe lebt, ein Nest nennen? Das ist die Hauptstadt von Deutschland, der Mittelpunkt der Intelligenz!“

„Du sprachst ein großes Wort gelassen aus“, sagte Paul von der anderen Seite.

„Und doch würden Sie“, entgegnete Laura mit Anmut, „vielleicht so wie ich urteilen, wenn Sie länger hier verweilten.“

Wir schieden mit gegenseitigen Wünschen auf ein baldiges Wiedersehen in Heidelberg oder Berlin. Vor der

Abreise gingen wir bei Goethes Haus vorbei und schauten an den geschlossenen Fenstern in die Höhe, und Paul verschoß sein letztes Zitat:

„Die Stätte, die ein großer Mann betrat,
ist eingeweiht für alle Zeiten.“

HEIDELBERG 1819 · 1820 · MÜNCHEN 1820

BADEN 1820

So fuhren wir denn weiter bis Eisenach, wo wir uns am anderen Morgen beim Besteigen der Wartburg ohne Führer im Walde verirrten.

Das stattliche Frankfurt mit der gewaltigen Mainbrücke und den alten Rundtürmen stellte sich als wahre Freie Reichs- und Kaiserstadt dar. Hier machten wir einen lieben Besuch bei dem Professor Karl Ritter, dem jüngeren Bruder des Disponenten der Nicolaischen Buchhandlung, von dem ich Grüße und Briefe brachte. Karl Ritter war eben mit dem ersten Band seiner Allgemeinen Erdkunde hervorgetreten, den ich in meinem Koffer als Nebenlektüre nach Heidelberg mitnahm. Er hatte eine Professur am Frankfurter Gymnasium erhalten und wohnte mit seiner jungen Frau in einem Eckhause am Main, von wo man einer schönen, seelenerheiternden Aussicht stromauf- und stromabwärts genoß. Die Stunden verflossen im anregenden Gespräch, denn Ritter verstand es wie wenige, die anziehendsten Sachen über Länder und Völker aus dem immensen Schatz seiner Gelehrsamkeit mitzuteilen, ohne trotz seines Lehrtones lang-

weilig zu werden. Die heitere, behagliche Stimmung seiner Häuslichkeit ist mir immer gegenwärtig geblieben. Bald darauf wurde Ritter nach Berlin berufen und wirkte hier als Professor an der Universität und an der Kriegsschule länger als ein Menschenalter für die von ihm gegründete Wissenschaft. Sein großes geographisches Werk ging durch den alljährlich zuströmenden neuen Stoff zuletzt etwas in die Breite. Die Zahl seiner Schüler belief sich auf viele Hunderte. Bis an das Ende seines Lebens (1859) habe ich mich seiner unveränderten Freundschaft zu erfreuen gehabt.

Von Frankfurt nach Heidelberg konnte man damals nur mit großer Mühe an einem Tage gelangen; wir beschlossen also, die Nacht in Darmstadt zu bleiben, um die Bergstraße in der Nachmittagsbeleuchtung zu sehen. Dies wurde auch ausgeführt, aber am folgenden Tage versäumten wir durch ein Mißverstehen des pfälzischen Dialektes des Kellners die Abfahrt der Journalière. Um nicht einen ganzen Tag und noch eine Nacht in Darmstadt zu bleiben – denn die Journalière ging nur morgens früh –, wurde ein Hauderer gemietet, der seine Pferde eine gute Stunde abfütterte, ehe er anspannte; unterwegs fehlte es nicht an mancherlei Aufenthalt, so sahen wir zwar die Bergstraße im besten Licht, erreichten aber Heidelberg erst lange nach Sonnenuntergang am 2. Oktober.

Am folgenden Morgen gingen wir im seligen Gefühl der akademischen Freiheit Arm in Arm durch die Straßen, schauten von der Neckarbrücke nach Osten in die geheimnisvollen Berge des Odenwaldes, nach Westen in die weite Rheinebene und auf die fernen Vogesen, stiegen endlich auf das Schloß und schwelgten in den Aussichten

vom Stückgarten, vom Altane, vom Garteneck. Das war eine Natur, schöner und malerischer, als ich sie kaum geträumt; hier ein Jahr zu wohnen, die dunklen Täler zu durchwandern, den Reiz der Landschaft auszukosten – diese Erwartung gewährte das Gefühl des reinsten Glückes.

Eine Wohnung fanden wir beim Schaffner Hepp im Kalten Tal, mit einer Aussicht ganz nach Wunsch; das vordere Zimmer sah auf den grünen Heiligenberg, das hintere blickte zum Schloß hinauf. An dem Mittagstisch, der auch im Hause gegeben wurde, trafen wir einige Bekannte aus Berlin, und so gestaltete sich alles zum behaglichsten Aufenthalt.

Die Universität Heidelberg gebot in jener Zeit über einen Kreis sehr bedeutender Lehrkräfte, die wir nach und nach im lebendigen Verkehr mit unseren Studien-genossen kennenlernten.

In der theologischen Fakultät ragte Paulus als Orientalist und als das Haupt der Rationalisten, als Kämpfer für Freiheit des Geistes und der Lehre hervor. Neben ihm stand Daub, der durch Gedankentiefe und anregenden Vortrag die Zuhörer fesselte. Er suchte den Inhalt der Theologie durch die Philosophie zu vergeistigen. Man machte ihm zwar den Vorwurf, daß er in seinen philosophischen Anschauungen mit Kant begonnen habe, dann zu Schelling fortgeschritten sei und jetzt mit Hegel gehe, mußte jedoch trotzdem die Selbständigkeit seiner Forschungen anerkennen.

Die juristische Fakultät erkannte ohne Widerrede Thibaut als ihre Koryphäe an. Sein Kollegium über die Pandekten genoß einer durch ganz Deutschland verbreiteten Berühmtheit und füllte das größte Auditorium mit Hörern aus allen Gegenden.

Als Arzt und Geburtshelfer stand Nägele bei der ganzen Stadt im besten Rufe. Durch feinen Witz und geistreiches Wesen belebte er jeden geselligen Kreis, doch mußte man sich darüber hinwegsetzen, daß er im Gespräch manchmal allzutief in die Details seiner Wissenschaft einging. Chelius begann soeben seine glänzende Laufbahn als Anatom und Chirurg, auf der er später zu einer der ersten Größen heranwuchs und jetzt nach mehr als fünfzigjähriger Wirksamkeit seinen Ruhm in seinem Sohne fortleben sieht.

Im Fache der Archäologie stand Creuzer auf der Höhe seiner Tätigkeit. Die klassische Philologie war durch Johann Heinrich Voß den Sohn vertreten, dem man nicht mit Unrecht nachsagte, daß er von dem Ruhm seines Vaters lebe. Als junger angehender Dozent machte sich Bähr bemerklich, der später den Herodot mit besonderer Vorliebe behandelte und noch jetzt mich seiner Freundschaft würdigte.

Für die Geschichte genoß Fr. Chr. Schlosser den Ruf eines gründlichen Arbeiters. Seine Gelehrsamkeit war in seinem Fach erschöpfend zu nennen und glänzte später in seinen bändereichen universalhistorischen Werken, in denen er es jedoch verschmähte, der Form immer die gehörige Sorgfalt zu widmen.

Professor Schelver hatte es versucht, durch ein neues System der Botanik die bisher als fundamental angenommene Lehre von der Befruchtung zu erschüttern, konnte aber damit, wie ich von kompetenten Personen hörte, nicht durchdringen.

Professor von Leonhard unterstützte seine mineralogischen Vorträge durch die Schätze eines ungemein reichen Kabinettes; er wirkte außerdem in seinem Fach als sorgfältiger und fruchtbarer Schriftsteller.

Trotz dieses reichbesetzten Tisches wurde es uns gar nicht schwer, eine Auswahl der Speisen zu treffen; wir belegten bei Creuzer die Symbolik und Archäologie, bei Schlosser die neuere Geschichte. Da ich für Botanik noch immer eine große Vorliebe hegte und die Flora von Heidelberg sich von der Berliner, die ich ziemlich innehatte, in manchen Punkten unterschied, so wollte ich bei dem freundlichen Schelver ein einstündiges botanisches Kollegium hören; es kam aber nicht zustande, weil sich außer mir niemand gemeldet.

Zu unseren Wirtsleuten traten wir bald in ein freundlich-häusliches Verhältnis. Der Schaffner Hepp, ein munterer Sechziger, war das vollkommene Bild eines leichtlebigen, aufbrausenden und gutmütigen Pfälzers, dem am Morgen, Mittag und Abend sein Schoppen dünnen Neckarweines nicht fehlen durfte. Seine Frau war die Seele des Hauses und sorgte mit zwei erwachsenen Töchtern, Julchen und Ernestine, für den Mittagstisch von 16 bis 18 Studenten, deren glücklicher Appetit durch eine angemessene Kost für täglich 30 Kreuzer befriedigt werden mußte. Der Schaffner präsierte beim Mittagstisch mit großer Würde; er wetzte sein langes Tranchiermesser mit der Geschicklichkeit eines Metzgermeisters und wußte jedem Gast sein Lieblingsstück auf den Teller zu befördern, aber er konnte sehr empfindlich werden, wenn er in das Kreuzfeuer der Brotkügelchen geriet, das manchmal von einigen Studenten mit Hintansetzung alles Anstandes unterhalten wurde. In dem winzig kleinen Hausgärtchen, das kaum einige Quadratrueten hielt und ein paar Stufen am Fuße des Schloßberges emporstieg, standen einige Obstbäume und wenige Küchenkräuter, die Weinlaube hatte kaum für zwei schmale Bänke Platz;

alles war auf das mäßigste bürgerliche Genügen eingerichtet, aber ein Blick auf die blauen Berge führte gleich den Geist in die weiteste Ferne.

Einen großen Genuß gewährten mir in Heidelberg die Briefe meiner Schwester, die mich mit Berlin immer im Zusammenhang erhielten. Die Begebenheiten eines bürgerlichen Familienkreises und seiner Umgebungen sind an sich von keiner besonderen Wichtigkeit, aber durch die natürlich-angenehme Art, mit der Lilli sie darzustellen wußte, erregten sie mein lebhaftestes Interesse. Die Ankunft eines jeden ihrer Briefe war mir ein Fest, und weil in solchen Dingen Gegenseitigkeit zu herrschen pflegt, so schrieb sie mir dasselbe von den meinigen.

In den Briefen aus Berlin geschah der politischen Angelegenheiten selten Erwähnung, doch meldete mir meine Schwester im Anfang des Jahres 1820 von dem allgemeinen Bedauern, das die Entlassung der beiden Minister Wilhelm von Humboldt (Kultus) und von Beyme (Justiz) bei allen Vaterlandsfreunden hervorgerufen. Als freisinnige, dem geistigen Fortschritt zugeneigte Männer mußten sie der reaktionären Strömung weichen. Humboldts Benehmen bei diesem Vorfall zeugte von der ihm eigenen unerschütterlichen philosophischen Ruhe. Er erhielt seine Entlassung am 31. Dezember 1819. Zu Neujahr pflegten die dem Minister nächstehenden Räte ihm persönlich ihre Glückwünsche darzubringen. Dies tat auch Geheimrat von Harlem, der am 1. Januar früh sich bei Humboldt einfand. Nach einem ruhigen Gespräch über verschiedene Gegenstände fragte der Mi-

nister: „Was gibt es denn sonst Neues, lieber Harlem?“ – „Nichts, das ich wüßte, Exzellenz.“ – „Nun, so will ich Ihnen etwas Neues sagen: Der König hat mir gestern abend meinen Abschied geschickt.“ – Harlem hielt dies anfangs für einen Scherz, aber Humboldt ging langsam zu seinem Schreibtisch und reichte ihm das Entlassungsdekret mit den Worten: „Da, lesen Sie selbst, wenn Sie mir nicht glauben wollen!“

Der harte Winter war endlich überwunden. Es kam zwar der ~~selte~~ne Fall vor, daß noch am 26. März 1820 Schnee und Regen fielen, aber die Frühlingslüfte behielten die Oberhand. Paul schlug vor, die drei Wochen der Osterferien in München zuzubringen, und ich willigte gern ein.

Stuttgart, Ulm, Augsburg hießen die drei Nachtquartiere, die wir passieren mußten, um am vierten Tage in München anzulangen. Aber welche Weitläufigkeiten hatte damals eine solche Reise, die man jetzt in wenigen Stunden zurücklegt, ohne auszusteigen! Zuerst wurde in Heidelberg nach allen Ausspannungen herumgeschickt, um eine Retourkutsche nach München oder eventuell nach einer der drei Stationen aufzutreiben. Es fand sich eine solche nur bis Stuttgart. Folgten endlose Unterhandlungen über Preis, Trinkgeld, Stunde der Abfahrt, Fütterung, Stunde der Ankunft. Am anderen Morgen ließ der Kutscher uns eine Stunde warten, fuhr so schneckenartig und fütterte so lange, daß wir sehr spät in Stuttgart eintrafen.

Der folgende Tag war der Boisseréeschen Gemäldesammlung und der Werkstatt des Bildhauers Dannecker

gewidmet. Diesen Tag werde ich immer als ein Fest hohen Genusses in der Erinnerung behalten. Nägele hatte mir einen Brief an Sulpiz Boisserée mitgegeben, aber diese Empfehlung war kaum vonnöten, da alle Fremden mit gleicher Liberalität Zutritt fanden. Die Farbenpracht und Kunstfülle der altniederländischen Meister hatte etwas Überschwengliches. In der Dresdner Galerie fand man das Vortrefflichste aller Schulen, ausgenommen die niederländische, und gerade von dieser hatten die Gebrüder Boisserée und Herr Bertram eine Menge bewundernswerter Werke erworben. Die Aufstellung war eine so splendide, daß fast jedes der ausgezeichneten Bilder sein eigenes Zimmer hatte, wo man es mit ganzer Muße, ohne durch Nachbarn rechts oder links abgezogen zu werden, betrachten konnte. Die Namen der Eyck, Memling, Schoreel, bisher in der Kunstgeschichte kaum bekannt, traten hier mit Werken hervor, die in ihrer Art als das Allervollendetste gepriesen werden mußten. Hiermit begann eine neue Epoche in der Geschichte der Malerei, und eine ganze Literatur erwuchs aus der Betrachtung und Beurteilung der neugehobenen Schätze.

Dann gingen wir in die Werkstatt des Bildhauers Dannecker und fanden an ihm einen prächtigen alten Mann von gedrungener Figur, den man neben seinen Statuen auch gern ansehen mochte. In Frankfurt hatten wir es versäumt, seine berühmte Ariadne im Bethmannschen Hause zu betrachten; hier bewunderten wir an dem Gipsmodell die vollendete Schönheit des weiblichen Körpers. Es drängte sich aber unwillkürlich die Betrachtung auf, daß eine unmögliche Situation dargestellt sei; die schöne Reiterin muß unausbleiblich herabfallen, sobald der Panther einen Schritt tut oder nur den Kopf bewegt. Den-

noch entzückt das Kunstwerk durch die vollendete Harmonie der Linien und die Meisterschaft der Ausführung.

In Stuttgart wurde der Hausknecht von neuem auf die Jagd nach Retourkutschen geschickt und war so glücklich, eine bis Ulm aufzutreiben. Die Straße berührte anfangs nur gleichgültige Gegenden, aber gegen Abend wurden wir, von einer Höhe herabkommend, durch den Anblick von Ulm überrascht, aus dessen schwarzer Dächermasse das unvollendete Münster wie ein steinerner Berg hervorragte. Ich ließ die anderen voranfahren, merkte mir den Namen des Wirtshauses, wo sie absteigen wollten, und kletterte vom Wege seitab auf eine günstige Stelle, um die Aussicht zu zeichnen. Nicht lange hatte ich gesessen, als hinter mir mit der Dämmerung eine schwarze Wolke den Berg heraufzog; der Wagen war nicht mehr zu sehen. Ich hoffte, die nahe Stadt vor dem Regen zu erreichen, aber die Wolke ging schneller als ich, es wurde immer dunkler, und lange vorher, ehe ich an das Tor kam, brach das Wetter los. Meine Fragen nach dem Wirtshaus wurden nur mit Mühe verstanden. Endlich langte ich ganz durchweicht im Finstern bei den besorgten Freunden an; das Zeichenbuch hatte ich unter der Weste vor Nässe schützen können.

In Ulm fand sich keine Retourchaise; wir mußten für den dreifachen Preis einen Wagen bis München mieten, wo wir am zweiten Tage anlangten.

München war im Jahre 1820 unter der Regierung König Maximilians I. eine alte, winklig gebaute, häßliche Stadt mit ein paar verzopften Kirchen, wenig öffentlichen Gebäuden und fast gar keinen bedeutenden Privathäusern. Es fehlten die ganze Ludwigstraße, die Auerkirche, die Karlsvorstadt, kurz alle jene Teile, die während der

Regierung König Ludwigs I. wie durch Zauberei entstanden sind. Nur die Glyptothek war von außen vollendet und erregte als ein Gebäude ohne Fenster die gerechte Verwunderung der Altbayern.

Mit einiger Mühe erfragten wir die Wohnung des Malers Ernst Fries, an den sein Vater mir ein ansehnliches Paket verschiedener englischer Bleistifte mitgegeben. Wir fanden einen schlanken, bildschönen jungen Mann mit befehlenden Augen, dem wir gar nicht genug von seinen lieben Angehörigen in der Heimat erzählen konnten. Durch ihn wurden wir in den sehr beschränkten Münchener Künstlerkreis eingeführt, der den ersten Versuch machte, sich ein eigenes Lokal einzurichten.

Durch Fries gelangten wir in die königliche Bildergalerie, die sich, wenn ich mich recht erinnere, in einigen Sälen der Residenz befand und nicht für jedermann zugänglich war.

Schon in Heidelberg hatten wir von dem Biergottesdienst gehört, der in Bayern und vorzüglich in München mehr als der Marienkultus getrieben werde. Wir fanden den Ausdruck richtig, aber die Sache zum Teil auch gerechtfertigt. München liegt mehr als 1000 Fuß über dem Meere, auf der weiten, kalten, kahlen, allen Winden ausgesetzten bayrischen Hochebene. Eine Stärkung gegen die Unbilden der Witterung ist notwendig, und der Altbayer hat sehr recht, wenn er diese Stärkung nicht im Wein oder Schnaps, sondern im Bier sucht. Daher die Sorgfalt des Magistrats für die tadellose Bereitung des belebenden Gerstentrankes, daher das Interesse aller Stände an dem Ausfall der Hopfenernte, daher die Spannung, mit der man am 1. Mai der Eröffnung des Bockkellers entgegenseht, daher endlich die Eifersucht der

großen Brauer, eines Pschorr, eines Speckmayr und der übrigen Heroen, untereinander und gegen die mehr offiziellen Kneipen, das Schloß-, Hof- und Franziskanerbräu. Wenn in dem bescheidenen Speisehause, das wir mittags besuchten, das Gespräch irgend zu stocken begann, so brauchte ein Gast nur des Bieres zu erwähnen, um sogleich die lebhafteste Unterhaltung wachzurufen.

Die Preise mancher Gegenstände fanden wir in München äußerst billig. In unserem Speisehaus aßen wir sehr reichlich, jeder für 20 Kreuzer, und erhielten dazu für 2 Kreuzer Bier, so daß wir beide unsern täglichen Mittagstisch mit 44 Kreuzern bestritten.

Das Klima von München ist mit Recht wegen seiner schnell wechselnden Temperaturen verrufen; wir waren indessen vom Wetter begünstigt, hatten viele regenfreie sonnige Tage, durchstreiften nach Herzenslust den Hofgarten und die Anlagen, in denen freilich kaum ein grünes Blättchen sich hervorwagte, und reisten am 22. April 1820 nach Heidelberg zurück.

In Stuttgart versäumten wir nicht, das gastfreie Haus des Barons von T. aufzusuchen. Er hatte die Güte, uns Einlaßkarten für die eben tagende württembergische Ständeversammlung zu geben, und hier fanden wir armen, absolutistisch regierten Preußen zum erstenmal Gelegenheit, dem Gebaren einer landständischen Vertretung beizuwohnen. Ich erinnere mich nur, daß mir das Verfahren sehr zweckmäßig und durchaus würdig vorkam. Es wurde eine Finanzfrage erörtert, in der ein Freiherr von Varnbühler in beredter Weise die Interessen der Regierung vertrat. Die württembergische Verfassung war damals noch sehr jung, kaum zwei Jahre alt; sie wuchs nach und nach heran und bewährte sich trotz aller

Stürme als ein unentbehrliches Hilfsmittel des schwäbischen Staatslebens. In jener Zeit dachte ich nicht, daß wir in Berlin noch 30 Jahre – ein volles Menschenalter – würden warten müssen, bis die preußischen Landstände zusammentraten.

Nach Sands kopfloser Tat hatte man in Berlin nicht viel von ihm gehört. Hier in Heidelberg kamen öfter Nachrichten aus dem nahen Mannheim zu uns herüber. Die Wunde, welche er sich nach Kotzebues Ermordung selbst beigebracht, war lebensgefährlich; es wurde im Gefängnis die größte Sorgfalt angewendet, den Kranken zu erhalten, um den übrigen Teilnehmern des Komplottes auf die Spur zu kommen, denn es schien ausgemacht, daß die Tat nicht vereinzelt dastehe, sondern einer weitverzweigten Verschwörung angehöre. Sicheres ist, soviel ich weiß, nicht darüber bekanntgeworden. Sand schwebte lange zwischen Leben und Tod; die Mannheimer nahmen einen menschlich sehr gerechtfertigten Anteil an ihm. Während des langen Krankenlagers zeigte er so viel Geduld, Milde und Ergebung, man hörte so rührende Äußerungen von ihm über den Schmerz, den er seiner Mutter veranlaßt, daß man seines Verbrechens fast vergaß und nur seine jetzige hoffnungslose Lage bemitleidete. Das Todesurteil gegen ihn stand längst fest, aber man zögerte, es auszuführen, weil seine Schwäche zu groß war, daß man fürchtete, er werde auf dem Wege zum Schafott ver scheiden.

Unter diesen Umständen wurde Professor Chelius nach Mannheim entboten, um ein amtliches Gutachten über

die sonderbar klingende Frage abzugeben, ob Sand imstande sei, die Hinrichtung auszuhalten. Seine bejahende Antwort erregte Bestürzung und Unwillen; man versicherte, Chelius' eigene Mutter habe ihm mit dem Fluch gedroht, weil er „den heiligen Sand“ zum Tode bringen wolle. Der Scharfrichter von Heidelberg, in dessen Gerichtsbarkeit Mannheim gehört, verweigerte ganz entschieden die Vollstreckung des Urteils und erklärte sich bereit, seine einträgliche Stelle niederzulegen. Man requirierte den Scharfrichter von Speyer, der nicht so menschenfreundliche Skrupel hegte wie sein Heidelberger Kollege. Mehrere Male wurde der Tag der Hinrichtung angesetzt, aber wieder verschoben.

Endlich kam die bestimmte Nachricht, die Vollstreckung werde am 20. Mai 1820 stattfinden, und wir fuhren an einem kalten, regnerischen Morgen hinüber, um dem traurigen Schauspiel beizuwohnen. Dicht vor Mannheim sahen wir das schwarzbehangene Schafott aufgerichtet; in der Mitte der Bühne stand ein Stuhl mit niedriger Lehne, ein starkes Aufgebot Soldaten umgab das Gerüst, einige Hundert Menschen standen, zum Teil unter Regenschirmen, auf der Wiese. Bald nach unserer Ankunft bewegte sich der Zug aus der Stadt heran; es war 5¹/₂ Uhr früh. Sand bestieg die Bühne, begleitet von einem Geistlichen und einigen Gerichtspersonen. Er konnte sich kaum auf den Füßen halten und sah sehr blaß aus; er trug eine helle Jacke und dunkle Beinkleider; sein langes Haar wallte über den Rücken hinab und wurde von dem Scharfrichter kurz abgeschnitten, was einige Zeit erforderte. Während dieser Operation schien Sand zum Volke sprechen zu wollen; wir glaubten einige Worte zu vernehmen, aber plötzlich fiel ein heftiger,

andauernder Trommelwirbel ein, der jeden Laut verschlang. Mit einer ungeduldigen Bewegung warf Sand sein Schnupftuch zur Erde, setzte sich ruhig auf den Stuhl und ließ sich die Augen verbinden. Ob er auch auf dem Stuhl festgebunden worden war, konnten wir der Entfernung wegen und vor den auf der Bühne stehenden Personen nicht erkennen. Der Kopf fiel nicht auf den ersten Hieb; der Scharfrichter mußte nachhauen, wobei sein Schwert tief in Sands Schenkel fuhr. Das Blut sprang kaum halb so hoch, als es sonst gewöhnlich der Fall sein soll. Nun füllte sich die Bühne mit noch anderen Personen, und wir konnten von den weiteren Vorkommnissen nichts mehr sehen. Der zunehmende Regen zerstreute bald das Publikum, und tieferschüttet führten wir nach Heidelberg zurück.

Obgleich keiner von uns auch nur im entferntesten Sands Tat billigte oder beschönigte, so gestanden wir uns doch gegenseitig auf dem Rückweg, daß wir alle eine unbestimmte Hoffnung auf Begnadigung gehegt. Diese Erwartung herrschte auch allgemein in Mannheim; bis zum letzten Augenblick hofften viele der Zuschauer, einen Eilboten mit einem weißen Tuch herbeisprengen zu sehen. Als dieser Herzenswunsch nicht in Erfüllung ging, erreichte der Sand-Kultus einen noch höheren Grad als früher; er hieß nicht anders als „der Heilige“ und die Wiese, auf der er gestorben war, „die Auferstehungswiese“. Man verehrte alles, was man von seinen Sachen aus dem Gefängnis erlangen konnte, wie eine Reliquie. Es wurden Schnupftücher in sein Blut getaucht und blutige Späne vom Gerüst in großer Menge abgeschnitten; ja an unserm Mittagstisch in Heidelberg erklärte ein sonst ganz ruhiger Pommer namens Rodewald, er habe

einen solchen Span erlangt, und der sei ihm mehr wert als alle Schätze der Welt.

Der Eindruck dieses tragischen Ereignisses konnte nicht lange in den jugendlichen Gemütern haften. Mit der beginnenden warmen Jahreszeit forderte die herrliche Natur zu Ausflügen nach allen Seiten auf.

Nach der Seite der Berge hin entbehrte die Umgegend von Heidelberg noch gar sehr der jetzigen Kultur. Das sogenannte alte Schloß, ein wüster Trümmerhaufen mit entzückender Aussicht, konnte nur zu Fuß erreicht werden und bot keinerlei Art von Erfrischung.

Tieck beklagte es allen Ernstes als eine Art von Barbarei, daß man dem Heidelberger Schloß den romantischen Charakter einer Ruine genommen, als man im Anfang dieses Jahrhunderts einige wenige gebahnte Wege an die Stelle der früheren halsbrechenden Ziegenpfade setzte. Was würde er jetzt sagen, wenn er die breiten Fahrwege, das elegante Etablissement mit rauschender Musik, mit sauber frisierten Kellnern, silberbeschlagenen Bierseideln, vornehmen Weinetiketten und entsprechenden Preisen von einer wogenden Menschenmenge belebt sähe? Seine Trauer mochte ihren Grund darin haben, daß er bei seinem zweiten Besuch manches einsame Plätzchen vermißte, das ihn das erstemal in süße Melancholie versenkt. Aber die Welt steht nicht still; das Bedürfnis oder die Laune der fortschreitenden Gegenwart verändert ohne Unterlaß das Alte, manchmal zum Schlimmeren, öfter zum Besseren. Die Modernisierung des Heidelberger Schlosses konnte Tieck wohl im

Interesse der absterbenden Romantik bedauern; sie ließ sich ebensowenig aufhalten wie die Verdrängung der gemüthlichen, langsamen Hauderer durch die Eilwagen oder die Vernichtung der Extraposten durch die Eisenbahnen.

Zu einer Fahrt nach Baden, welche acht Tage wog, nahm, verband ich mich mit den beiden Medem, Fritz und Paul. Der reizend gelegene Ort war damals ein kleines Bad, zwar schon mit einer französischen Spielbank gesegnet, aber von geringer Ausdehnung, wo man in einigen Bauernhäusern und leichten Marktbuden ein sehr bescheidenes Unterkommen fand. Es fehlten gänzlich die jetzigen Prachthotels und wahrhaft fürstlichen Anlagen, auf denen der Fluch so vielen unredlichen Gewinnes ruht. Zwei Reihen von mäßigen Kaufläden unter schattigen Bäumen bildeten den ganzen Basar, die Allee nach dem Kloster Lichtenthal den einzigen Spaziergang.

Von den teuflischen Reizen der Spielbank in Baden ließen wir uns nur so weit verführen, daß wir ein paar Guldenstücke dem Satanas Roulette zum Opfer brachten. Paul wußte es sehr komisch zu beschreiben, wie er recht lange gewartet, um eine gute Nummer zu treffen, wie eine innere Stimme ihm gesagt: Jetzt ist es Zeit!, wie er dann voll Siegeszuversicht seinen Gulden hingelegt und wie unmittelbar darauf der bestialisch aussehende Croupier das Geldstück mit seiner hölzernen Harke weggeharkt.

Schon in jener Zeit wurde Baden von vielen französischen vornehmen Herrn und Damen besucht, und diese waren die ärgsten Spieler. Eine alte Gräfin ließ sich alle Tage eine schwere Schatulle von dem Bedienten zur Bank nachtragen; sie verlebte hier ganze Stunden und fühlte sich heimisch am Spieltisch. Ihr fahles Gesicht wurde von einer grünen Brille und einer schwarzen Ka-

puze entstellt; sie zitterte mit der Hand, sooft sie ein Goldstück hinschob, und fiel in ihren Stuhl zurück, wenn sie verlor. Ein alter französischer Offizier mit dem Bande der Ehrenlegion im Knopfloch, ganz kahl bis auf zwei von den Schläfen abstehende weiße Locken, legte beide Hände auf sein spanisches Rohr und stützte das Kinn darauf, so daß die schwere rote Nase wie eine Gurke herabhäng. Er verzog keine Miene, weder beim Gewinn noch beim Verlust, sondern starrte mit einem fürchterlich gläsernen Blick nach dem unablässig schnurrenden und klappernden Glücksrad. Diese und ähnliche Gestalten prägten sich mir so fest ein, daß ich versuchte, sie zu Hause aus dem Kopf aufzuzeichnen, und meine Freunde fanden, daß sie ähnlich seien.

Mein Vater hatte mir geschrieben, er werde in der Mitte des August mit der ganzen Familie nach Heidelberg kommen. Daher meldeten wir uns gleich nach der Rückkehr von Baden zum Examen, um meinen Eltern eine Überraschung zu bereiten. Die karg zugemessene Zeit benutzten wir zur Ausfüllung einiger Lücken.

Der Termin des Examens rückte immer näher, und Paul mußte mehr als einmal meine aufkeimenden Zweifel beschwichtigen.

Creuzer und Schlosser, unsere einzigen Examinatoren, hatten uns hinlänglich kennengelernt, um zu wissen, was sie von uns verlangen konnten. Sie fragten daher, mit einigen Ausnahmen, nur solche Sachen, die wir wußten, und so wurden wir beide rite zu Doktoren der Philosophie promoviert. Dies geschah am 12. August 1820, und

tags darauf kamen meine Eltern in Heidelberg an; die Überraschung war also vollständig gelungen.

Wir verlebten nun einige sehr heitere Wochen, in denen ich den Cicerone für Heidelberg und die Umgegend machte. Welch reines Glück gewährten die Spaziergänge, selbender mit meiner Schwester, durch die Ruinen des Schlosses und nach dem Wolfsbrunnen! Tausend kleine Umstände aus ihren Briefen waren zu besprechen, zu ergänzen, zu erklären; die nächste Vergangenheit wurde noch einmal im traulichen Wechselgespräch durchlebt, und die grandiose Natur um uns her forderte zu immer neuer Bewunderung auf.

Von Heidelberg reisten meine Eltern auf wenige Tage nach Straßburg. Unterdessen packten wir in Heidelberg unsere Bücherkiste, ordneten, was zu ordnen war, und beurlaubten uns von allen den Häusern, in denen wir so viele Freundschaft genossen. Der Schaffnerin Hepp sagte ich beim Abschied, es sei so schön in Heidelberg, daß ich gewiß nächstens wiederkommen würde. Da lachte sie hellauf und meinte, dasselbe hätten ihr alle die vielen Herren gesagt, die bei ihr im Hause gewohnt, und fast kein einziger habe Wort gehalten. Julchen und Ernestine stimmten ihr bei in der Klage über die Wortbrüchigkeit der jungen Herren. Vergebens suchte ich unser Geschlecht gegen diesen Vorwurf zu verteidigen. „Gelle Se, Herr Doktor“, fuhr die Schaffnerin fort, „jetzt kommen Sie nach Berlin, jetzt erhalten Sie ein Amt, jetzt heiraten Sie, jetzt bekommen Sie Kinder, jetzt haben Sie keine Zeit mehr zum Reisen.“

Ich versicherte ihr, daß ich sie nicht nur allein, sondern demaleinst mit Frau und Kindern besuchen würde, und ich habe Wort gehalten.

Am 3. September 1820 verließen wir das schöne Heidelberg. Die Rückreise nach Berlin ging über Löbichau, wo die Herzogin mit ihrer Schwester Elisa von der Recke, mit ihren drei ältesten Töchtern und deren jugendlichen Gesellschaftsdamen Emilie, Luise und Marie Hof hielt. Die dort zugebrachten wenigen Tage gewährten das Behagen eines vornehmen Landlebens.

Eines Morgens ließ mein Vater mich zu einem Spaziergang durch den Park einladen. Dies war bei dem beständigen Ab- und Zuströmen der Besuchenden fast die einzige Art, um sich ungestört aussprechen zu können. Er fragte, nachdem er mir nochmals seine Zufriedenheit über das glücklich durchgemachte Doktorexamen ausgedrückt, welchen Lebensberuf ich nun zu erwählen gedächte? Darüber hatte ich bis jetzt wenig nachgedacht. Wenn in Studentenkreisen auf dieses Thema die Rede kam und jeder sein Brotstudium als das vorzüglichste herausstrich, pflegte ich mit dem Schüler im „Faust“ scherzend zu sagen:

Ich wünschte recht gelehrt zu werden
und möchte gern, was auf der Erden
und in dem Himmel ist, erfassen,
die Wissenschaft und die Natur.

Hier mußte ich mich nun wohl zusammennehmen und erwiderte nach einigem Besinnen, ich wünschte vor allem, mir eine gründliche philologische Bildung zu erwerben; demnächst möchte ich fremde Länder sehen, am liebsten Italien.

Mein Vater erklärte sich hiermit einverstanden, meinte aber, ich könne später wohl auch die Führung der Nicolaischen Buchhandlung übernehmen, wobei der verständige Beirat des erfahrenen Disponenten Johannes Ritter mir zur Richtschnur dienen werde. Gegen eine Reise nach Italien habe er nichts einzuwenden, doch sei es ihm wünschenswert, daß ich den nächsten Winter in Paris zubringe.

Als mein Vater eines Abends im Salon unsere nahe Abreise ankündigte, forderte die Herzogin ihn zu längerem Bleiben auf. Ihren freundlichen Worten hörte man es an, daß es nicht bloße höfliche Redensarten waren, aber mein Vater blieb in aller schuldigen Verehrung bei seinem Vorsatz. Da unser Jugendkreis eben in dem heitersten Frohsinn schwebte und webte, so hielt ich es nicht für unerlaubt, meinen Vater am nächsten Morgen auch noch um eine Verlängerung unseres Aufenthaltes zu bitten. Er gab mir die goldene Regel, daß man keinen Besuch, am wenigsten einen ländlichen, zu lange ausdehnen dürfe. „Es ist weit besser“, äußerte er, „wenn die Herzogin heute zu ihrer Schwester sagt: Parthey reist leider schon morgen!, als wenn sie ihr morgen klagt: Parthey ist leider erst gestern abgereist. Ebenso kannst du dir merken, daß es für ein Musikstück das größte Lob ist, wenn man am Schluß die Worte hört: Schon aus?, und der größte Tadel, wenn es heißt: Das wollte ja gar kein Ende nehmen!“

So schieden wir denn zur vorgesezten Zeit von dem gastlichen Löbichau und waren am 22. September 1820 in Berlin. Alle Verwandten und Freunde überraschte ich durch meine Ankunft, denn ich hatte nichts davon gemeldet.

Wir genossen die schönen Herbsttage im großen Garten, wo wir den Großvater Eichmann in guter Gesundheit und in bester Laune antrafen.

Täglich wanderte ich mit meinem Vater oder allein nach der Brüderstraße. Wurde es mir abends dort zu spät und mußte ich in der Stadt übernachten, so freute sich die alte Luise, für alle meine Bedürfnisse sorgen zu können.

Mein erster Gang in der Stadt war nach der Buchhandlung, wo der liebe Johannes Ritter nach der herzlichsten Begrüßung mir ein elegant gebundenes Exemplar des deutschen Millin überreichte. Meine Freude war ebenso groß wie meine Überraschung, denn ich hatte wohl mit Ernst und Eifer an der Übersetzung gearbeitet, aber nach der Vollendung sie mir sehr bald aus dem Sinn geschlagen und kaum an den Druck gedacht. Es war mir ein eigentümliches Gefühl, das Resultat so mancher Woche nun in sauberer Ausstattung vor mir zu sehen. Professor Tölken hatte das Buch mit einem kurzen Vorwort eingeleitet. Die Sauberkeit der Kupfer erwarb auch der Übersetzung des Textes die Gunst des Publikums. Es wurden im Laufe der Jahre drei Auflagen zu den aus Paris verschriebenen Kupferabdrücken veranstaltet. Vor allen Dingen sandte ich ein Exemplar nach Heidelberg an Creuzer, mit dem ergebensten Anheimstellen, dieses specimen eruditionis statt der nicht gelieferten Doktordissertation anzunehmen.

In den anderthalb Jahren, die ich fern von der Heimat zugebracht, hatte sich in Berlin wenig verändert.

Abeken war vom Grauen Kloster als Professor an das Joachimsthaler übergetreten; er fuhr fort, die Klassiker aller Nationen in unfruchtbarer Genußsucht durchzu-

lesen; meine scherzhaften Ermahnungen zu eigener Arbeit machten ihn ganz unglücklich. „O Gott, o Gott, o Gott!“ stammelte er, sich auf das Sofa werfend. „Wenn ich nur erst ein Thema fände!“ – „Embarras de richesse! Die ganze klassische, biblische und moderne Literatur stecken in deinem Kopfe.“ – Ich wußte, daß er über manche Stellen des Horaz gründliche Untersuchungen angestellt, das gefährliche Feld der Konjekturen vermieden und nur die besseren Lesarten durch einsichtige Abwägung der Gründe dafür und dawider geschützt hatte. Ich riet ihm, diese *lucubrationes horatianae* zusammenzustellen und weiter auszuarbeiten. Er fand aber gleich so viele Bedenklichkeiten, daß ich deutlich sah, er werde nie zur Ausführung gelangen.

Meinen lieben Freund August fand ich nicht mehr in Berlin. Nach Vollendung des vierjährigen medizinischen Kursus bemerkte er, daß die Hauptstadt einem angehenden praktischen Arzt gar zuwenig Aussicht auf baldigen Erfolg darbierte; er ging daher nach Sagan, dem Wohnsitz der ältesten Tochter der Herzogin von Kurland, wo er ebensowohl im Schlosse als in der Stadt und auf dem Lande sich einer ausgedehnten und gedeihlichen Praxis erfreute.

Paul widmete sich dem Lehrfach und erhielt sehr bald eine Stelle am Grauen Kloster, das er vor wenigen Jahren als Abiturient verlassen. Seine Pflichttreue, seine Arbeitsamkeit, sein guter Humor machten ihn bei seinen Kollegen und bei den Schülern im höchsten Grade beliebt. Von den ersteren erfuhr ich später, daß Paul den französischen Unterricht für drei aufsteigende Klassen in ein ganz neues und besseres Stadium gebracht. Solange ich in Berlin blieb, waren wir unzertrennlich.

Von Klein wüßte ich nur zu sagen, daß er sich fortwährend um meine Schwester bemühte, aber mit keinem Erfolg. Im musikalischen Schaffen war er unermüdlich, seine Lieder fanden allgemeinen Beifall; doch zur öffentlichen Ausführung seiner ernstesten geistlichen Arbeiten gab es wenig Gelegenheit. Die Singakademie blieb ziemlich stabil im Kreise der von Fasch und Zelter ausgewählten älteren Stücke, die wenigen neben der Singakademie bestehenden Vereine waren zu schwach, einen Domchor gab es ebensowenig wie eine besondere musikalische Abteilung in der Kunstakademie. Klein unterrichtete einen Studentenchor, dessen Leitung ihm von der Universität anvertraut worden war, im Generalbaß etc. Seine Obliegenheit bestand darin, den Rektoratswechsel und andere Feste der Universität durch ernste Vokalmusik zu verherrlichen.

Während meines kurzen Aufenthaltes in Berlin wurden im akustischen Gartensaal einige Musiken gegeben, unter denen der „Don Juan“ obenan stand. Aller solcher mit den schon erwähnten ausgezeichneten Kräften unter Kleins meisterhafter Leitung veranstalteten Aufführungen gedenke ich mit der größten Befriedigung.

Von den Zuhörern und sonstigen Besuchern nenne ich den Paten Goeckingk, den Staatsrat von Klüber, den soeben an die Berliner Universität berufenen Geographen Karl Ritter, den Philosophen Hegel, den Maler Wilhelm Schadow, den Bildhauer Rauch mit seiner schönen Tochter, den Hofrat Meyer aus Weimar, Goethes genauen Freund und Kunstbeirat.

Nach der Aufführung des „Don Juan“ bekundete Hegel in seiner unbeholfenen Sprache eine so warme Vorliebe für diese Musik, daß Klein, der ihn schon in Heidelberg

gekannt, nachher zu uns sagte: „Jetzt bin ich dem stotternden Philosophen erst recht gut geworden.“

Auf der Rückreise von Berlin nach Löbichau verweilte ich einen Tag in Leipzig, um einige mir befreundete Studenten zu besuchen.

Am 26. Oktober 1820 verließen wir Löbichau und erreichten nach zwei kleinen Tagereisen Bayreuth, wo die Herzogin sogleich den Legationsrat Richter zum Abend einladen ließ. Den vielverehrten Jean Paul von Angesicht zu Angesicht kennenzulernen gewährte mir eine unbeschreibliche Freude; ich fand ihn dem Bilde recht ähnlich, das ich mir nach Lesung seiner Schriften von ihm gemacht. Seine Korpulenz gab ihm etwas Unbehilfliches, sein Gesicht glich dem eines ehrlichen Pächters, aber auf der hohen, schöngewölbten Stirn thronte ein hervorragender Geist. Seinen Humor zu zeigen, fand er wenig Gelegenheit; nach einigen kleinen Proben sah man, daß er durchaus trocken, das heißt von dem Mantel des Ernstes umhüllt sei, wie dies in dem unschätzbaren Kleinod „Attila Schmelzles Reise nach Flöz“ durchgängig der Fall ist. Als die Herzogin bedauerte, ihm keinen Tee anbieten zu können, da sie von Löbichau her wisse, daß er denselben nicht trinke, sagte er mit der größten Harmlosigkeit: „Ei, wenn Ew. Durchlaucht gütigst erlauben, so setze ich mein Bierkrügel neben die Teetassen.“ Und alsbald erschien ein Humpen des besten Bayreuther Bieres, der im Laufe des Abends unter den anregendsten Gesprächen geleert wurde. Seine Gedankenfülle zeigte sich in der momentanen Schwierigkeit, den adäquaten Ausdruck zu finden; sagt er doch selbst einmal, mancher Autor habe ganze Bibliotheken von guten Gedanken im Kopf, aber nur eben so viel Zeit,

um ein paar Bücherbretter davon aufzuschreiben. Beim Abschied zündete Jean Paul im Vorsaal eine kleine Taschenlaterne an und wandelte langsam nach seiner Behausung durch die dunklen Straßen von Bayreuth, wo man weder von Lampen- noch von Gaslicht etwas zu wissen schien. Den getreuen Pudel hatte er zu Hause gelassen.

Die brave Schaffnerin Hepp traute ihren Augen kaum, als sie mich nach so kurzer Zeit wieder erscheinen sah; sooft ich nachher Heidelberg besuchte, so wurde ich von ihr und ihren Töchtern als eine seltene Ausnahme von den übrigen Herren Studiosen belobt.

Von Heidelberg ging die Reise weiter über Saarbrücken, Metz, St. Menchould, Épernay und Meaux. Am 9. November 1820 erreichten wir Paris.

Paris zählte im Jahre 1820 bereits 800 000 Einwohner und machte an den meisten Stellen den Eindruck eines Ameisenhaufens. Die engen, schmutzigen Straßen, von fünf- und sechsstöckigen Häusern eingefaßt, wimmelten von Menschen und gestatteten kaum das Ausweichen von zwei Wagen, wobei denn die Fußgänger sich in die nächsten Haustüren flüchten mußten. Bürgersteige gab es nur auf den Boulevards und in der breiten Rue de la Paix; in allen übrigen Straßen bildete das gegen die Mitte geneigte Pflaster eine flache Rinne, die bei Regenwetter schwer zu überhüpfen war. Die Omnibusse waren noch nicht erfunden, man bediente sich der Kabriolette mit einem Pferde und der Fiaker mit zwei Pferden.

Meine Wohnung lag in der Rue de Bourgogne, an der Ecke der Rue de l'Université, im Petit Hôtel de Rome. Zwei Zimmerchen im ersten Stock gewährten die Aussicht auf den großen Platz am Palais Bourbon, wo

damals die Abgeordnetenkammer tagte. Es war mir tröstlich, nicht in einer engen, schmutzigen Gasse mit himmelhohen Häusern vor der Nase untergekommen zu sein. Für die leiblichen Genüsse durfte ich unbesorgt sein; mein Hauswirt war ein Weinhändler, und vor der Tür saß eine Austernfrau.

Gleich am ersten Tage gab die Herzogin ein kleines Diner von acht Personen, wo ich den Fürsten von Talleyrand zum erstenmal sah. Zwar kannte ich Kupferstiche von ihm und wußte, daß er einen lahmen Fuß habe, doch erschien er ganz anders, als ich ihn mir gedacht. Er schleppte seinen unförmlichen, seitwärts etwas verschobenen Oberkörper auf zwei lahmen Füßen in den Salon. In seinem zusammengeschrumpften, erdfarbenen Gesicht lagen zwei kleine, nichtssagende Augen; überaus ekelhaft zeigte sich der zahnlose, breitgeschlitzte Mund; das Kinn steckte fast bis zur Unterlippe in einer übermäßig weiten, weißen Halsbinde, unter welcher ein gekniffenes Jabot sichtbar wurde. Den Kopf bedeckte ein gewaltig hohes, gepudertes Toupet mit zwei Taubenflügeln; dazu ein dunkelgrauer, altmodischer Leibrock, graue Unterkleider, weißseidene Strümpfe und Schnallenschuhe. Diese Tracht war in Paris zwar nicht veraltet, doch sah man die weißseidenen Strümpfe und die Schnallenschuhe nicht häufig auf der Straße. Zum Frühstück und den ganzen Vormittag hindurch erschienen die jüngeren Leute im Gehrock, schwarzer Halsbinde, langen Beinkleidern und Stiefeln, zum Diner im Frack, weißer Halsbinde, langen Beinkleidern, schwarzseidenen Strümpfen und Schuhen.

Hätte ich geglaubt, beim Fürsten Talleyrand in die Schule der feinsten Pariser Lebensart gehen zu können,

so würde ich mich bitter getäuscht haben. Alles, was man uns als unanständig verwiesen und verboten hatte, das tat der Fürst. Seinem rasenden Appetit legte er durchaus keinen Zwang an und verschlang, was ihm vorkam; er griff mit der Hand in die Schüssel und drehte eine eingemachte Pflaume in der Sauce herum, ehe er sie mit den dünnen Fingern in die Mundhöhle beförderte. In den kurzen Pausen zwischen den Gerichten trug er die erklärteste Langeweile zur Schau; er sprach fast kein Wort, gähnte aber mehrmals mit einer Art von Geblök. Seine tiefe Baßstimme klang rau und höchst unmelodisch, er konnte sie aber auch, wie ich später wahrnahm, zu einem recht einschmeichelnden Adagio abdämpfen.

Am Schluß des Dinners wurden die bekannten blauen Glasschalen zum Mundausspülen aufgesetzt; diese rührte der Fürst nicht an, stellte sich aber nach aufgehobener Tafel an die Schenke und gurgelte hier privatim mit einem schreckenerregenden Getöse. Wäre ihm nur eine Spur von Schicklichkeitsrücksichten zuzutrauen gewesen, so hätte man annehmen können, er tue es, um der Tischgesellschaft den näheren Anblick seiner abgenutzten Freßwerkzeuge zu ersparen. Jene blauen Tassen waren, wie ich nachher erfuhr, eine Errungenschaft der Revolution von 1789; unter dem alten Regime, unter Ludwig XV. und XVI., hielt man es für unanständig, sich in feiner Gesellschaft den Mund zu reinigen. Die Jugend des Fürsten, der damals in seinem 66. Jahre stand, lag in jener längst vergangenen Zeit; er konnte sich nicht entschließen, die ihm widerstrebende Neuerung anzunehmen.

Mein Oheim Kohlrausch hatte mir einen Empfehlungsbrief an Alexander von Humboldt gegeben, mit dem er

früher in Paris zusammen gewohnt und in engster Freundschaft gestanden. Humboldt verschmähte es, seine großen Sammlungen für sich zu behalten; er verteilte sie dahin, wo sie ihm am meisten nutzbringend schienen. Seine getrockneten Pflanzen schenkte er dem Berliner Botanischen Garten, die Versteinerungen von den Kordilleren dem Berliner Mineralienkabinett; Kohlrausch erhielt, wie ich schon oben bemerkte, die Sammlung von südamerikanischen Chinarinden. „Nur eine Sammlung“, fügte Kohlrausch hinzu, „behielt er für sich und vermehrte sie täglich: die Sammlung von Kenntnissen.“

Den Empfehlungsbrief abzugeben, wollte mir nicht alsobald gelingen. Ich ging ein-, zwei-, dreimal nach Humboldts Wohnung, Quai de l'École 26, ohne ihn anzutreffen. Endlich fragte ich die Frau des Portiers, wann er denn zu Hause sei? Ich hätte einen Brief an ihn abzugeben. „Ah! c'est autre chose, Monsieur! Vous avez une lettre! Prenez la peine de monter au quatrième!“ Beim Hinaufsteigen überlegte ich mir, daß es für Humboldt ganz notwendig sei, sich in der Regel verleugnen zu lassen, um von Besuchern nicht erdrückt zu werden.

Daß sein Empfang ein überaus freundlicher war, brauche ich wohl kaum zu bemerken, denn wen von den Hunderten, die sich ihm genähert, hätte er jemals nicht freundlich empfangen? Er besaß in hohem Grade die Eigenschaft, welche die Franzosen „*facilité d'abord*“ nennen; man kam mit ihm auf die ungezwungenste Weise alsbald in ein anziehendes Gespräch, das ohne Mühe sich fortspann. Er bereitete damals seine Reise nach Asien vor und würde, wie er äußerte, schon aufgebrochen sein, wenn die Bestimmung seiner amerika-

nischen Pflanzen vollendet gewesen wäre. In seinem Zimmer hing eine gewaltige englische Karte von Ostindien, die fast eine halbe Wand einnahm. Als Einleitung zur Reise hatte er geschwind bei Sylvestre de Sacy Persisch gelernt, weil diese Sprache in Vorderasien ungefähr dieselbe Verbreitung hat wie das Französische in Europa.

Nach kurzer Zeit meldete der Bediente den Professor Brera aus Mailand, und es erschien ein ältlicher kleiner Italiener, ziemlich atemlos vom Erklimmen der vier Treppen. „Reposez-vous, mon cher“, sagte Humboldt, ihn zu einem Fauteuil führend, „puisque vous êtes arrivé à la cime de la montagne.“ Dann wurde die Unterhaltung in fließendem Italienisch fortgesetzt; wäre noch ein Engländer oder ein Spanier gekommen, so würde Humboldt mit jedem von ihnen in seiner Sprache verkehrt haben.

Beim Abschied fragte er, ob es mich interessiere, einer Sitzung der Akademie beizuwohnen? Als ich dies sehr stark bejahte, versprach er, mich zu benachrichtigen; er arbeite eben an einem kleinen *Mémoire* über die Insel Kuba, das er vorlesen werde.

In dieser Sitzung, welche nicht lange darauf stattfand, sah ich nicht nur die Koryphäen der französischen Naturwissenschaft, sondern ich hatte auch das Glück, daß Humboldt mir von vielen derselben eine kurze, treffende Charakteristik gab.

„Jener kleine Mann mit den äußerst lebhaften Bewegungen ist unser erster Sekretär, Herr Delambre, der die Gradmessung von Dünkirchen bis Barcelona vollendete. Er kann es seinem Vorgänger Lalande noch nicht verzeihen, daß dieser seine Katze als *Felis Lalandii* unter die Sterne versetzte.

Unser zweiter Sekretär, Herr Cuvier, nach Blumenbach der Begründer der vergleichenden Anatomie, hat ein außerordentliches Verdienst um die französischen Unterrichtsanstalten. Leider ist er ein Mann, den der Ehrgeiz verzehrt, er will durchaus Minister werden.

Der mich soeben begrüßte, ist Herr Poisson, einer unserer ersten Mathematiker und Naturforscher, der sich eben mit seinem eigenen Namen, mit den Fischen, beschäftigt.

Dort in der Ecke sehen Sie meinen intimen Freund Gay-Lussac, dem die Physik ebensoviel verdankt wie die Chemie. Nur durch einen Zufall wurde ich im Jahre 1804 abgehalten, mit ihm zusammen jenen Luftballon zu besteigen, der die bis jetzt bekannte größte Höhe über der Erde erreichte.

Jenes ehrwürdige, klassisch gebildete weiße Haupt gehört dem großen Laplace, der in seiner ‚*Mécanique céleste*‘ noch über Newton hinausging, insofern dies möglich ist.

Bemerken Sie jenen Mann mit dem geistreichen Blick? Es ist der Begleiter des Ersten Konsuls nach Ägypten, Herr Fourier, eben jetzt mit tiefsinnigen Untersuchungen über die Wärme beschäftigt.“

Nachdem Delambre zuerst irgendeine Abhandlung mit großer Lebhaftigkeit und mit vielen in den Text eingestreuten Bemerkungen gelesen, von der ich jedoch nur wenig verstehen konnte, legte Humboldt sein *Mémoire* über Kuba vor und breitete auf dem grünen Tisch eine spezielle Karte der Insel aus, „basée sur un grand nombre d’observations astronomiques et de mesures de hauteurs des montagnes“. Von dem sehr umfangreichen *Mémoire* las er nur einen kleinen, die physische Beschaffenheit betreffenden Teil.

Die Verehrung, welche von allen anwesenden Akademikern Humboldt entgegengetragen wurde, war keine geheuchelte; man erkannte ohne Mühe, daß hinter dem Flitter der französischen Komplimente eine wahrhafte Hochachtung Platz finde.

Nach meiner Ankunft in Paris besuchte mich Dr. Ganzel, ein Mediziner, den ich in Berlin bei August kennengelernt. Nachdem Ganzel in Berlin promoviert, wollte er durch den Besuch der großartigen Pariser Anstalten seine ärztlichen Erfahrungen vermehren und befestigen. Wir fühlten gleich eine entschiedene Wahlverwandtschaft und würden uns noch öfter gesehen haben, wenn er nicht gar zu weit in einer engen Straße des Quartier latin gewohnt hätte. Ich ging bis zu ihm dreiviertel Stunden; Omnibus gab es noch nicht. Indessen schlossen wir uns als Deutsche in der fremden Stadt gern aneinander an.

Mit Ganzel teilte ich die Vorliebe für die freie Natur und einen weiten Horizont. Wir gingen einige Male zusammen nach dem Jardin des plantes, um im Schatten der von Tournefort vor 100 Jahren gepflanzten Zeder vom Libanon über die langweiligen Kreidehügel der Umgebung von Paris hinzublicken. Wir versuchten auch einige Spaziergänge außerhalb der Mautlinie des damals noch nicht befestigten Paris, aber die Flachheit der wohlbebauten Gegend konnte uns nicht in ein solches Entzücken versetzen, wie die Pariser es an den Tag legten. Auf diesen Spaziergängen wurde auch tüchtig disputiert und philosophiert. Ganzel hatte eine große

Neigung, sich zu höheren, allgemeinen Ansichten zu erheben. Interessant war es mir, in ihm einen Zuhörer von Hegel kennenzulernen, dessen Philosophie er über alles setzte. Da ich von dieser Lehre noch sehr wenig wußte (ich hatte nur einmal bei Hegel hospitiert), so ließ ich mir so viel davon erzählen, als gesprächsweise möglich war. Es konnte nicht fehlen, daß manche Sätze der Identitätsphilosophie, außer dem Zusammenhang in ihrer Schroffheit hingestellt, sehr kurios klangen. Gegen manche Punkte trat ich mit Einwendungen hervor, die mir wohlbegründet schienen, allein Ganzels Erwidern überzeugten mich bald, daß man ein fest abgeschlossenes und gerundetes philosophisches System nicht mit einzelnen Ausstellungen bekämpfen könne, wenn man sich nicht vorher das Ganze zu eigen gemacht. Diese Betrachtung bewog mich, nach meiner Heimkehr bei Hegel mehrere Kollegien zu hören, und dies gereichte mir als geistige Übung zu wesentlichem Nutzen, wenngleich ich keineswegs mich rühmen will, die Hegelsche Philosophie in ihrer Ganzheit erfaßt zu haben.

In Ganzels Kreise sah ich einen jungen, sehr geschickten Baumeister Arnold aus Straßburg, mit dem gar bald ein gemeinsames Kunstinteresse mich näher verband. Es handelte sich dabei um eine genauere Einsicht in das Wesen und den Wert der gotischen Baukunst. Diese war in der damaligen Zeit weder gekannt noch geachtet. Goethes begeistertes Erstlingswort über Erwin von Steinbach verhallte ohne Nachklang. Es ist bekannt, daß Goethe anfangs mit bedeutender Grobheit die Gebrüder Boisserée zurückwies, als diese ihre Studien über den Kölner Dom ihm vorlegen wollten. Zuletzt wurde Goethe mehr durch die Überzeugung seiner Freunde als

durch seine eigene umgestimmt, denn so wie in der Malerei und Skulptur, so fehlte ihm auch in der Baukunst ein selbständiges Kunsturteil. Dies kann indessen der geistigen Größe des Mannes keinen Eintrag tun, denn wer möchte verkennen, daß Goethe sein ganzes Leben hindurch mit dem redlichsten Willen bemüht war, die Kunst nach allen seinen Kräften zu fördern?

An guten architektonischen Werken über die Gotik fehlte es in meiner Jugend gänzlich. In dem modernen Berlin gab es nur ein paar gotische Gebäude, die kleine, sehr vernachlässigte Kirche unseres Grauen Klosters, die Nikolai- und die Marienkirche. Ich konnte mir nicht erklären, warum sie mir weit besser gefielen als der Dom, die Georgen- und Sophienkirche. In der Marienkirche wurde es uns als eine besondere Merkwürdigkeit gezeigt, daß der berühmte Bildhauer Schlüter, der Verfertiger des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke, einen von den mächtigen gotischen Pfeilern des Mittelschiffes halb durchgeschnitten, um daran die Kanzel zu kleben; ich konnte dies nur für eine Schimpfierung des edlen, altertümlichen Gebäudes halten. In der Dresdner Galerie entzückten mich die Bilder der gotischen Kirchen von Steenwyck, Peter Neefs u. a. ebensowohl durch die harmonische Gliederung der Pfeiler und Bogen als durch die liebevolle Sorgfalt der Ausführung, aber ich hatte noch keinen deutlichen Begriff von der tiefsinnigen architektonischen Auffassung der Gebäude im Spitzbogenstil.

Nun drehte sich meine erste Unterhaltung mit Arnold um das mir noch unbekannte Münster von Straßburg. Seine begeisterten Schilderungen und sachverständigen Bemerkungen weckten in mir eine späte Reue, daß ich es

versäumt, von Baden nach Straßburg hinüberzufahren. Arnold belehrte mich, daß man erst, seitdem die alte Reichsstadt Köln mit ihrem kolossalen Domfragment preußisch geworden war, angefangen habe, sich mit der gotischen Baukunst näher zu beschäftigen. Seitdem habe man ihre bewundernswerte organische Durchbildung anerkannt, und viele Architekten, zu denen auch er gehöre, ständen nicht an, dieser Bauart für unsere deutschen Gotteshäuser den Vorzug vor allen anderen Baustilen zu geben. Griechische Tempel nachzuahmen passe weder für unseren Kultus noch für unser nordisches Klima, die sogenannten romanischen Bauten im Rundbogenstil seien zu plump und meistens zu finster, der moderne römische Stil, in dem die Jesuiten so viel gebaut, leide an Prinzipienlosigkeit und Überschnörkelung, einen ganz neuen Stil zu finden sei eine ebenso mißliche Sache, wie eine neue Sprache zu erdenken; dergleichen lasse sich nicht machen, das müsse entstehen. So komme man denn immer wieder auf den gotischen Kirchenstil zurück, der in seinen strengen Grundregeln eine solche Beweglichkeit der Formen zulasse, daß man nicht leicht Wiederholungen zu befürchten habe. Jeder Grundplan einer gotischen Kirche bedinge schon die Ausführung einer wohlüberdachten Anlage und werde deshalb dem verständigen Betrachter immer Wohlgefallen gewähren.

Diese mit ebensoviel Kenntniss wie Bescheidenheit vortragenen Sätze leuchteten mir ein; ich wandte mich begierig der neuen Lehre zu und bat Arnold, mir weiter fortzuhelfen. Dies tat er mit dem redlichsten Willen und der größten Gefälligkeit.

Das bedeutendste und fast das einzige gotische Bauwerk in Paris, die Notre-Dame-Kirche auf der Seine-

Insel, wurde mehrfach von uns besucht und, soweit es anging, in den Einzelheiten durchforscht. Das schöne Monument litt damals an großer Vernachlässigung; der Fassade fehlten sehr viele Statuetten und andere Verzierungen, das Mauerwerk zeigte überall Abbröckelungen und Risse, die Besteigung des einen Turmes war nicht ohne Beschwerde und Gefahr; der oberste Mauerkranz befand sich in schadhaftem Zustand. Arnold zeigte mir, daß es die Absicht des Baumeisters gewesen sei, auf jede Plattform noch eine achtseitige Pyramide zu setzen; doch auch so machten die beiden stumpfen Türme eine befriedigende Wirkung.

Die Aussicht von hier oben gewährte einen weiten, nebligen Umblick über das schwarze Häusermeer von Paris; den Horizont begrenzten flache, unbedeutende Hügelreihen als Ränder des großen Kreidebeckens, in dessen Mitte die Stadt liegt.

Im folgenden Jahre besuchte ich Arnold in Straßburg und hatte die Freude, ihn als Architekten an dem von ihm so hochverehrten Münster angestellt zu finden. Dieses einzige Bauwerk wurde nun einem besonderen Studium unterworfen; ich erinnere mich, daß wir an einem Tage dreimal hinaufstiegen, zweimal bis auf die Plattform, das dritte Mal bis zur Spitze.

Das Neujahrsfest 1821 wurde in den Tuileries mit vielem Pomp gefeiert, weil man nun das unheilvolle Jahr 1820 hinter sich hatte, in dem am 14. Februar der Herzog von Berry, Sohn des Grafen von Artois (nachherigen Königs Karl X.), von Louvel erstochen worden war.

Man wollte diesen Mord mit einer weitverzweigten politischen Verschwörung in Verbindung bringen, aber die Untersuchung ergab, daß Louvel, von einem wütenden Parteihaß getrieben, den Mord in der Hoffnung verübte, die Dynastie der Bourbonen dadurch auszurotten, denn auf dem Herzog von Berry beruhte die Erhaltung der Erbfolge. Seine Gemahlin Karoline, die Tochter des Königs Franz I. von Neapel, hatte schon mehrere tote Kinder gehabt; sie befand sich wieder in gesegneten Umständen. Aber Louvels Absicht wurde wenigstens für jene Zeit vereitelt. Am 29. September 1820, sieben Monate nach dem Tode des Vaters, genas die Herzogin von Berry eines Sohnes, der die Namen Henri Dieudonné und den Titel eines Herzogs von Bordeaux erhielt. Die Aristokraten und Legitimisten begrüßten ihn mit Jubel als die frische Stütze der altersschwachen Dynastie.

Durch das Erscheinen des jungen Stammhalters im Jahre 1820 ermutigt, drangen die Ultraroyalisten in Ludwig XVIII., jetzt strengere Maßregeln gegen die liberale Partei zu ergreifen; allein er weigerte sich standhaft. Da wurde am 27. Januar 1821 ganz Paris durch die Nachricht erschreckt, es sei in der Nacht vorher ein Kanonenschlag in den Zimmern des Königs abgefeuert worden. Am Vormittag strömten die aristokratischen Equipagen nach den Tuilerien, um zu kondolieren und zu gratulieren; man erfuhr, daß der König zu seinen beiden Nichten halb spöttisch, halb ärgerlich gesagt habe, „que ce n'était pas lui qui avait mis le feu!“ Die Tore und Gitter der Tuilerien wurden geschlossen, und man traf alle Vorkehrungen, um einer Volksbewegung zu begegnen, für deren Signal man den Schuß gehalten. Als ich am Morgen ausging, war alles ruhig; die entfernteren

Stadtteile lasen die Nachricht ziemlich gleichgültig in den Zeitungen.

Die Ultras schäumten über die Bosheit der Revolutionäre. Es wurde eine lange Untersuchung eingeleitet, von der in jener Zeit nichts Offizielles verlautete, und bald wandte das Publikum sich der Ansicht zu, der Kanonenschlag sei von den Ultras selbst abgefeuert worden, um den König in Schrecken zu setzen und ihren extremen reaktionären Maßregeln geneigter zu machen.

Unbegreiflich bleibt es freilich, wie ein solches Attentat unternommen werden konnte, da man seit der Ermordung des Herzogs von Berry nur die geprüftesten Diener in der Umgebung des Königs anstellte. Überdies waren die Tuilerien dreifach besetzt: durch die aus lauter Edelleuten bestehende Garde d'élite, durch die treuen Schweizer und im Innersten durch die Huissiers des Königs, ungerechnet die Schildwachen an den äußeren Toren und in den Höfen.

Alle diese Umstände machten es sehr wahrscheinlich, daß irgendein verbissener Ultra einem königlichen Diener ein gutes Stück Geld in die Hand gedrückt und ihm eingeredet habe, er erweise durch diesen Schuß dem Lande und der guten Sache des Königtums einen großen Dienst.

Die öffentliche und geheime Polizei machte die größten Anstrengungen, um den mutmaßlichen Teilnehmern an dem Komplott auf die Spur zu kommen. Es geschahen viele Verhaftungen, und beinahe wäre ich selbst festgenommen worden.

Die Tuilerien wurden nun noch schärfer bewacht; es durfte niemand des Abends unter den Fenstern des Königs vorübergehen. Als ich einst ganz arglos mit Gancel

vorbeischlendern wollte und wir den Anruf der Schildwache überhört hatten, fällte er mit Geklirr sein Bajonett auf zwei Schritt Entfernung und nötigte uns, auf die andere Seite der Straße hinüberzuspringen.

Im Frühjahr 1821 kam der Präsident von Feuerbach im Auftrage der bayrischen Regierung nach Paris, um das französische Gerichtswesen näher kennenzulernen. Feuerbach war in demselben Fall wie mein Freund Gangel; er las und verstand das Französische ganz gut, konnte aber nur mangelhaft sprechen. Daher erbot ich mich zum Cicerone für die Galerien, Museen und andere Sehenswürdigkeiten, mit Ausnahme der Tollhäuser, Lazarette, Anatomien und Gefängnisse. Er nahm dies nicht nur gern an, sondern bat mich auch, ihn in die Assisensitzungen zu begleiten, um eventuell auch dort zu dolmetschen. Dies war für mich eine große Freude, denn welcher Fremde wird so leicht Gelegenheit finden, das französische öffentliche Rechtsverfahren an der Hand eines so kundigen Führers kennenzulernen?

Feuerbach hatte in einer früheren Schrift die Geschworenengerichte nur bedingt für zulässig erklärt; er wollte nun in Paris dieses Urteil entweder bestätigen oder berichtigen. Sein Name diente uns beim Assisenhof als die beste Empfehlung, und obgleich sich zehn gegen eins wetten ließ, daß keiner der Richter oder Räte die mit Recht gefeierten kriminalistischen Schriften von Feuerbach gelesen, so wurde er doch mit ebenso höflichen als nichtssagenden Redensarten überhäuft. Wir erhielten zwei abgesonderte bequeme Plätze, von wo

man, unbehelligt von dem schwirrenden Publikum, den Verhandlungen ruhig folgen konnte.

In Deutschland existierten die Geschworenengerichte nur in der preußischen Rheinprovinz. Man wollte sie bei der Besitznahme im Jahre 1815 nicht gleich aufheben, obgleich sie den altpreußischen Traditionen keineswegs entsprachen, sondern man hoffte sie auf andere Weise zu beseitigen. Allein dabei wurde der preußischen Regierung und speziell dem Justizminister eine wunderbare Enttäuschung bereitet. Der Minister schickte nach und nach aus den alten Provinzen eine Menge Assessoren an den Rhein, die für das Landrecht und das schriftliche Verfahren Propaganda machen sollten. Die Wirkung war jedoch eine gerade entgegengesetzte. Alle diese Herren kehrten begeistert von dem französischen Verfahren nach Berlin zurück, wo man denn zuletzt auch nicht umhin konnte, Mündlichkeit, Öffentlichkeit und Geschworene einzuführen.

Feuerbach machte mich besonders darauf aufmerksam, wie ersprießlich es für ein gutes Vernehmen zwischen Volk und Regierung sei, wenn das Volk sehe, wie und warum die Urteile erfolgen. Doch stellte er einige Schattenseiten des mündlichen Verfahrens nicht in Abrede: Die Bestimmung, daß der Staatsanwalt stets das letzte Wort habe, sei gefährlich, weil ein geschickter Redner den Geschworenen ihr Verdikt leicht in den Mund legen könne; ferner sei es leider nur zu wahr, daß nächst den gemeinschaftlichen Haftlokalen auch die öffentlichen Verhandlungen der Kriminalprozesse eine wahre Lasterschule für Diebstahl, Einbruch, Betrug und andere Verbrechen bildeten. Dieses letzte Übel lasse sich vielleicht durch eine etwas strengere Ausschließung der

Öffentlichkeit vermindern, und bei den Gefängnissen werde man wohl nolens volens zur Einzelhaft übergehen müssen.

Bald fand sich Gelegenheit zu einem Ausflug nach London. Graf Medem wollte seinen bei der russischen Gesandtschaft in London angestellten Vetter besuchen, und ich brannte vor Begierde, die Elgin marbles in natura zu sehen. Durch die Fürsorge meines Vaters wurde ich in den Stand gesetzt, meine Reisekasse von neuem zu füllen, und am 15. März 1821 rollten wir auf der Malleposte von Paris nach Calais. Mit uns fuhr ein junger Engländer, in dem man alsbald den feingebildeten Mann erkannte, weil er das Französische mit seltener Reinheit sprach. Unser Gefährte hieß Williams, er reiste für ein bedeutendes Londoner Handlungshaus und war uns in England von dem größten Nutzen.

Die Poststraße von Paris nach Calais ging damals über Boulogne. Bei diesem letzten Ort erblickten wir von einer Höhe herab zum erstenmal das offene Meer, das in erhabener Ruhe ausgebreitet lag. Für uns Landratten hatte der Anblick etwas Bezauberndes; der Seemensch Williams, der das Meer schon wer weiß wie oft befahren, fand gar nichts Außerordentliches daran.

Als Williams erfuhr, daß wir in der Eigenschaft simpler Touristen und nicht in Handelsgeschäften nach England kämen, schlug er uns vor, mit ihm zusammen den kleinen Umweg über Canterbury und Maidstone nach London zu machen; in Canterbury sei eine schöne Kathedrale zu sehen, und in Maidstone würden soeben Assisen gehalten. Wir gingen gern darauf ein. Nachdem in Dover die strenge englische Maut überstanden worden war, nahmen wir Plätze auf der Außenseite der Postkutsche

und fuhren noch an demselben Abend im hellsten Mondenschein durch ein schönes, bebautes Land in zwei Stunden nach Canterbury. Williams erwies sich in allen Stücken überaus hilfreich und tätig. Ganz das Gegenteil der gewöhnlichen steifen, trocknen, unzugänglichen Engländer, fand er ein besonderes Vergnügen daran, die Honneurs seines Vaterlandes zu machen.

Nach allzu flüchtiger Beschauung der vielen historischen Monumente in Canterbury fuhren wir weiter nach Maidstone. Das ganze Land glich einem großen, wohlgepflegten Garten; nirgend ein wüster, unbebauter Fleck, Meierhöfe und Landhäuser, soweit das Auge reicht, sehr wenig Wiesen, aber viel Getreidefelder, in den reinlichen Dörfern Obst- und Schattenbäume. Unser Fuhrwerk, ein Mittelding zwischen Diligence und Extrapost, mit schlanken Pferden bespannt, rollte in geflügelter Eile von Station zu Station durch die fruchtbare Gegend. Nur eins fehlte der Landschaft: ein reiner Himmel; trotz des Sonnenscheines lagen alle Nähen und Fernen in einem leichten Nebelschleier.

In dem ansehnlichen Orte Maidstone, wo der Erzbischof von Canterbury einen großen Palast besitzt, fanden wir die Assisen im vollen Gange und deshalb einen starken Andrang von Fremden. Der Zugang zum Gerichtssaal bot besondere Schwierigkeiten; dem gefälligen Williams gelang es durch seine Bekanntschaften, uns Plätze zu verschaffen, die indessen mit vielen aktiven und passiven Rippenstößen erkaufte werden mußten. Bei solchen Gelegenheiten zeigt sich recht deutlich die äußere Roheit des englischen Volkscharakters.

Im Saal entfaltete sich der antiquierte Pomp der würdevollen Beamten und die ganze Straffheit der gepriesenen

Selbstregierung. Das war freilich ein ander Ding als die prosaischen Pariser Sitzungen. Der Oberrichter auf erhöhtem Stuhl trug einen roten, mit weißem Pelz besetzten Mantel und eine Allongeperücke; etwas tiefer saßen die Beisitzer und Anwälte (men of the court and advocates), alle mit etwas kleineren Perücken; rechts auf besonderer Erhöhung die Geschworenen (jury), aus zwölf Bürgern bestehend; daneben der Unterrichter (undersheriff), der beim Zeugenverhör die Eide leisten und das Evangelium (gospel) küssen ließ; vor dem Tribunal auf einer umgitterten Erhöhung der Angeklagte mit dem Schließer. An den offenen Türen des dichtgefüllten Saales sah man statt aller Polizei und Wache einige handfeste Constables mit einfachen weißen Stäben. Sie hielten wohl eine äußere Ordnung aufrecht, aber es gelang ihnen nicht, durch ihr ewiges „Silence“ und „Order“ auch nur momentan eine Stille im Saal hervorzu- bringen. Sie hätten ebensogut dem Meere zurufen können, nicht zu rauschen. Deshalb war es für einen Fremden ganz unmöglich, von den Verhandlungen etwas zu verstehen; selbst Williams konnte nur bei einer Sache den Zusammenhang fassen: Ein junger Bauernkerl wurde für vier gestohlene Enten zu einem Jahr Festungsarbeit verdammt.

In den letzten Tagen des Londoner Aufenthaltes konnten wir noch einer Sitzung des Unterhauses beiwohnen, das damals in dem alten, sehr bescheidenen Lokal tagte. Ein langer, schmaler Saal enthielt auf jeder Seite vier oder fünf Reihen ganz schmuckloser hölzerner Bänke;

die Galerie für die Zuschauer mochte kaum hundert Personen fassen. Am Ende des Saales thronte der Sprecher mit langer Allongeperücke auf dem historischen Wollsack. Er heißt bekanntlich deshalb der Sprecher, weil er sehr selten zu sprechen pflegt; er tat in dieser Sitzung nichts anderes, als daß er alle paar Minuten den bepuderten Hauptschmuck schüttelte und ein halblautes „order! order! order!“ hervormurmelte; aber niemand kehrte sich daran. Da keine berühmten Redner auftraten, herrschte ein solches Geräusch im Saal, daß man von den Verhandlungen wenig verstehen konnte. Das Betragen der Mitglieder, weit entfernt von aller Feierlichkeit, war ein einfaches Sichgehenlassen. Einzelne schlenderten von einer Seite auf die andere hinüber, um sich mit ihren Freunden zu unterhalten; auf der hintersten Bank lag ein ehrenwertes Mitglied auf dem Rücken ausgestreckt und schlief, die Hacken auf die Lehne gestützt. Bei den Hinausgehenden bemerkte ich, daß sie nicht vorwärts, sondern rückwärts sich gegen die Tür bewegten und dann dem Sprecher eine tiefe Verbeugung machten. Dieses sonderbare Manöver erklärte mein Cicerone dahin, daß nach der allgemeinen Ansicht des Publikums die Majestät des englischen Volkes nicht in dem vornehmen Oberhaus ruht, welches man nur als den höchsten Gerichtshof betrachtet, sondern im Unterhaus, in den Gemeinen. Der Sprecher repräsentiert also das personifizierte England, und es ist unanständig, sogar unerlaubt, ihm den Rücken zuzukehren.

Den Schluß des Londoner Ausfluges machte ein Besuch in der Bierbrauerei von Barclay, Perkins and Comp., deren Räumlichkeiten beinahe ein ganzes Stadtviertel einnehmen. In unserem kleinen Fremdenführer vom

Jahre 1819 war angegeben, daß im Jahre 1817 diese Brauerei 281 000 Fässer (barrels) geliefert, im Jahre 1818 340 000 Fässer. Hier sahen wir zum erstenmal eine Dampfmaschine in Tätigkeit. Sie bewegte unter anderm mehrere Krane, von denen die vollen Fässer aus dem Keller in die bereitstehenden Wagen geladen wurden. In den Ställen standen 50 bis 60 elefantenähnliche Pferde; es schien unglaublich, daß man durch gute Zucht und durch kräftige Malznahrung das Pferd zu einer so unförmlichen Größe bringen könne. Ein losgegangenes Hufeisen hatte ungefähr die Größe eines Suppentellers. Das Bier wird in 99 turmartigen Fässern bewahrt, deren jedes 2500 barrels faßt. Hier wurde mir klar, warum die Engländer in Heidelberg das große Faß auf dem Schloß mit einiger Verachtung ansehen, sie haben in den englischen Brauereien viel größere.

In dem erwähnten Fremdenführer von 1819 steht eine Bemerkung über die Dampfschiffe, die mir beim Durchlesen nach 52 Jahren (1871) die Anfänge jener großartigen Industrie recht lebhaft vergegenwärtigt. Es heißt daselbst: „Im Jahre 1815 begann eine neue und interessante Reiseart auf der Themse in Dampfbooten. Diese Fahrzeuge sind mit Dampfmaschinen und Schaufelrädern versehen, um das Schiff mit größerer Schnelligkeit selbst gegen Wind und Flut, auch über stürmische See zu treiben. Das erste Dampfschiff, welches das gewagte Unternehmen ausführte, das gefährliche Meer nordwärts von England zu durchschiffen, hieß „die Themse. Es ist durch das Logbuch, welches Herr Weld im September 1815 herausgab, bewiesen, daß dieses Dampfschiff, oft gegen konträren Wind und bei stürmischer See, 758 Seemeilen in 121 Stunden zurücklegte.“

Als nun bei der Beratung über unsere Rückreise nach Paris davon die Rede war, daß auch zwischen Dover und Calais ein Dampfschiff fahre, und wir Lust bezeigten, diese neue Gelegenheit zu benutzen, wurde uns dies von allen Seiten widerraten, weil die Sache, besonders in der jetzigen Äquinoktialzeit, zu gefährlich sei. Ganz vor kurzem sei mitten im Kanal das eine Schaufelrad an dem Dampfer zerbrochen, das andere Rad habe aber weitergearbeitet und das Schiff immerfort in einem großen Kreise herumgeführt. Zum Glück sei ein simples Segelschiff dem neuen künstlichen Vehikel zu Hilfe gekommen und habe es endlich am Schlepptau in den Hafen gebracht.

Wir wählten also der Sicherheit wegen ein französisches Paketboot, hatten eine sehr stürmische Überfahrt, bei der die Seekrankheit die meisten Passagiere, sogar den französischen Kapitän mit seinen Matrosen, heimsuchte, und waren am 31. März 1821 wieder in Paris.

Während meines Aufenthaltes in Paris kam es auch vor, daß Talleyrand in der Pairskammer eine Rede hielt oder vielmehr ablas, denn man wußte, daß ihm bei seinen übrigen eminenten geistigen Eigenschaften die Gabe der freien Rede fehlte.

Als Minister des Auswärtigen war Talleyrand ganz an seiner Stelle. Die deutschen Duodezfürsten, die in Paris versuchten, aus dem Schiffbruch des deutschen Reiches ihre kleinen Planken zu retten, behandelte Talleyrand mit der äußersten wohlverdienten Verachtung. Seine erste Frage an die Gesandten dieser reichsunmittelbaren kleinen Hohheiten war: „Apportez-vous de l'argent?“

Der allgemeine politische Zustand von Frankreich hatte sich während der Kammersession von 1820 auf 1821 eher verschlimmert als verbessert. Seit der Ermordung des Herzogs von Berry (13. Februar 1820) erhielten die Ultras die Oberhand und drängten die Regierung unaufhörlich zu Repressivmaßnahmen. Man muß es Ludwig XVIII. zum Ruhme nachsagen, daß wenige Fürsten an seiner Stelle mit so großer Mäßigung nach allen Seiten hin würden regiert haben. Allein er besaß zuwenig Energie, um seiner liberalen Gesinnung einen festen Halt und Ausdruck zu geben; immer weiter wurde er von dem Wege freiheitlicher Reformen abgedrängt. Es ist gar keine Frage, daß die unter ihm begonnenen reaktionären Beschränkungen der freien Presse, der persönlichen Freiheit, der Departementswahlen usw. den Grund zu dem törichtem Beginnen seines Bruders und Nachfolgers, Karls X., legten, dem die Dynastie der Bourbonen zum Opfer fiel. Als im Jahre 1819 die französische Pairskammer den Aristokraten nicht royalistisch genug schien, bewog man den schwachen Ludwig XVIII., auf einmal 60 neue Pairs von ergebener Gesinnung zu ernennen. Durch diese „fournée de pairs“, wie der Pariser Volkswitz sich ausdrückte, hoffte man die Majorität in der ersten Kammer für die Regierung zu sichern.

Nach dem Frieden von 1815 hatten die alliierten Mächte dem König Ludwig XVIII. den Herzog von Richelieu als Premierminister aufgedrängt, der im Jahre 1789 emigrierte, in russische Kriegsdienste trat und zehn Jahre lang als Generalgouverneur der Krim in Odessa residierte. Er galt für einen Royalisten vom reinsten Wasser. Allein auch Richelieu war der Adels- und Priesterpartei nicht reaktionär genug und wurde im Jahre

1818 entlassen. Als Ludwig XVIII. sich genötigt sah, ihn von neuem zu berufen, um mit Villèle und Corbière ein ganz retrogrades Ministerium zu bilden, ließ sich wohl voraussehen, daß alle Regierungsmaßregeln einen entschiedenen Rückschritt nehmen würden.

Am 17. April 1821 erfüllte Giamboni endlich sein Versprechen, uns Eintritt in die Deputiertenkammer zu verschaffen, was damals manchen Weitläufigkeiten unterlag. Die Linke war wenig zahlreich. Bei den letzten Wahlen hatte die Regierung alle Mittel angewendet, um die liberalen Kandidaten zu verdrängen. Man machte schon damals gar kein Hehl daraus, daß viele Wähler sich durch die übertrieben luxuriösen Ministerialdiners hätten beeinflussen lassen, was nachher unter Villèles Premierschaft noch weiter fortgesetzt wurde.

Bei der bevorstehenden Taufe des Herzogs von Bordeaux hielt die Regierung es für angemessen, gegen etwaige Volksaufstände eine militärische Machtentfaltung in Szene zu setzen. Am letzten April 1821 hielt Ludwig XVIII. auf dem Marsfeld eine große Revue über 23500 Mann von allen Waffengattungen. Der König in scharlachroter Uniform mit breitem Ordensband saß – oder vielmehr lag in einem ganz goldenen Wagen und grüßte mit stereotypem Lächeln wohlgefällig nach beiden Seiten hin.

Am 2. Mai gab es in den Champs-Élysées ein Volksfest mit originellen Belustigungen und Späßen, denen wir eine Zeitlang mit Anteil zuschauten, weil in Deutschland dergleichen nicht Sitte ist. Hier wurde wie zu den Zeiten der römischen Kaiser das Volk an mehreren Hundert Tafeln gespeist, sechs Fontänen sprudelten Wein und zwölf Bier. Wenn bei schwächer werdenden Strahlen die

Umstehenden näher traten, um mit Gläsern und Bechern oder mit der hohlen Hand zu schöpfen, so wurden sie durch die stärker angelassenen Pumpen von Wein und Bier tüchtig durchnäßt. Ein bewegliches Türmchen schüttelte bei jeder Drehung kleine Würste, ein anderes gebratene Hühner, ein drittes Dragées und Konfekt usw. Das Betragen des Pariser Janhagels war anständiger als bei uns; die an allen Ecken improvisierten Kontretänze, die in Frankreich ebenso national sind wie in Deutschland der Walzer, gaben das Bild der harmlosesten Volksfreude; es fiel uns auf, daß hier die ältesten Leute mit dem größten Eifer am Tanze teilnahmen.

Am 3. Mai 1821 verließ ich Paris nach einem Aufenthalt von sechs Monaten. Überblickte ich im Geist diesen langen Zeitraum, so erschien mir das, was ich in meiner Weiterbildung erreicht, als sehr gering, und ich empfand eine gewisse Unbefriedigung, daß so manche Lücke in den mir vorgesetzten Arbeiten offengeblieben sei.

In Heidelberg konnte ich zum zweitenmal die Schaffnerin Hepp durch meine Gegenwart überraschen, in Bayreuth wurde wiederum ein genußreicher Abend in Jean Pauls Gesellschaft verlebt. Nach einigem Aufenthalt in Löbichau und Sagan erreichte ich am 8. Juni 1821 wohlbehalten das väterliche Haus in Berlin.

NACHWORT

Die Jugenderinnerungen des Berliner Buchhändlers und Altertumsforschers Gustav Parthey wurden erstmal 1871 als Handschrift für Freunde herausgegeben und 1907 in 400 Exemplaren neu aufgelegt. Das Interesse an der lebendigen Schilderung des Lebens dieser bekannten Berliner Bürgerfamilie veranlaßt uns, diese gekürzte Neuauflage vorzulegen. Im Mittelpunkt von Partheys Memoiren steht die Gestalt des Buchhändlers und Philosophen *Christoph Friedrich Nicolai* (1733 bis 1811), der in der deutschen Aufklärung gegen Aberglauben und Vorurteile und für das Recht der Vernunft einen entschiedenen Kampf geführt hat. Mit Moses Mendelssohn und Gotthold Ephraim Lessing verband ihn eine schöpferische Freundschaft, die ihren Niederschlag in der gemeinsamen Arbeit an der Zeitschrift „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste“ und in den 1759 erschienenen „Briefen, die neuste Literatur betreffend“ fand.

Als Verleger hervorragender germanistischer Werke und anerkannter Schulbücher, als Schriftsteller und kritischer Förderer der Literatur genoß Nicolai höchstes Ansehen. Aus der großen Anzahl von Nicolais topographischen, gesellschaftskritischen, literarischen und philosophischen Veröffentlichungen verdienen die 1769 herausgegebene „Beschreibung der königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam“ und seine Reisebeschreibung von Deutschland und der Schweiz (1783) besondere Beachtung. Sie dienten dazu, dem in Deutschland herrschenden reaktionären Provinzialismus entgegenzuwirken. Nicolai meinte, für den gebildeten Deutschen,

der sich schäme, die Kunstschatze des Auslandes nicht zu kennen, sollte es beschämender sein, wenn ihm die Kunstschatze der Dresdener Galerie und überhaupt das Vaterland unbekannt sei.

Charakteristisch für ihn, den Verfechter der Aufklärung, ist sein Bestreben, die Kunst und die Wissenschaft breiteren Schichten zugänglich zu machen. Der Kampf des Bürgertums um die Vorherrschaft war mit dem Bemühen um die Popularisierung des Wissens und der schönen Künste verbunden.

„Das Völkehen von Lehrern und Lernenden, das etwa 20 000 Menschen stark ist, verachtet die übrigen 20 Millionen, die außer ihm deutsch reden, so herzlich, daß es sich nicht die Mühe nimmt, für sie zu schreiben... Haben die Gelehrten gar keine Pflichten gegen das übrige menschliche Geschlecht?“ rief der alte Nicolai aus.

Seine Fehltritte über die Schöpfungen der Sturm- und Drangperiode und sein hartnäckiges Ankämpfen gegen alle neuen Literaturbestrebungen isolierten ihn jedoch von den Geistesgrößen seiner Zeit. Goethe und Schiller verspotteten ihn in den „Xenien“, und viele neigten dazu, seine Verdienste überhaupt zu leugnen. Eine endgültige Wertung der Rolle, die Nicolai in der Entwicklung des literarischen und philosophischen Lebens in Deutschland gespielt hat, muß künftigen Forschungen vorbehalten bleiben.

Nicolais Enkel Gustav Parthey, geboren am 27. Oktober 1798, ist der einzige, der über ihn biographisches Material in überzeugender Anschaulichkeit liefert und in der Beschreibung des Hauswesens Brüderstraße 13 ein Stück Berliner Kulturgeschichte wieder zum Leben erweckt.

Das gelang ihm, indem er selbst bescheiden zurücktrat und doch nicht auf lebenswüchdig-persönliche Details verzichtete. In seinem Vorwort zu der 1. Ausgabe der „Jugenderinnerungen“ heißt es:

„Die inneren Erlebnisse, Kämpfe, Umwandlungen und Abklärungen der Menschenseele entziehen sich jeder Darstellung, die nicht an eine Selbstbespiegelung anstreift. Daher wird von subjektiven Empfindungen so wenig als möglich bei mir die Rede sein. Bei einem rastlos Vorwärtstrebenden bleiben ohnehin die inneren Verpuppungen und allmählichen Entwicklungen dem eigenen Verstande und Gefühl verborgen.“

Parthey schildert in den „Jugenderinnerungen“ sein Leben bis zum Jahre 1821. Er beobachtet mit aufmerksamen Kinderaugen das Berlin der Franzosenzeit und der Befreiungskriege; der Jüngling führt uns ins Leben der damaligen deutschen Universitäten ein. Nach dem ungewöhnlich kurzen Studium von nur einem Jahr besaß der Hochbegabte das Doktordiplom. Die Aufzeichnungen schließen mit Reiseeindrücken aus Frankreich und England.

Im Jahre 1824 verheiratete sich Parthey mit Wilhelmine Mittelbacher aus Karlsbad. Im Jahre darauf starb der Vater, Friedrich Parthey, der es vom Leineweber bis zum Hofrat im Generalfinanzdirektorium gebracht hatte. Ein weiterer schmerzlicher Verlust traf ihn im Jahre 1829, als die ihm so teure Schwester Lilli, deren lebenswüchdige Munterkeit die Blätter seiner Erinnerungen erfüllt, nach kurzer Ehe mit dem Musiker Bernhard Klein starb.

Mit dem Tod seines Vaters fiel die Verwaltung der Nicolaischen Buchhandlung an Gustav Parthey, aber da ihm zuverlässige Geschäftsführer zur Seite standen, behinderte ihn die neue Verantwortung nicht in seiner Forscher- und Sammlertätigkeit. Er unternahm mehrere lange Reisen nach Italien, Ägypten, die Levante usw., die ihren Niederschlag in seinen Veröffentlichungen fanden. Von diesen ist vieles lateinisch und auch das in deutscher Sprache Abgefaßte größtenteils für die archäologische Fachwelt geschrieben. Eine Übersicht seiner wichtigsten Veröffentlichungen findet sich auf Seite 421.

Als Manuskript wurde 1862 die liebenswerte Schrift: „Ein verfehlter und ein gelungener Besuch bei Goethe“ gedruckt, die in ihrem abgeklärten und ausgewogenen Stil zu den Jugenderinnerungen paßt und deren erster Teil als eine willkommene Bereicherung in die vorliegende Ausgabe aufgenommen wurde.

Im Jahre 1857 wurde Gustav Parthey zum Mitglied der Akademie der Wissenschaft berufen – für einen Privatgelehrten eine außerordentliche Anerkennung.

1858 fand eine Teilung der Nicolaischen Buchhandlung in Sortiments- und Verlagsbuchhandlung statt. Während die Sortimentsabteilung in andere Hände überging, blieb die Nicolaische Verlagsbuchhandlung bis 1866 im Besitz von G. Parthey. Bis 1892 befanden sich beide Geschäfte im gleichen Haus, beide unter dem Namen des Begründers.

Am 2. April 1872 starb Gustav Parthey auf einer Studienreise in Rom, wo sich auch sein Grab befindet. Den größten Teil seiner umfangreichen Sammlungen und seiner Bibliothek hatte er bereits zu Lebzeiten der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Gustav Parthey war keine Kämpfernautur wie sein Großvater Nicolai; sein Leitspruch, den er den Jugenderinnerungen voransetzte, lautete „bene qui latuit bene vixit“ – wer im verborgenen gelebt hat, hat gut gelebt. Sein Lebensinhalt war nicht nur das Sammeln kostbarer Gegenstände und nützlicher wissenschaftlicher Daten, sondern auch das weitherzige Aufnehmen des gesamten ihn umgebenden Lebens mit all seinen scheinbaren Zufälligkeiten, mit all seiner von vielen verkannten Anmut und seiner wechselnden Vielfalt. Parthey ist ein Meister der Sprache. In seiner Erzählung schöpft er aus einer solchen Fülle von Ideen und sprachlichen Bildern, daß es ihm wie wenigen gelingt, die zurückliegende Wirklichkeit greifbar aufleben zu lassen. Heute erweisen sich die demokratischen und liberalen Bürger des 19. Jahrhunderts vielfach als die geeigneten Mittler zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Das Bürgertum gab damals der deutschen Nation das kulturelle Profil. Es war die Kraft, die den preußischen Staat nach der Katastrophe von Jena und Auerstedt 1806 wieder aufrichten half, die nach den Befreiungskriegen den Kampf um die Leitung des Staates und um ein einiges Deutschland aufnahm.

Dieser Kampf des deutschen Bürgertums war jedoch bei weitem nicht so erfolgreich, wie der der bürgerlichen Klasse Englands im 17. Jahrhundert und Frankreichs im 18. Jahrhundert. Auf diese Entwicklung deutet schon manches in Partheys Memoiren hin. Mit dem Anwachsen des Fabrikwesens entwickelte sich die neue Klasse des Proletariats. Die Bourgeoisie begann den Zweifrontenkrieg gegen die Feudalklasse und die Arbeiter. Die Abneigung gegen den „Pöbel“ spürt man deutlich an der

Schilderung von Nicolais Leichenbegängnis (S. 59), wenn von der spalierbildenden Menge gefürchtet wurde, „daß diese rohen Volksmassen irgendeine Gewalttätigkeit verüben möchten“. Hier trat schon die Angst vor dem Volke zutage. In der Revolution von 1848 blieb der Bourgeoisie die Wahl zwischen der reuigen Rückkehr zu König und Junkertum und dem Bündnis mit der Arbeiterklasse. Bekanntlich wählte sie das erstere und verriet feige die Revolution und damit die Hoffnungen ihrer eigenen Jugend auf die Herbeiführung eines einigen deutschen Nationalstaats.

Während Parthey ängstlich und etwas abfällig vom „Pöbel“ spricht, vertritt er selbstbewußt den Standpunkt des Bürgers, der sich entschieden von der Feudalklasse distanziert. Mit wenigen Zeilen entwertet er z. B. den Mythos von der erhabenen Staatsmoral des friderizianischen Preußens, indem er die Anekdote erzählt, wie Friedrich II. einem notleidenden Zolleinnehmer vorwarf: „Ich hab' Ihn ja an die Krippe gebunden, warum hat Er nicht gefressen!“ Das junkerliche Preußen von 1806, das vor dem Feind zusammengebrochen war wie ein Kartenhaus, und die beschränkten Qualitäten Friedrich Wilhelms III., eines „der größten Dummköpfe, die je ein Thron geziert“ (Fr. Engels), ziehen Partheys Spott in gleicher Weise auf sich.

Die Kriegsergebnisse von 1812 sind mit solch unmittelbarer Lebendigkeit geschildert, daß man wohl annehmen darf, daß Parthey sich dabei vielfach auf Tagebuchaufzeichnungen aus seiner Jugendzeit gestützt hat. So ist es auch zu erklären, daß in den Äußerungen über die „glücklichen Schlachten“ Napoleons bei Smolensk und Walutino noch der Einfluß der französisch gelenkten Nach-

richten für das besetzte Berlin jener Tage wirksam ist. Die vielen Gestalten und Episoden, die der Realist Parthey mit sicherem Sinn für das Typische auf den Gebieten der Wissenschaft und Künste sowie des politischen Alltags vor dem Leser aufleben läßt, fügen sich in den Schlußkapiteln seines Werkes zu einem plastischen Bild des nachnapoleonischen Europas zusammen. Das zaristische Rußland hatte sich vom Initiator der Befreiungskriege zum Hauptträger der „Heiligen Allianz“ der Freiheitszerstörer gewandelt. Der Haß der bürgerlichen Jugend, die nach dem Verfassungsstaat strebte, mußte sich gegen die Handlanger des Zaren richten und tat es auch, wie Sands Verzweiflungstat bewies.

England, seit dem 17. Jahrhundert die Bastion der Bürgerklasse, spielte die Rolle eines ungemein finanzkräftigen und – wie sich bei der von Partheys geschilderten Aufschlüsselung der englischen Wiederaufbauhilfe für die verwüsteten deutschen Städte und Dörfer herausstellte – bestens informierten Drahtziehers. Diese Subsidien und Beihilfen wurden keineswegs aus Selbstlosigkeit gegeben. Die englische Bourgeoisie besaß noch das fast ausschließliche Industriemonopol. Deshalb flossen die für Hilfszwecke verausgabten britischen Gelder sehr bald in die Taschen britischer Fabrikanten zurück.

In Frankreich lernte Parthey die restaurierte Bourbonendynastie kennen, die bis zur Julirevolution von 1830 bestand. Man liest mit Erstaunen, daß Parthey auf seiner Frankreichreise 1821 ein Abgeordnetenhaus, also ein Parlament, besucht hat und dies zu einer Zeit, als es noch in keinem der deutschen Staaten außer dem Königreich Württemberg eine damit vergleichbare Volksvertretung gab. Das lag daran, daß das „besiegte französische

sische Volk ... der Brust seiner siegreichen Feinde dennoch solche Scheu einflößte, daß es eine leidlich liberale Verfassung erhielt, während die andern trotz aller ihrer Anstrengungen und all ihrer Freiheitsprahlereien, nichts erhielten als zu Anfang schöne Worte und hinterher blaue Bohnen“ (Fr. Engels).

Besonders gern verweilte der junge Parthey bei der Darstellung des regen Kulturlebens seiner Heimatstadt, das die Berliner mit Stolz erfüllte. Seine Feder entwirft ein Bild des Theaters und der literarischen Gesellschaft seiner Zeit, wie es anschaulicher und lebendiger kaum sein könnte.

An den Erlebniskreis des jungen Parthey erinnert uns heute das Nicolai-Lessing-Haus, Brüderstraße 13. Das Haus war 1787 von Nicolai erworben worden, zu einer Zeit, als die beiden anderen Geistesgrößen der Aufklärung, Moses Mendelssohn und Lessing, nicht mehr unter den Lebenden weilten. Die Einbeziehung von Lessings Namen erfolgte erst 1910, als das ursprüngliche Lessinghaus am Königsgraben abgerissen wurde. Das dort befindliche Lessingmuseum wurde damals in das Nicolaihaus überführt. Viele Jahre hindurch war die Brüderstraße 13 ein Sammelpunkt Berliner kulturellen Lebens durch regelmäßig stattfindende literarische Vortragsabende und Musikunterhaltungen, bis diese Veranstaltungen 1936 von den Faschisten verboten wurden.

Während des zweiten Weltkrieges wurde das Haus durch Bombenangriffe schwer in Mitleidenschaft gezogen. Heute ist es wiederhergestellt, und den Berlinern ist damit eines der edelsten bürgerlichen Baudenkmäler des 18. Jahrhunderts erhalten worden, ein Haus, von dem humanistisches Gedankengut über das ganze deutsche Sprachgebiet ausstrahlte.

DIE WICHTIGSTEN ARBEITEN VON GUSTAV PARTHEY

Millin, „*Mythologische Galerie*“ aus dem Französischen übersetzt (1820)

„*De Philis insula commentatio*“ (Abhandlung über die Insel Phylai im Nil) (1830)

„*Wanderungen durch Sizilien und die Levante*“, 2 Bde. und Bildertafeln (1834–1840)

„*Das alexandrinische Museum*“ (1837. Preisschrift mit einer goldenen Medaille gekrönt)

„*Vocabularium coptico-latinum et lat.-copt.* (Koptisch-lateinisches und lat.-koptisches Wörterbuch 1844)

„*Wenzel Hollar. Beschreibendes Verzeichnis seiner Kupferstiche*“

„*Kurzes Verzeichnis der Hollar'schen Kupferstiche*“ (1853)

„*Die Bildersammlung in Rudolstadt*“ (1857)

„*Deutscher Bildersaal*“ (1861–1864)

„*Mirabilia Romae*“ (Wunder Roms) (1869)

WORTERKLÄRUNGEN

18 <i>chapeau bas</i>	flacher Hut, der unter dem Arm getragen wurde
23 <i>Stelzenkrug</i>	Krug in der Alexanderstr. 46, der im Jahr 1705 der Invalidenanstalt geschenkt wurde
23 <i>Etagère</i>	Bücherbrett, Gestell mit mehreren Fächern
23 <i>Bergère</i>	breiter, gepolsterter Sessel
23 <i>Guéridon</i>	Leuchtertischchen
25 <i>debitieren</i>	absetzen, verkaufen
26 <i>Proktophantasmist</i>	Figur in Faust I in der Blocksbergszene, deren Witz sich gegen Nicolai richtet
28 <i>disparu</i>	verschwunden
28 <i>Sebaldus Nothanker</i>	Roman von Chr. Fr. Nicolai: „Das Leben und die Meinung des Herrn Magister Sebaldus Nothanker, Berlin und Stettin 1773. Mit Titelpupfer von Chodowiecki“
28 <i>John Bunkel</i>	Roman von Chr. Fr. Nicolai: „Ein paar Worte, betreff. Jh. Bunkel u. Cph. M. Wieland Berlin 1799“
30 <i>qu'il avait...</i>	daß er einen steifen und doch nachlässigen Eindruck machte
32 <i>Königliche Bibliothek</i>	Die Königliche Bibliothek wurde von Boumann dem Jüngeren in den Jahren 1775 bis 1780 als Wiederholung eines Entwurfs des Wiener Baumeisters Fischer von Erlach erbaut; diente viele Jahre als Auditorium Maximum der Berliner Universität. Die Wiederherstellung des schwerzerstörten Baues ist vorgesehen
38 <i>Bellona</i>	altrömische Kriegsgöttin
41 <i>Urbanität</i>	Höflichkeit, feine Lebensart
44 <i>Que faire...</i>	Was tun, wenn sie uns folgen?
44 <i>Sire, soyez ...</i>	Majestät, Seien Sie ruhig, sie werden uns nicht folgen
54 <i>Fusion des masses</i>	Verschmelzung der Massen

57 <i>Helling Semmel</i>	ein Stück Semmel
58 <i>Ananas</i>	In den königlichen Treibhäusern von Sanssouci und Oranienburg wurde seit der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts Ananas gezogen (Stengel: „Ein Kapitel vom Nahrungswesen“ Berlin 1952)
65 <i>Contrescarpe</i>	Wall, Außenböschung
66 <i>Kornelle</i>	baumartiger Zierstrauch, auch Korneliuskirschbaum genannt
71 <i>Waisenturm</i>	Turm des Waisenhauses, das an der Waisenbrücke stand und das später dem Gebäude der Gasag weichen mußte
73 <i>herculanische Rollen</i>	Seit dem 18. Jahrhundert wurden in Herculaneum am Golf von Neapel – einem römischen Villenort, der am 24. August im Jahre 79 zusammen mit Pompeji und Stabiä durch einen Vesuv-Ausbruch verschüttet wurde – ergiebige Ausgrabungen durchgeführt. Besonderes Aufsehen erregt die Auffindung einer verkohlten Bibliothek, auf die Parthey hier anspielt
76 <i>Montagsklub</i>	gegründet im Oktober 1749 von dem Schweizer Theologen Joh. Georg Schultheß. Der Zweck der Vereinigung war die Pflege einer freien heiteren Konversation. Die Zahl der Mitglieder war ursprünglich auf 30 festgesetzt, wurde jedoch 1798 auf 25 vermindert. Er setzte sich zusammen aus Juristen, Ärzten, Dichtern, Musikern, bildenden Künstlern und Kaufleuten
78 <i>Seehandlungsobligationen</i>	Die preußische Staatsbank wurde 1772 als „Seehandlungsgesellschaft“ gegründet und 1904 in „Königliche Seehandlung (Preußische Staatsbank)“ umbenannt
78 <i>Obligation</i>	festverzinsliches Wertpapier
81 <i>oblong</i>	länglich
82 <i>hodometrisches Instrument</i>	Wegmesser

83 *Geschichte eines
dicken Mannes*

Roman von Chr. Fr. Nicolai: „Geschichte eines dicken Mannes, worin drey Heurathen und drey Körbe nebst viel Liebe. Mit Kupfern von J. W. Meil, Berlin 1794“

84 *Streitsche Stiftung
(siehe Streit, Per-
sonenregister)*

Die Stiftung existiert noch heute und wird von einem Gremium, dem der Propst zu Berlin vorsteht, verwaltet. Parthey unterschätzte den künstlerischen Wert der Gemälde, unter denen sich einige Stadtansichten von Antonio Canaletto und hervorragende Arbeiten von Amigoni befinden

85 *Kollaborator*

Mitarbeiter, Hilfslehrer

92 *Colombscher Husar*

Angehöriger einer Schwadron freiwilliger Jäger, die bei Beginn des Feldzuges 1813 von dem Rittmeister von Colomb angeworben worden war. Diese Einheit operierte im Rücken der französischen Armee und desorganisierte durch außerordentlich kühne Überfälle die Versorgung und den Munitionsnachschub der französischen Armee

94 *Auditeur*

Beisitzer bei Gerichten

95 *Interdikt*

Verbot

96 *Kamptzsche Imme-
diatkommission*

Justizbehörde zum unmittelbaren Einschreiten gegen die „Demagogen“, gebildet von dem preußischen Juristen und Staatsmann Karl v. Kamptz (1769–1849)

97 *Kabinettsjustiz*

Einwirkung des Fürsten auf die Entscheidung der Gerichte, d.h. die im Sinne der Reaktion unverhüllt parteiliche Justiz

97 *relegiert*

von der Universität verwiesen

98 *Zyklope*

einäugiger Riese der griechischen Mythologie

105 *Akzise*

indirekte Steuer, Verzehrsteuer

105 *vexatorisch*

äußerst lästig

106 *faux frais*

Nebenkosten

424

107 Münze

Die alte Münze wurde 1800 von dem Baumeister Gentz am Werderschen Markt erbaut und mit einem Relief von Gilly und Schadow, das die Gewinnung und Verarbeitung des Erzes darstellt, geschmückt. Dieses Sandsteinrelief wurde auf die 1871 errichtete neue Münze übertragen und ist noch heute am Haus des Ministeriums für Kultur am Molkenmarkt zu sehen

111 Sostrum

Rettungslohn, Arztlohn

117 detestabel

widerlich

120 Hohe Pforte

Türkische Regierung; Ägypten war seit 1517 unter türkischer Herrschaft

126 La Garde n'a pas...

Die Garde hat nicht eingegriffen

129 Il paraît...

Es scheint, daß alle Hessen Räuber sind

133 Prisengelder

Belohnung für die Besatzung eines Schiffes, das eine Prise gemacht, d.h. unter dem Vorwand der Gesetzlichkeit ein fremdes Schiff aufgebracht hat

134 Douane

Zoll

135 Rübenzucker

Die Entdeckung des Zuckergehaltes der Rübe (1747) geht auf den Apotheker Marggraff zurück, die erste Rübenzuckerfabrik wurde von F.K. Achard 1801 gegründet. Die Büsten der beiden Berliner Gelehrten befinden sich im Märkischen Museum

138 ephemere

kurzlebig

141 Brühlsche Terrasse

vom Grafen Heinr. von Brühl (1700 bis 1763) am linken Elbufer vor der Dresdner Altstadt angelegt. Brühl, der 1746 unter König August III. Premierminister wurde, wetteiferte mit diesem in der Errichtung prunkvoller Bauten und Parks

143 Portechaisenträger

Sänftenträger

143 Substitut

Stellvertreter

149 J'ai à dépenser par an...

Ich kann im Jahr 100 000 Mann verbrauchen

149 Maria Ludovika von
Modena-Este

(Parthey schrieb irrtümlich Luise Beatrix); 3. Frau des österreichischen

7. März 1746

	Kaisers Franz I., der bis zur endgültigen Auflösung des „Heiligen Reiches deutscher Nation“ dieses als Franz II. regierte
150 <i>Sappeurs</i>	mit Schanzarbeiten beschäftigte Pioniere
153 <i>Il faut bien...</i>	Es wäre sehr zu hoffen, daß dieser Feldzug der letzte wäre
156 <i>Un Romain serait...</i>	Ein Römer wäre umgekehrt
158 <i>Enfin je les tiens!</i>	Endlich bekomme ich sie zu fassen!
159 <i>S'il y a une bataille...</i>	Wenn es morgen zur Schlacht kommt, womit soll ich sie liefern?
170 <i>Jetons</i>	Denkmünzen
172 <i>Broschüre</i>	„Geschichte der hamburgischen Begebenheiten während des Frühjahrs 1813“ von Varnhagen von Ense, London 1813
185 <i>Ce ne sont plus...</i>	Das sind nicht mehr die Preußen von 1806!
191 <i>wußten wir uns nicht wenig damit</i>	„sich viel wissen mit etwas“ war eine im 18. Jahrhundert gebräuchliche Redewendung, die so viel bedeutet wie: stolz sein auf etwas, sich viel darauf zugute tun, sich einbilden
229 <i>Levée en masse</i>	Massenerhebung
238 <i>Unglück der Lützower</i>	Was Parthey hier als „Unglück der Lützower“ bezeichnet, waren in Wirklichkeit Maßnahmen der Reaktion, die darauf abzielten, die Lützower auf Nebenkriegsschauplätze abzudrängen und sie zur Wirkungslosigkeit zu verdammen. Als Keimzelle eines deutschen Volksheeres bildeten die Lützower eine Bedrohung der fürstlichen Kleinstaaterei
242 <i>Prinzip der Legitimität</i>	Grundsatz der Unveränderlichkeit der erblichen Monarchie; Argument der Monarchisten
243 <i>mediatisierte Fürsten</i>	Fürsten, denen nach 1806 die Reichsunmittelbarkeit abgesprochen wurde

- 243 *Duodezinteressen* nach dem winzigen Duodez-Buchformat werden kleine Fürsten „Duodezfürsten“ genannt
- 243 *Le congrès danse...* Der Kongreß tanzt, aber er kommt nicht vorwärts!
- 253 *Waterloo und Belle-Alliance* Traditionsgemäß bezeichnet man in England die Schlacht von Belle-Alliance mit dem Namen Waterloo, da in diesem Dorf der englische Feldherr Wellington am Vorabend der Schlacht Nachtquartier bezog
- 256 *per fas et nefas* mit Recht und Unrecht
- 257 *Entresolstuben* Räume im Zwischengeschoß
- 264 *Xenien* (griech. „Gastgeschenke“) Titel von Distichonversen, mit denen Goethe und Schiller im „Musenalmanach“ 1797 Kritiken abwehrten, die gegen ihre 1795–1797 herausgegebene Zeitschriften „Horen“ gerichtet worden waren
- 267 *Kurländisches Haus* Palais Unter den Linden Nr. 7. Im 18. Jahrhundert wurde es von der Prinzessin Amalie, der Schwester Friedrich II., bewohnt, 1805 ging es in den Besitz der Herzogin Dorothea von Kurland über. 1832 hatte sich die russische Gesandtschaft dort eingemietet, 1836 wurde es vom russischen Zaren gekauft. Heute steht auf diesem Grundstück die Sowjetische Botschaft
- 270 *Juno Ludovisi* Antiker Kopf der Juno, Gipsabguß, der in der 1622 erbauten Villa der italienischen Adelsfamilie Ludovisi erhalten geblieben ist
- 270 *Mars* römischer Kriegsgott
- 270 *Adonis* Gestalt der griechischen Mythologie; wurde als Jüngling auf der Jagd von einem Eber verwundet
- 272 *Brustbild von Kohlrausch* dieses Gemälde befindet sich heute im Besitz des Märk. Museums; ebenso eine Landschaft von Reinhart „Das Tal zu Schmiedeberg“
- 283 *Entrechats* Luftsprünge

290 „Phantasmus“	Sammlung von Märchen, Erzählungen und Schauspielen (1812–16) von Ludwig Tieck
290 Kavatine	kurze Arie
290 <i>di tanti palpiti</i>	mit soviel Herzklopfen
291 „Selva incantata“ von Righini	„Bezaubertes Selva“ (Selva = Stadt in Spanien)
297 Kaspar der Thorringer	Hauptfigur des 1779 erschienenen gleichnamigen Ritterstücks von Graf Josef August von Törring (1753 bis 1826)
304 <i>Pereat</i>	Er möge verderben!
312 <i>Mémoire Scharnhorsts</i>	Denkschrift zum Neuaufbau des preussischen Heeres
323 <i>Agende</i>	Gottesdienstordnung
329 <i>Faschinenmesser</i>	Messer zum Abschneiden von Faschinen, d. h. von walzenförmigen Strauchbündeln, wie sie im Deichbau und für Feldbefestigung Verwendung fanden
337 <i>Adept</i>	Eingeweihter
341 <i>Freuden des jungen Werther</i>	Roman von Chr. Fr. Nicolai: „Freuden und Leiden Werthers des Mannes“ Berlin 1773
351 <i>Am 24. September...</i>	Die Seiten 274a bis 274o sind der 1862 veröffentlichten Erzählung „Ein verfehlter und ein gelungener Besuch bei Goethe 1819 und 1827 von Dr. G. Parthey“ entnommen. Eine 2. Auflage erschien 1883 in der Nicolaischen Verlagsbuchhandlung
351 <i>Goethomanie</i>	Schwärmerei für Goethe
352 <i>Journalière</i>	tägliche Post zwischen zwei Orten
353 <i>Humaniora</i>	Studien der klassischen Sprachen
359 <i>Dioskuren</i>	Götterpaar in der griechisch-römischen Mythologie
359 <i>Hafis</i>	arabischer Ehrenname für denjenigen, der den Koran auswendig weiß
363 <i>Orchestik</i>	höhere theatralische Tanzkunst
366 <i>Hauderer</i>	Besitzer eines Lohnfuhrgeschäftes
367 <i>Pandekten</i>	Hauptbestandteil des Zivilgesetzbuches

- 369 *Quadratruten*
 371 *Boisseréesche Gemäldesammlung*
 373 *das unvollendete Ulmer Münster*
 374 *Glyptothek*
 376 *Erster Zusammentritt der preußischen Landstände*
 382 *Cicerone*
 385 *specimen eruditionis*
 386 *Embarras de richesse*
 386 *Konjekturen*
 386 *lucubrationes horatiana*
 390 *Jabot*
 392 *c'est autre chose...*
 392 *Facilité d'abord*
 393 *Reposez-vous...*
- Flächenmaß (1 Rute = 300 cm)
 Sammlung altdeutscher und niederländischer Meister. Nachdem die von Schinkel geführten Verhandlungen um den Ankauf der Sammlung durch den preußischen Staat am Widerstand des Finanzministers Graf Bülow gescheitert waren, fand die Sammlung zunächst in Stuttgart Aufstellung; 1827 erwarb sie Ludwig I. von Bayern für das Schloß Schleißheim, 1836 kam der größte Teil der Gemälde in die Alte Pinakothek in München
 Der Bau wurde 1377 begonnen und 1529 eingestellt. Der Westturm blieb unvollendet. Erst 1844–90 erfolgte der Turmausbau nach einem erhaltenen Originalaufriß von etwa 1477
 Museum für antike Plastiken in München
 Am 22. Mai 1815 versprach Friedrich Wilhelm III. der „preußischen Nation“ eine Verfassung und eine Volksvertretung. Erst durch das Patent vom 3. Februar 1847 wurde dieses Versprechen durch die Einberufung des Vereinigten Landtags teilweise erfüllt
 italienischer Fremdenführer; hergeleitet von der Redseligkeit Ciceros
 Probe der Bildung
 verwirrender Reichtum
 Vermutungen
 die Ergebnisse seiner nächtlichen Horazstudien
 Brustkrause an Männerhemden
 Das ist was anderes, mein Herr! Sie haben einen Brief! Bemühen Sie sich bitte in die vierte Etage
 Leichtigkeit im Umgang mit Menschen
 Ruhen Sie sich aus, mein Lieber ... denn Sie sind auf dem Gipfel des Berges angelangt!

393 „ <i>Felis Lalandii</i> “	„Katze des Lalandius“
394 <i>basée sur un grand nombre...</i>	auf Grund zahlreicher astronomischer Beobachtungen und Höhenmessungen an Bergen
395 <i>Jardin des plantes</i>	Botanischer Garten
400 <i>que ce n'était pas...</i>	daß nicht er das Feuer angelegt habe
401 <i>huissiers</i>	Türsteher
402 <i>Assisensitzungen</i>	Sitzungen des Schöffengerichts
404 <i>nolens volens</i>	wohl oder übel
404 <i>Elgin marbles</i>	die von Lord Elgin in den Jahren 1801 bis 1803 geraubten Skulpturen des Parthenonfrieses zu Athen. Seit 1816 befinden sich dieselben im Britischen Museum in London
405 <i>Diligence</i>	Postkutsche
406 <i>Constables</i>	Wachtmeister
406 <i>silence</i>	Ruhe
406 <i>order</i>	Ordnung
408 <i>barrel</i>	Faß; Hohlmaß (1 barrel = 181,74 Liter)
409 <i>Apportez-vous...</i>	Haben Sie Geld bei sich?
410 <i>fournée de pairs</i>	etwa: eine Wagenladung Grafen
412 <i>Janhagels</i>	soviel wie „Pöbel“; ursprünglich Spottname für niederdeutsche Matrosen

PERSONENREGISTER

- Abeken, Ludwig* (1793–1825) — Philologe, Lehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster 305, 307, 385
- Aegidi, August* (1795–1830) — Schüler des Grauen Klosters; Mediziner 94, 304, 386
- Äschylus* (525–456 v. d. Z.) — griechischer Tragiker 258
- Alexander I.* (1777–1825) — Zar von Rußland 44, 67, 130, 159ff., 200 ff., 219, 242, 244, 332, 337
- Altenstein, Karl, Freiherr von Stein zum* (1770–1840) — preußischer Finanzminister (1808–1810) und Minister für geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten (1817–1838) 266
- Amigoni, Jacopo* (1675–1752) — Maler und Kupferstecher 85, 424
- Aquila, Pietro* — italienischer Maler und Radierer (2. Hälfte des 17. Jahrhunderts) 273
- Arndt, Ernst Moritz* (1769–1860) — deutscher, patriotischer Dichter; einer der Wortführer im Kampf gegen die Napoleonische Fremdherrschaft; Freund und nächster Mitarbeiter des Freiherrn vom Stein 349
- Augereau, Pierre François Charles* (1757–1816) — Marschall von Frankreich 150, 171
- August II., der Starke* (1670–1733) — Kurfürst von Sachsen, König von Polen 143
- Bach, Johann Sebastian* (1685–1750) — Komponist und Organist, Thomaskantor; tätig in Weimar, Arnstadt, Mühlhausen, Köthen, Leipzig 100
- Bader, Karl Adam* (1789–1870) — Tenor; tätig in Bamberg, München und Berlin 281
- Dr. Bähr* (1798–1872) — Geheimrat und Oberbibliothekar 368
- Bellermann, Johann Joachim* (1754–1842) — Direktor des Gymnasiums zum Grauen Kloster 69, 87, 88, 168, 311
- Benda, Georg* (1722–1795) — Komponist; tätig in Berlin und Gotha 100
- Bernadotte, Jean Baptiste Jules* (1763–1844) — Marschall von Frankreich. Seit 1818 als Karl XIV. König von Schweden 131, 197, 198, 216, 225

Berry, Charles Ferdinand, Herzog von (1778–1820) — wurde von einem Fanatiker, der die ältere Linie Bourbon ausrotten wollte, ermordet 399, 400, 401, 410

Berthier, Alexandre, Fürst von Wagram (1753–1815) — Marschall von Frankreich, kämpfte mit Lafayette im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg; Generalstabschef Napoleons I.; 1814 huldigte er Ludwig XVIII.; bei Napoleons Rückkehr beging er Selbstmord 131, 136

Bertrand, Henri Gratien, Graf (1773–1844) — General; begleitete Napoleon I. 1814 nach Elba, war sein Vertrauter während der 100 Tage und folgte ihm nach St. Helena 213

Bethmann-Unzelmann, Friederike Auguste (1760–1815) — Schauspielerin und Sängerin 286, 287

Beuth, Peter Carl Wilhelm (1781–1853) — Gründer des Berliner Gewerbeinstituts (1820): Das von Drake geschaffene Beuth-Denkmal, das früher auf dem Schinkelplatz vor der Bauakademie stand, befindet sich heute im Märkischen Museum 108, 109

Beyme, Karl Friedrich von (1765–1838) — preußischer Justizminister; wurde 1819 zusammen mit Wilhelm von Humboldt auf Betreiben der Reaktion aus der Regierung entlassen 370

Biester, Johann Erich (1749–1816) — Herausgeber der „Berlinischen Monatsschrift“ und Mitarbeiter an der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“. Seit 1784 Bibliothekar an der Königlichen Bibliothek in Berlin 9, 24

Blücher, Gebhard Leberecht, Fürst von Wahlstatt (1742–1819) — preußischer Feldmarschall; einer der populärsten Feldherren in den Befreiungskriegen. 1813 Führer der Schlesischen Armee in der Völkerschlacht bei Leipzig und in der Schlacht bei Belle-Alliance. Das Blücher-Denkmal von Rauch wird nach Beendigung der Bauarbeiten an der Staatsoper an seinem alten Platz Unter den Linden wieder aufgestellt 193, 211ff., 246, 253

Blume, Heinrich — Sänger und Schauspieler. 1808 wurde er von Iffland nach Berlin engagiert 281

Blumenbach, Johann Friedrich (1752–1840) — Begründer der vergleichenden Anatomie; tätig in Göttingen 394

Böckh, August (1785–1867) — Professor für klassische Philologie an den Universitäten Heidelberg und Berlin 318, 319

Bode, Johann Ehlert (1747–1826) — Astronom, Direktor der Berliner Sternwarte 62

- Boisserée, Sulpiz* (1783–1854) und
- Boisserée, Melchior* (1786–1851) — Kunstkenner und -sammler; mit Goethe befreundet. Sulpiz Boisserée, Oberbaurat, schrieb „Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln“ (1823–1832) 372, 396
- Bordeaux, Herzog von* (1820–1883) — Sohn des Herzogs von Berry 411
- Borghese, Ludovico Camillo Filippo* (1775–1832) — Gemahl von Napoleons Schwester Pauline 342
- Borstell, Karl Heinrich Ludwig von* (1773–1844) — preußischer General; Gegner der Scharnhorstschen Heeresreform 210ff.
- Böttiger, Karl August* (1760–1835) — Altertumsforscher; tätig in Weimar und Dresden 360
- Bouché* — französische Familie, die in Berlin große Gärtnereien mit berühmten Blumen- und Obstzuchten besaß 55, 116, 345
- Buttmann, Philipp* (1764–1829) — Altphilologe und Bibliothekar 289
- Brera, Valerian Ludwig* (1772–1840) — bedeutender Mediziner; tätig in Paris, Mailand und Venedig 393
- Brühl, Karl Friedrich Moritz Paul, Graf von* (1772–1837) — von 1815 bis 1828 Generalintendant der Königlichen Schauspiele in Berlin; seit 1830 Generalintendant der Berliner Museen. Freiwilliger von 1813 141, 284ff., 290, 301
- Bülow, Friedrich Wilhelm, Freiherr von, Graf von Dennewitz* (1755 bis 1816) — preußischer General während der Befreiungskriege. Das Bülow-Denkmal von Rauch wird neben der Neuen Wache Unter den Linden wieder aufgestellt werden 176, 210, 254ff.
- Bürger, Gottfried August* (1747–1794) — Dichter; Professor der schönen Wissenschaften an der Universität Göttingen 339
- Büsching, Anton Friedrich* (1724–1793) — Pfarrer und Geograph. Direktor des Gymnasiums zum Grauen Kloster; tätig in Göttingen, Petersburg, Berlin 86
- Cagliostro, Alexander, Graf von* (1743–1795) — Abenteurer, Hochstapler, der u. a. von Elisa von der Recke entlarvt wurde 6, 25
- Canaletto, Antonio* (1697–1768) — Maler und Radierer in Venedig 424

Carové, Friedrich Wilhelm (1789–1852) — Schriftsteller, Schüler Hegels 356, 357

Castlereagh, Henry Robert Stewart, Viscount, Marquess of Londonderry (1769–1822) — konservativer britischer Staatsmann; Kriegsminister (1804–1809) und Außenminister (1812–1822) 228, 243

Catalani, Angelica (1780–1849) — italienische Sängerin 277

Caulaincourt, Armand Augustin Louis, Graf von (1772–1827) — französischer Staatsmann; Vertrauter Napoleons; von 1807–1811 Gesandter in Petersburg 228

Chelius, Maximilian Joseph (1794–1876) — Professor der Chirurgie in Heidelberg 368, 376, 377

Chodowiecki, Daniel (1726–1801) — Maler und Kupferstecher, Direktor der Akademie der bildenden Künste in Berlin. Seine Grabstätte befindet sich auf dem Französischen Friedhof in der Chausseestraße 24, 28, 29, 36, 82, 83, 273, 289, 339, 341, 422

Clausewitz, Carl von (1780–1831) — preußischer General und Militärschriftsteller; Mitarbeiter Scharnhorsts bei der Heeresreform 227

Consalvi, Ercole, Marchese (1757–1824) — Staatssekretär von Papst Pius VII. 248, 249

Corbière — französischer Premierminister der Restaurationsperiode 411

Corregio, Antonio Allegri (1494–1534) — italienischer Maler 273

Cotta, Johann Friedrich von (1764–1832) — Verlagsbuchhändler in Tübingen, Stuttgart und Augsburg, Verleger der Werke Schillers und Goethes 339

Creuzer, Georg Friedrich (1771–1858) — Altertumsforscher; Professor an der Universität Heidelberg 368, 369, 381, 385

Cuvier, Georges, Baron von (1769–1832) — französischer Naturforscher, Begründer der modernen Paläontologie und vergleichenden Anatomie 394

Dante Alighieri (1265–1321) — italienischer Dichter; „Göttliche Komödie“ 305, 346

Dähling, Heinrich Anton (1773–1850) — Miniatur-, Historien- und Landschaftsmaler; Mitglied der Akademie der Künste zu Berlin 268, 298ff., 341, 342

- Dannecker, Johann Heinrich* (1758–1841) — Bildhauer; schuf das Schiller-Denkmal in Stuttgart 371, 372
- Daub, Karl* (1763–1836) — protestantischer Theologe, Professor an der Universität Heidelberg; Freund Hegels 367
- Dechen, Heinrich von* (1800–1889) — bedeutender Geologe, Herausgeber der ersten größeren geologischen Karte von Deutschland 313, 334, 336
- Delambre, Jean Baptiste* (1749–1822) — französischer Astronom 393, 394
- Denon, Dominique Vivant* (1747–1825) — französischer Radierer, Kunstschriftsteller und Sammler, Generaldirektor der Pariser Museen. Von Napoleon mit der „Erfassung“ der Kunstwerke in den eroberten Ländern beauftragt, wurde er „der Dieb im Gefolge der Großen Armee“ genannt 42, 256, 257, 288
- Devrient, Karl* (1797–1872) — Schauspieler, Neffe von Ludwig Devrient, verheiratet mit der Sängerin Wilhelmine Schröder-Devrient, tätig in Dresden, Karlsruhe, Hannover 92
- Devrient, Ludwig* (1784–1832) — genialer Schauspieler. Freund des Dichters E.T.A. Hoffmann. Seine Grabstätte befindet sich auf dem Französischen Friedhof in der Chausseestraße 48, 284, 285
- De Wette, Wilhelm Martin Leberecht* (1780–1843) — Protestantischer Theologe, Professor an der Berliner Universität. In einem Brief an Sands Mutter verurteilte er die Ermordung Kotzebues als eine „ungesetzliche, unsittliche und der sittlichen Gesetzgebung zuwiderlaufende Tat“, versagte aber der Gesinnung des Täters nicht seine Anerkennung: „So wie die Tat geschehen ist durch diesen reinen und frommen Jüngling, mit diesem Glauben, mit dieser Zuversicht ist sie ein schönes Zeichen der Zeit.“ Eine Abschrift dieses Briefes gelangte in die Hände des Königs, und De Wette erhielt im Jahre 1819 seine Entlassung. Er verbrachte einige Jahre in Weimar, bis er im Jahre 1822 an die Universität Basel berufen wurde 349
- Dieterici, Karl Friedrich Wilhelm* (1790–1859) — Sozialstatistiker und Nationalökonom; Schüler des Grauen Klosters 257
- Dobschütz, Wilhelm Leopold von* (1764–1836) — preußischer Generalleutnant 210, 213
- Döring, Theodor* (1803–1878) — Schauspieler in Berlin 285
- Dörnberg, Wilhelm Kasper Ferdinand, Freiherr von* (1768–1850) — preußischer Offizier; Führer des Aufstandes gegen König Jérôme

von Westfalen im Jahre 1809; seit 1812 diente er im russischen Heer; 1842 Gesandter in Petersburg in hannoverschen Diensten 127

Dohm, Christian Konrad (1751–1820) — Archivar in Berlin; Geschichtsschreiber. Von ihm erschienen „Denkwürdigkeiten meiner Zeit“ 9

Dorothea, Herzogin von Kurland (1765–1821) 53ff., 383, 384ff., 427

Duckworth, Sir John Thomas (1748–1817) — englischer Admiral 123, 124

Duphot, Leonhard (1770–1797) — republikanischer französischer General 136

Duroc, Giraud-Christophe Michel (1772–1813) — französischer Marschall 193

Eichmann, Charlotte (1779–1861) — Tochter des Wilhelm Eichmann; Witwe des David Nicolai und zweite Frau des Friedrich Parthey 13, 111, 112, 135, 152

Eichmann, Henriette (1781–1842) — Tochter des Wilhelm Eichmann, verheiratet mit Dr. Kohlrausch 29, 35, 49, 50, 71, 81, 98ff., 177ff., 224, 268ff., 298, 302, 309

Eichmann, Wilhelm (1748–1829) — Verwaltungsbeamter im Finanzministerium, später beim Magistrat 11, 14, 43, 45, 74, 81, 96, 101ff., 125ff., 173, 188, 207, 215ff., 230, 243, 246, 251ff., 298, 334, 385

Eiselen, Ernst (1793–1846) — Förderer des Turnwesens, Vertreter Jahns in Berlin in den Jahren 1813 und 1814 200

Elgin, Thomas Bruce, Graf (1766–1842) — britischer Diplomat; berüchtigt durch seinen Raub antiker Kunstwerke (Parthenon-Fries); siehe auch: Elgin marbles 343

Engel, Johann Jakob (1741–1802) — Ästhetiker und Kritiker; Mitglied der Akademie der Wissenschaften; vorübergehend Oberdirektor des Berliner Theaters 9, 24, 25, 82

Eyck, Jan van (geb. um 1390, gest. 1441) und

Eyck, Hubert van (geb. um 1370, gest. 1426) — Begründer der niederländischen Tafelmalerei 372

Fasch, Karl Friedrich (1736–1800) — Dirigent; Begründer der Berliner Singakademie 11, 24, 35, 100, 387

- Feuerbach, Paul Johann Anselm* (1775–1833) — Strafrichter und Kriminalist. Vater des Philosophen Ludwig Feuerbach; tätig in Kiel, Landshut, München, Bamberg, Ansbach. Er war eng befreundet mit Elisa von der Recke. Nach der Schlacht von Leipzig veröffentlichte er unter Umgehung der Zensur eine leidenschaftliche Flugschrift: „Über die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europas“ 402, 403
- Fichte, Johann Gottlieb* (1762–1814) — Philosoph; in den Jahren 1807–1808 hielt er in Berlin seine berühmten Vorlesungen „Reden an die deutsche Nation“. Seine Grabstätte befindet sich auf dem Friedhof der Dorotheenstädtischen Gemeinde in der Chausseestraße. Das Grabmal, ein Obelisk mit einer in der Königlichen Eisengießerei nach Schinkels Entwurf angefertigten Plakette, wurde während des 2. Weltkrieges zerstört, 1950 wurde ein neues Grabmal in Stein gesetzt 25, 26
- Fischer, Ernst Gottfried* (1754–1831) — Mathematiker und Physiker; Professor und Musiklehrer am Grauen Kloster 88
- Fischer, Joseph* (1780–1862) — Sänger; tätig in Berlin, Mannheim, Palermo 281, 282
- Fleck, Johann Friedrich Ferdinand* (1757–1801) — hervorragender Schauspieler; tätig in Hamburg und Berlin 290
- Fourier, Jean Baptiste Joseph, Baron de* (1768–1830) — französischer Mathematiker und Physiker 394
- Franz I.* (1768–1835) — als Franz II. letzter römisch-deutscher Kaiser (1792–1806); als Franz I. Kaiser von Österreich (1804–1835) 67, 125, 149, 194, 197, 219, 242, 245, 256, 425
- Friccius, Karl Friedrich* (1779–1856) — Militärschriftsteller; Freiwilliger von 1813 219
- Friedrich II.* (1712–1786) — König von Preußen (1740–1786) 43, 45, 51, 104, 170, 174, 291, 324, 330, 418, 427
- Friedrich August I.* (1750–1827) — König von Sachsen, ab 1763 unter der Vormundschaft seines Onkels Xaver; ab 1768 selbständig 130, 141, 196, 228
- Friedrich Wilhelm I.* (1688–1740) — König von Preußen (1713–1740) 74, 75
- Friedrich Wilhelm II.* (1744–1797) — König von Preußen (1786 bis 1797) 190
- Friedrich Wilhelm III.* (1770–1840) — König von Preußen (1797 bis 1840) 11, 97, 146, 166, 179, 190, 219, 234, 242, 274, 283, 284, 323, 331, 341ff., 418, 429

- Friedrich Wilhelm IV.* (1795–1861) — König von Preußen (1840 bis 1861) 236, 247
- Fries, Ernst* (1801–1833) — Maler, Zeichner und Lithograph; tätig in Heidelberg, Karlsruhe und München 374
- Friesen, Friedrich* (1785–1814) — Turnlehrer in Berlin; Freund und Mitarbeiter Jahn's; gefallen als Adjutant Lützows in Frankreich. Nach ihm wurde das große Schwimmstadion im Friedrichshain benannt. Sein Grab befindet sich auf dem Invalidenfriedhof 239
- Frisch, Johann Christoph* (1737–1815) — Maler und Radierer, Schüler Bernard Rodes; seit 1805 Direktor der Akademie der Künste in Berlin 36
- Frisch, Johann Leonhard* — Rektor des Gymnasiums zum Grauen Kloster in der Klosterstraße 86
- Ganzel, Dr.* — Mediziner 395, 396, 401, 402
- Garrick, David* (1717–1779) — hervorragender englischer Schauspieler; Komödiendichter 284
- Gay-Lussac, Joseph Louis* (1778–1850) — französischer Chemiker und Physiker 394
- Gedike, Friedrich* (1754–1803) — Philologe; seit 1795 Direktor des Grauen Klosters; Mitherausgeber der „Berlinischen Monatschrift“ 9, 24, 86
- Gern, Albert Leopold* (1789–1869) — Schauspieler und Komiker des Berliner Theaters 47, 48
- Giamboni de'Sposetti, Marchese* — Ein in Paris lebender Italiener, von dem es hieß, Fürst Talleyrand benutze ihn, gegen ein anständiges Honorar alles mitzuteilen, was in der Stadt vorgehe 411
- Giesebrecht, Karl Heinrich Ludwig* (1782–1832) — Dichter; Professor für klassische Philologie am Grauen Kloster 91
- Gleim, Johann Ludwig* (1719–1803) — Dichter; tätig in Potsdam, Brandenburg, Schwedt, Halberstadt 9
- Gluck, Christoph Willibald, Ritter von* (1714–1787) — Opernkomponist; tätig in London, Hamburg, Wien, Paris. Von ihm stammen u. a. die Opern „Orpheus und Eurydike“, „Alceste“, „Iphigenie in Aulis“ und „Armida“ 275, 276ff.
- Gneisenau, August Wilhelm Anton, Graf Neithardt von* (1760–1831) — Erneuerer der preußischen Armee und Schöpfer der Landwehr und des Landsturms. Das von Rauch geschaffene Bronzedenk-

- mal Gneisenaus wird nach Abschluß der Bauarbeiten an der Staatsoper an seinem alten Platz Unter den Linden aufgestellt werden 170, 185, 227, 254, 255, 349
- Goeckingk, Leopold Friedrich Günther von* (1748–1828) — Geheimer Oberfinanzrat in Berlin; Dichter 5, 23, 63, 387
- Görne, Friedrich von* (1670–1746) — Staatsrat im General-Finanz-Direktorium 103
- Goethe, Johann Wolfgang von* (1749–1832) 26, 141, 258ff, 285, 286, 305, 338ff., 350ff., 387, 396, 397, 414, 416, 427, 428
- Gottsched, Johann Christoph* (1700–1766) — Schriftsteller und Literaturkritiker in Leipzig 35
- Gotzkowski, Johann Ernst* (1710–1775) — Gründer der Samt- und Seidenmanufaktur in Berlin. 1761 errichtete er die Berliner Porzellanmanufaktur, die er 1763 an Friedrich II. verkaufte 21
- Graff, Anton* (1736–1813) — Porträtmaler; tätig in Dresden und Rom 36, 144, 145
- Graun, Karl Heinrich* (1703–1759) — Komponist und Kapellmeister 100
- Grolman, Karl von* (1777–1843) — preußischer General und Mitarbeiter Scharnhorsts 227
- Grouchy, Emmanuel, Graf von* (1766–1847) — französischer Marschall 254
- Gustav IV. Adolf* (1778–1837) — König von Schweden (1792–1810) 131
- Haller, Karl Ludwig von* (1768–1854) — Schweizer Politiker und Staatsrechtslehrer 320
- Händel, Georg Friedrich* (1685–1759) — Opern- und Oratorienkomponist; tätig in Halle, Hamburg, Hannover; seit 1712 lebte er in London 100
- Hanstein, Gottfried August Ludwig* (1761–1821) — protestantischer Theologe; Propst von St. Petri in Berlin 186, 188, 189
- Hardenberg, Karl August, Fürst von* (1750–1822) — preußischer Minister des Auswärtigen (1804–1806), Staatskanzler (1810–1822) 146, 147, 149, 170, 228, 243ff., 348
- Harlem, von* — Rat im Kultusministerium 370, 371

Hartung, August — Professor; Vorsteher der Hartungschen Schule
37, 46, 48, 77, 83, 92, 133, 192, 284

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1770–1831) — Philosoph; tätig in
Bern, Jena, Nürnberg, Heidelberg; seit 1818 Professor an der
Universität Berlin. Die Hegelbüste von Bläser steht auf dem
Hegelplatz 326, 327, 357, 367, 387, 396

Heim, Dr. Ernst Ludwig (1747–1834) — Mediziner, der als erster
Berliner Arzt die Schutzimpfung propagierte und durchführte;
bekannt als der „alte Heim“ 109ff.

Heinsius, Theodor (1770–1849) — Professor am Grauen Kloster;
Verfasser einer deutschen Grammatik und eines deutschen
Wörterbuches 89

Herder, Johann Gottfried (1744–1803) — humanistischer Geschichts-
und Religionsphilosoph; Anreger des Sturm und Drang und der
Klassik; tätig in Königsberg, Riga, Bückeburg, Weimar; Freund
Goethes 339

Hermstädt, Dr. Sigismund (1760–1833) — Obermedizinalrat und
Professor der Chemie und Technologie an der Universität Ber-
lin; Mitglied der Akademie der Wissenschaften 113

Herodot (484–425 v. d. Z.) — griechischer Geschichtsschreiber 368

Hiller, Johann Adam (1728–1804) — Kapellmeister in Leipzig 6

Himmel, Friedrich Heinrich (1765–1814) — Königlich-preußischer
Kapellmeister in Berlin, Komponist von Singspielen und Liedern
280

Hirt, Aloys (1759–1836) — Archäologe und Kunsthistoriker 343

Hobbes, Thomas (1588–1679) — englischer materialistischer Philo-
soph und Staatsmann 320

Hofer, Andreas (1767–1810) — Tiroler Bauer und Gastwirt. Führer
des Aufstandes gegen Frankreich und Bayern. Als leidenschaft-
licher Anhänger des Hauses Habsburg kämpfte er für den Wie-
deranschluß Tirols an Österreich 127, 128

Hoffmann, E. T. A. (1776–1822) — Schriftsteller und Komponist,
Kapellmeister, Kammergerichtsrat; tätig in Berlin, Posen, Bam-
berg, Dresden 292

Hoffmann, Johann Gottfried (geb. 1765) — Statistiker und National-
ökonom in Berlin 243, 244

Horaz (65–8 v. d. Z.) — römischer Dichter 386, 429

- Hufeland, Christoph Wilhelm* (1762–1836) — Arzt und Universitätsprofessor; tätig in Jena und Berlin; eine Hufeland-Gedenktafel hängt am „Haus der Frau“ in der Klara-Zetkin-Straße 111
- Hufeland, Laura* — Tochter des Arztes Christoph Wilhelm Hufeland; verheiratete Frau von Voigt 301, 355, 363, 364
- Hulin, Pierre Augustin* (1758–1841) — französischer General, Gouverneur von Berlin im Jahre 1806 54
- Humbert, Jean Paul* — Seidenhändler, Besitzer des Hauses Brüderstraße 189
- Humboldt, Alexander von* (1769–1859) — Naturforscher; unternahm Expeditionen nach Lateinamerika, Mexiko, Venezuela und nach dem Altai- und Uralgebirge. In dem Werk „Kosmos“ (1845 bis 1862) gab er eine zusammenfassende Darstellung des naturwissenschaftlichen Wissens seiner Zeit 36, 62, 273, 391ff.
- Humboldt, Wilhelm von* (1767–1835) — Sprachforscher und Staatsmann; preußischer Kultusminister; Gründer der Berliner Universität (1810) 13, 35, 87, 105, 228, 230, 243, 248, 250, 258, 269, 270, 302, 316, 320, 370, 371
- Iffland, August Wilhelm* (1759–1814) — Schauspieler, Intendant und Theaterdichter in Mannheim und Berlin; befreundet mit Schiller und Goethe 284, 360
- Jahn, Friedrich Ludwig* (1778–1852) — Begründer der Turnerbewegung, Lehrer am Grauen Kloster, Bataillonsführer im Lützowschen Korps 94, 96, 97, 178, 200, 201, 239, 349
- Jean Paul* (Jean Paul Friedrich Richter) (1763–1825) — Erzähler; schrieb „Schulmeisterlein Wuz“, „Flegeljahre“ u. a. 16, 339, 340, 388, 389, 412
- Jérôme, Bonaparte* (1784–1860) — jüngster Bruder Napoleons I., König von Westfalen (1807–1813) 128ff., 148
- Joseph, Bonaparte* (1768–1844) — Bruder Napoleons I.; König von Neapel; König von Spanien 119, 136, 137, 148, 230, 231
- Josephine, Marie Rose* (1763–1814) — Kaiserin der Franzosen, Gemahlin Napoleons I., der sich 1809 von ihr scheiden ließ, um Marie Luise, Tochter des österreichischen Kaisers, zu heiraten 131
- Jourdan, Jean Baptiste, Graf* (1762–1833) — Marschall von Frankreich 232
- Junot, Andoche* (1771–1813) — französischer General, wurde 1808 von Wellington in Spanien geschlagen. Im Feldzug gegen Rußland war er Kommandeur eines Armeekorps 118

Kamptz, Karl Albrecht Christoph Heinrich von (1769–1849) — preußischer Staatsmann; 1817 Direktor des Polizeiministeriums; sein „Codex der Gendarmerie“ wurde 1817 beim Wartburgfest von den Studenten verbrannt; von 1832–1842 war er Justizminister; berüchtigt wegen der brutalen „Demagogenverfolgungen“ 97, 349, 424

Kant, Immanuel (1724–1804) — deutscher Philosoph 367

Karl IV. (1748–1819) — König von Spanien, der 1808 abdankte 118

Karl X. (1757–1836) — König von Frankreich (1824–1830) 399, 410

Karl XII. (1682–1718) — König von Schweden (1697–1718) 155

Karl Friedrich August, Herzog von Mecklenburg-Strelitz (1785–1837) — Mitglied des preußischen Staatsrats 349, 350

Karl Ludwig Johann (1771–1847) — Erzherzog von Österreich. Hervorragender Feldherr im Kriege gegen Napoleon 1809 126

Karl Wilhelm Ferdinand (1735–1806) — Herzog von Braunschweig 1780–1806, Führer des preußischen Heeres im Jahre 1806 38, 128

Karoline Ferdinande Luise (1798–1870) — Tochter des Königs Franz I. von Neapel; Gemahlin des Herzogs von Berry 400

Karsch, Anna Luise (1722–1791) — genannt „die Karschin“; Dichterin in Berlin 23

Keiner, Dorothea, geb. Parthey — Schwester von Friedrich Parthey 12, 139, 140

Klaproth, Martin Heinrich (1743–1817) — Chemiker in Berlin, Mitglied der Akademie der Künste und der Akademie der Wissenschaften 62

Klein, Bernard (1793–1832) — Musikdirektor und Komponist; Schwager von Gustav Parthey; tätig in Köln, Heidelberg und Berlin 304, 307ff., 345, 351, 387, 415

Klein, Ernst Ferdinand (1743–1810) — Rechtsgelehrter in Halle 10, 24

Kleist von Nollendorf, Friedrich, Graf (1762–1823) — preußischer Feldmarschall, Kommandierender General im Befreiungskrieg 208, 209

- Klemens XIV.* (1705–1774) — Papst seit 1769; er hob 1773 den Jesuitenorden auf 248
- Klöden, Karl Friedrich von* (1786–1856) — Gründer der ersten Gewerbeschule in Preußen, Geschichtsschreiber 20
- Klüber, Johann Ludwig von* (1762–1837) — Staatsrechtler; tätig in Erlangen, Berlin, Heidelberg; als Privatmann Teilnehmer am Wiener Kongreß; in badischen Diensten mit diplomatischen Missionen in Berlin und Petersburg betraut 387
- Knyphausen, Bodo Heinrich von* (1729–1789) — Minister; preußischer Gesandter in Schweden, Paris und London 20
- Koberstein, August* (1797–1870) — Professor an der Landesschule Pforta, wo er sich für die Gleichberechtigung der deutschen neben den klassischen Sprachen einsetzte; Verfasser einer der ersten deutschen Literaturgeschichten 301
- Kohlrausch, Dr. Heinrich* (gest. 1826) — Arzt in Berlin 35, 58, 76, 177ff., 266ff., 273, 288, 298, 302, 343ff., 391, 392, 427
- Köpke, Georg Gustav Samuel* (1773–1837) — Doktor der Theologie und Philosophie; Direktor des Grauen Klosters 88, 310
- Körner, Emma* (1788–1815) — Schwester Theodor Körners; Malerin 259, 264, 265, 266
- Körner, Christian Gottfried* (1756–1831) — Jurist; Vater Theodor Körners; tätig in Leipzig, Dresden, Berlin. Freund von Schiller, Goethe und Wilhelm von Humboldt 262, 263ff.
- Körner, Karl Theodor* (1791–1813) — patriotischer deutscher Dichter, im Befreiungskrieg gefallen 83, 97ff., 179, 195ff., 214, 215, 238, 239, 259, 260, 265, 290
- Kotzebue, August von* (1761–1819) — Verfasser zahlreicher leichter Lustspiele. Korrespondent der russischen Regierung; wurde durch den Jenaer Studenten Karl Sand ermordet 287, 299, 340, 346ff., 363, 376
- Kutusow, Michael Illarionowitsch, Fürst* (1745–1813) — großer russischer Feldherr, Chef des russisch-preußischen Heeres im Jahre 1813 158
- Lalande, Joseph Jérôme* (1732–1807) — französischer Astronom 393
- Lange, Samuel Gotthold* (1711–1781) — Dichter und Pfarrer 8
- Langeron, Alexander, Graf de* (1763–1831) — russischer General, Befehlshaber des russischen Korps in der Armee Blüchers 212

- Laplace, Pierre Simon, Graf* (1749–1827) — französischer Mathematiker und Astronom; schuf die mit Kants Theorien übereinstimmende, berühmte Hypothese von der Entstehung des Planetensystems 394
- Latour-Maubourg, Marie Victor de Fay, Marquis* (1766–1850) — französischer Reitergeneral 207
- Lauriston, Alexandre Jacques Bernhard Law, Marquis de* (1768–1828) — Marschall von Frankreich; 1811 Gesandter in Petersburg; 1813 wurde er bei Leipzig gefangengenommen 160, 161
- Lavater, Johann Kaspar* (1741–1801) — Schweizer Theologe und Schriftsteller; Freund des jungen Goethe 10
- Lefèvre, Charles, Graf* (1723–1822) — französischer General 230
- Leonhard, Karl Caesar, von* (1779–1862) — Mineraloge; tätig in Hannau, München, Heidelberg 368
- Lessing, Gotthold Ephraim* (1729–1781) — Dichter und Kritiker; tätig in Wittenberg, Hamburg, Breslau, Berlin, Braunschweig. Freund von Moses Mendelssohn und Chr. Friedrich Nicolai 8, 34, 35, 36, 77, 305, 340ff., 413, 420
- Lette, Dr. Wilhelm Adolf* (1799–1868) — Jurist und Verwaltungsbeamter; 1817 beteiligte er sich am Wartburgfest und wurde in die sogenannten demagogischen Untersuchungen verwickelt und gemäßregelt. 1848 war er Mitbegründer und Leiter des konstitutionellen Klubs in Berlin und Abgeordneter der Nationalversammlung; gründete den „Letteverein“ zur Förderung der Frauenberufsausbildung 235, 313, 328
- Lichtwer, Magnus Gottfried* (1719–1783) — Fabeldichter; Beamter in Halberstadt 48
- Ligne, Karl Joseph, Fürst von* (1735–1814) — russischer Diplomat und Feldmarschall 243
- Litfaß, Ernst Gregorius* (gest. 1816) — Buchdrucker und Buchhändler. 1795 gründete er eine Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung in der ehemaligen Adlerstraße 6, ungefähr an der Stelle, wo heute der Verlag Volk und Wissen an der Oberwasserstraße liegt. An dieser Stelle wurde von seinem Sohn Ernst am 20. 4. 1854 die erste „Litfaßsäule“ aufgestellt 67, 69
- Louvel, Louis Pierre* (1783–1820) — Sattler in königlich-französischen Diensten, ermordete 1820 den Herzog von Berry 399, 400
- Ludwig Bonaparte* (1778–1846) — Bruder Napoleons I., König von Holland (1806–1810) 131

Ludwig I., Karl August (1786–1868) — König von Bayern (1825 bis 1848) 374, 429

Ludwig XV. (1710–1774) — König von Frankreich 391

Ludwig XVI. (1754–1793) — König von Frankreich 391

Ludwig XVIII. (1755–1824) — König von Frankreich (1814/15 bis 1824) 251, 400, 410, 411

Luise, Gemahlin Friedrich Wilhelms III. (1793–1810) — Königin von Preußen 303, 350

Lützow, Ludwig Adolf Wilhelm, Oberst Freiherr von (1782–1834) — nahm 1809 am Schillschen Zug nach Westfalen teil und schuf 1813 das Lützowsche Freikorps. Seine Grabstätte befindet sich auf dem Garnisonfriedhof in der Kleinen Rosenthaler Straße 178, 179, 195, 200, 201, 214, 238, 239

Macdonald, Etienne Jacques (1765–1840) — Marschall von Frankreich 207, 211

Mack, Karl, Freiherr von Leiberich (1752–1828) — österreichischer General 122

Mara, Gertrud Elisabeth geb. Schmeling (1749–1833) — hervorragende deutsche Sängerin, die zuerst als Wunderkind im Violinspiel in den europäischen Hauptstädten auftrat; später als Sängerin tätig in Berlin, Paris, London 277

Marheineke, Philipp Konrad (1780–1846) — protestantischer Theologe und Universitätsprofessor, tätig in Erlangen, Heidelberg und Berlin 313, 315

Marie Luise (1791–1847) — Tochter des österreichischen Kaisers Franz I., zweite Gemahlin Napoleons I. 131, 147, 149

Maria Ludovika von Modena-Este — dritte Frau des Kaisers Franz I. von Österreich 149

Marmont, Auguste Frédéric Louis (1774–1852) — Marschall von Frankreich 230, 231

Mars, Anne Françoise (1779–1847) — berühmte Schauspielerin der Comédie-Française 196

St. Marsan — französischer Gesandter am preußischen Hof 147

Martins, Albrecht — Jurist 168, 304

- Masséna, André* (1758–1817) — Marschall von Frankreich 231
- Maximilian I., Joseph* (1756–1825) — Kurfürst von Bayern (1799 bis 1806) und König von Bayern (1806–1825) 373
- Medem, Dorothea von* — verheiratete Herzogin von Kurland; Friedrich Parthey hatte als Hauslehrer ihren Unterricht zu leiten 6
- Medem, Graf von* — in seinem Hause war Friedrich Parthey Hauslehrer 6, 380, 404
- Medem, Johann Friedrich von* — Sohn des Grafen von Medem; Friedrich Parthey begleitete ihn auf seiner Reise nach Deutschland 6, 380
- Meil, Johann Wilhelm* (1733–1805) — Kupferstecher, Illustrator von Lessings Werken 9, 24, 82, 341, 424
- Memling, Hans* (geb. um 1433; gest. 1494) — niederländischer Maler 372
- Mendelssohn, Moses* (1729–1786) — Philosoph der Aufklärung; Freund von Lessing und Nicolai 23, 413, 420
- Metternich, Clemens Lothar Wenzel, Fürst von* (1773–1859) — österreichischer Minister des Äußeren, der die „Heilige Allianz“ ins Leben rief 194, 228, 243ff.
- Meyer, Hans Heinrich, Hofrat* (1760–1832) — Maler und Kunsthistoriker; gebürtiger Schweizer. In Rom lernte er Goethe kennen, der nach seiner Rückkehr Meyers Berufung nach Weimar veranlaßte 387
- Meyerbeer, Giacomo* (1791–1864) — Opernkomponist; tätig in Italien, Paris und Berlin. Von ihm stammen die Opern: „Die Hugenotten“, „Die Afrikanerin“ u. a. Grabstätte auf dem Jüdischen Friedhof, Schönhauser Allee 275
- Michelangelo, Buonarotti* (1475–1564) — italienischer Bildhauer, Maler und Architekt, tätig in Rom und Florenz 273
- Milder-Hauptmann, Pauline Anna* (1758–1838) — Sängerin; tätig in Wien und Berlin. Ihr Bildnis, von Wilhelm Schadow gemalt, hängt im Märkischen Museum in Berlin 277ff., 285
- Millin, Aubin Louis* (1759–1818) — französischer Archäologe; seine „Galerie mythologique“, erschienen 1811 in Paris, wurde von Gustav Parthey übersetzt 344, 385

- Milton, John* (1608–1674) — englischer Dichter; „Das verlorene Paradies“ 305
- Miollis, Graf Sextus Alexander* (1759–1828) — französischer General 137
- Möllendorf, Wichard Joachim Heinrich, Graf von* (1724–1816) — preußischer Generalfeldmarschall 38, 39
- Moore, Sir John* (1761–1809) — britischer General, fiel in der Schlacht bei La Coruña 231
- Moreau, Jean-Victor* (1763–1813) — französischer General; Gegner Napoleons; fiel 1813 bei Dresden (auf der „Moreau-Höhe“) als Generaladjutant Alexanders I. 199, 200, 207, 208
- Möser, Justus* (1720–1794) — Geschichtsschreiber; von großem Einfluß auf Herder und Goethe 351
- de la Motte Fouqué, Friedrich* (1777–1843) — Dichter der Romantik, Freiwilliger von 1813. Sein Grab befindet sich auf dem Garnisonfriedhof in der Kleinen Rosenthaler Straße 226, 292
- Mozart, Wolfgang Amadeus* (1756–1791) — deutscher Komponist 7, 262, 263, 275, 278, 283, 294, 295, 309
- Müffling, Karl Freiherr von* (1775–1851) — preußischer Generalfeldmarschall; in den Befreiungskriegen Adjutant Blüchers 212
- Murat, Joachim* (1767–1815) — Marschall von Frankreich, König von Neapel (1808–1815), Schwager Napoleons I. 137, 139, 148, 247
- Nägele, Franz Karl* (1778–1851) — Mediziner, Professor der Gynäkologie in Heidelberg 368, 372
- Nagler, Karl Ferdinand Friedrich von* (1770–1846) — preußischer Staatsmann; Generalpostmeister 89
- Napoleon I., Bonaparte* (1769–1821) — Kaiser der Franzosen (1804 bis 1814) 37ff., 54, 67ff., 146ff., 180ff., 200ff., 230ff., 241ff., 295, 303, 313, 418
- Neefs, Peter der Ältere* (um 1578–1650) und
- Neefs, Peter der Jüngere* (1620–1675) — Architekturmalers in Antwerpen 397
- Nelson, Horatio* (1758–1805) — englischer Admiral, vernichtete die französische Flotte bei Abukir (1798) und schlug die spanisch-französische Flotte in der Schlacht bei Trafalgar (1805) 120, 132

- Nesselrode, Karl Robert, Graf von* (1780–1862) — russischer Außenminister (1816–1856), Vertreter Rußlands auf dem Wiener Kongreß 228, 243
- Newton, Isaac* (1643–1727) — englischer Mathematiker und Physiker 394
- Ney, Michel* (1769–1815) — Marschall von Frankreich 213, 231
- Nicolai, Charlotte* (1775–1808) — Tochter von Chr. Friedrich Nicolai 11, 36, 49
- Nicolai, Christoph Friedrich* (1733–1811) — Philosoph und Buchhändler in Berlin; Freund von Moses Mendelssohn und Lessing. Sein Bildnis (Pastell) von einem unbekannten Künstler und der Gipsabguß der Nicolai-Büste von Schadow befinden sich im Märkischen Museum 5, 7ff., 70ff., 112ff., 145, 169ff., 214ff., 289, 292, 299, 304, 324, 338ff., 345, 351, 365, 384, 413ff., 428
- Nicolai, Christoph Gottlieb* (gest. 1752) — Vater von Chr. Friedrich Nicolai 8
- Nicolai, David* (1773–1804) — Sohn von Chr. Friedrich Nicolai. Sein Bildnis (Pastell), von einem unbekannten Künstler gemalt, befindet sich im Märkischen Museum 10ff.
- Nicolai, Eusebia Macaria geb. Schaarschmidt* (1741–1793) — Frau von Chr. Friedrich Nicolai 145
- Nicolai, Gottfried Wilhelm* (1715–1758) — Universitätsprofessor in Frankfurt a. O.; Bruder von Christoph Friedrich Nicolai 8
- Nicolai, Karl August* (1769–1799) — Sohn von Chr. Friedrich Nicolai 10, 26
- Nicolai, Samuel* (1762–1790) — Sohn von Chr. Friedrich Nicolai 10, 26, 27
- Nicolai, Wilhelmine* (1761–1803) — Tochter von Chr. Friedrich Nicolai; erste Frau von Friedrich Parthey 7, 8, 10
- Nostitz, August Ludwig Ferdinand von* (1777–1866) — preußischer General der Kavallerie; 1815 Adjutant von Blücher, später Gesandter in Hannover 253
- Oelrichs, Johann Carl Conrad* (1722–1793) — Historiker 9, 24
- Oesfeld, Carl Ludwig* (1781–1843) — Kartograph, von dem die Pläne zu Nicolais Beschreibung von Berlin und Potsdam stammen 10
- Oudinot, Nicolas Charles* (1761–1847) — Marschall von Frankreich 207, 209ff.

- Parthey, Friedrich* (1745–1822) — Vater von Gustav Parthey 5, 15, 112, 415
- Parthey, Lilli* (1800–1829) — Schwester von Gustav Parthey; Frau von Bernhard Klein; Schülerin von Zelter 5, 59, 304, 306ff., 346, 370, 415
- Parthey, Moritz* (1807–1872) — Halbbruder von Gustav Parthey 15, 145
- Paul, Friedrich* (1800–1830) — Professor am Grauen Kloster 92, 93, 295ff., 313, 329, 340, 351ff., 371, 380, 381, 386
- Pauli* — Theologe; Lehrer am Grauen Kloster 46
- Paulus, Heinrich Eberhard Gottlob* (1761–1851) — Professor der Theologie in Jena, Würzburg, Heidelberg 367
- Pedro III.*, Gemahl der regierenden Königin Maria da Gloria I. (1777 bis 1816) 118
- Périgord, Graf von* — Neffe des Herzogs von Talleyrand 55
- Petrarca, Francesco* (1304–1374) — italienischer Dichter der Renaissance 305
- Pfuel, Ernst Heinrich von* (1779–1866) — preußischer General; 1814 Kommandant von Paris; später Kriegsminister 303
- Pindar* (522–446 v. d. Z.) — griechischer Lyriker 259
- Pius VI.* (1717–1799) — Papst von 1775–1799 136
- Pius VII.* (1740–1823) — Papst von 1800–1823; 1801 schloß er das Konkordat mit Frankreich und salbte 1804 Napoleon I. zum Kaiser 122, 137, 138, 247, 248, 256, 258
- Platon* (427–347 v. d. Z.) — griechischer Philosoph 305
- Plautus, Titus Maccius* (um 250–184 v. d. Z.) — römischer Lustspieldichter 88
- Poisson, Siméon-Denis* (1781–1840) — französischer Mathematiker 394
- Rabener, Gottlieb Wilhelm* (1714–1771) — Satiriker 36
- Radziwill, Anton Heinrich, Fürst* (1775–1833) — komponierte die Musik zu „Faust“, die am 24. Mai 1820 uraufgeführt wurde. Sein Haus in Berlin war ein Treffpunkt für Künstler und Literaten 350

- Raffael* (1483–1520) — italienischer Maler; typischer Vertreter der
italienischen Hochrenaissance 260, 273, 342
- Ramler, Karl Wilhelm* (1725–1798) — Dichter; Leiter des National-
theaters in Berlin 10, 23, 340
- Rauch, Christian Daniel* (1777–1857) — Bildhauer 268, 273, 278,
301ff., 387
- Razumowski, André* (1752–1836) — russischer Diplomat, Gesandter
in Stockholm, Neapel und Wien 228
- Recke, Charlotte, Elisabeth Konstantina von der* (1756–1833) — Schrift-
stellerin; wohnte in den Jahren 1814–1818 im Nicolaischen Haus
in der Brüderstraße 6, 25, 36, 145, 267, 301, 383
- Reinhart, Johann Christian* (1761–1847) — Landschaftsmaler und
Radierer; tätig in Dresden, Rom 271, 272, 427
- Rellstab, Ludwig* (1799–1860) — Redakteur der „Vossischen Zei-
tung“; Schriftsteller und Musikkritiker 275, 276, 283, 291
- Repnin, Fürst von* (1778–1845) — gemeint ist wahrscheinlich General
Nikolaus Gregoriewitsch Repnin-Wolkonski 159
- Ribbeck, Konrad Gottlieb* (1759–1826) — protestantischer Theologe;
tätig in Stolpe und Magdeburg; seit 1805 Propst an der Nicolai-
und Marienkirche zu Berlin 188
- Richelieu, Armand Jean Duplessis, Herzog von* (1766–1822) — fran-
zösischer Staatsmann 410
- Richter, Johann Paul Friedrich* — siehe Jean Paul
- Righini, Vincenzo* (1756–1812) — italienischer Komponist; Hof-
kapellmeister in Berlin von 1793–1812 291, 428
- Ritter, Karl* (1779–1859) — Geograph, tätig in Frankfurt a.M. und
Berlin. Begründete zusammen mit Alexander von Humboldt die
vergleichende Erdkunde. Während seiner Berliner Studienzeit
von 1836–1841 besuchte Karl Marx die Ritterschen Vorlesungen.
Grabstätte auf dem alten Kirchhof von St. Nicolai-St. Marien in
der Prenzlauer Allee 365, 366, 387
- Ritter, Johannes* — Verwalter der Nicolaischen Buchhandlung; Bru-
der des Geographen Karl Ritter 82, 384, 385
- Rochlitz, Friedrich* (1769–1842) — Musikkritiker und Begründer der
„Allgemeinen musikalischen Zeitung“ in Leipzig 12
- Rochow, Friedrich Eberhard, Freiherr von* (1734–1805) — Im Jahr
1772 erschien bei Nicolai von ihm das Buch: „Versuch eines

Schulbuches für Kinder der Landleute oder zum Gebrauche in Dorfschulen“ 24

Rode, Christian Bernhard (1725–1797) — Historien- und Kirchenmaler, Radierer; Direktor der Akademie der Künste zu Berlin. Von ihm stammt das Altarbild in der Marienkirche, mehrere seiner Arbeiten besitzt das Märkische Museum 24, 82

Rossini, Gioachino Antonio (1792–1868) — italienischer Opernkomponist, tätig in Wien und Paris 290

Röstel, F. W. (geb. 1800) — Schüler des Grauen Klosters, Jurist, Professor an der Universität Marburg 318, 319, 326

Sacy, Sylvestre de (1758–1838) — französischer Orientalist 393

Sand, Karl Ludwig (1795–1819) — Theologiestudent in Jena; führte 1819 ein Attentat auf Kotzebue aus und wurde hingerichtet 348, 349, 376, 377, 378, 419

Saint-Cyr, Laurent (1764–1830) — Marschall von Frankreich, 1813 Statthalter von Dresden 218, 220

Savigny, Friedrich Karl (1779–1861) — Haupt der historischen Rechtsschule, Universitätsprofessor in Berlin 325, 326

Schadow, Friedrich Wilhelm (1789–1862) — Historien- und Porträtmaler, Direktor der Akademie der Künste in Düsseldorf, Sohn von Gottfried Schadow 387

Schadow, Johann Gottfried von (1764–1850) — Bildhauer und Zeichner, Direktor der Akademie der Künste in Berlin.
Das früher in der Dorotheenstädtischen Kirche befindliche Grabmal des Grafen von der Mark steht heute in der Nationalgalerie, ebenso u. a. die berühmte Prinzessinnengruppe. Im Märkischen Museum sind die Überreste der im letzten Krieg zerstörten Quadriga vom Brandenburger Tor, ein Marmorrelief „Bacchus tröstet Ariadne“, das Grabmal seiner ersten Frau und das Grabrelief des Geographen Büsching ausgestellt. Das Schadowhaus in der Schadowstraße ist als Gedenkstätte erhalten geblieben 31, 303, 425

Scharnhorst, Gerhard Johann David (1755–1813) — preußischer General, der zusammen mit Gneisenau die Erneuerung der preußischen Armee durchführte. Das Scharnhorst-Denkmal von Rauch wird an der Neuen Wache Unter den Linden wieder aufgestellt werden. Sein Grabmal, von Schinkel, Rauch und Tieck geschaffen, befindet sich auf dem Invalidenfriedhof 146, 170, 176, 180, 327, 428

- Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph* (1775–1854) — Philosoph; tätig in Jena, Würzburg, München. Die preußische Reaktion stützte sich auf seine Lehre. 1841 berief ihn Friedrich Wilhelm IV. an die Berliner Universität, um die Junghegelianer zu bekämpfen 367
- Schelver, Franz Joseph* (1778–1832) — Mediziner und Botaniker, tätig in Jena und Heidelberg 368, 369
- Schick, Margarete Luise, geb. Hamel* (1773–1809) — Sängerin, tätig in Würzburg, Mainz, Frankfurt a. M., Berlin 276
- Schill, Ferdinand von* (1776–1809) — preußischer Offizier; bei der Verteidigung von Kolberg bildete er ein Freikorps, mit dem er 1809 in Westfalen einfiel, um eine allgemeine Volkserhebung gegen Napoleon zu entfachen, mußte sich aber zurückziehen und erlag nach heldenhafter Gegenwehr in Stralsund der Übermacht des Feindes 127, 128, 281
- Schiller, Friedrich von* (1759–1805) — Das Schiller-Denkmal von Reinhold Begas auf dem Gendarmenmarkt, dem heutigen Platz der Akademie, wurde während des Krieges entfernt. Heute ist es am Lietzensee in Charlottenburg aufgestellt. 28, 36, 110, 124, 250, 259, 263ff, 289, 305, 338, 360, 414, 427
- Schinkel, Karl Friedrich* (1781–1814) — Baumeister und Maler; Mitglied der Akademie der Künste zu Berlin. Baute die Neue Wache, das Schauspielhaus am Platz der Akademie, das Alte Museum, die Friedrich-Werdersche Kirche und die Bauakademie Unter den Linden. Diese im 2. Weltkrieg stark zerstörten Bauten werden originalgetreu wiederhergestellt 268, 273, 288, 289, 293, 301, 429
- Schleiermacher, Friedrich Daniel* (1768–1834) — protestantischer Theologe und Philosoph; Prediger an der Dreifaltigkeitskirche und Professor an der Berliner Universität.
Das „Schleiermacherhaus“ in der heutigen Glinkastrasse ist eines der wenigen erhaltenen, wenn auch durch den Bombenkrieg schwer zerstörten Bürgerhäuser des 18. Jahrhunderts, mit dessen Wiederherstellung begonnen wurde. Die Dreifaltigkeitskirche ist völlig zerstört. Im Märkischen Museum befinden sich eine Anzahl von Erinnerungstücken an Schleiermacher und seinen Kreis.
Sein Grab befindet sich auf dem Friedhof in der Bergmannstrasse 109, 110, 314, 321ff, 349
- Schlosser, Friedrich Christoph* (1776–1861) — Geschichtsschreiber, Professor an der Universität Heidelberg 368, 369, 381
- Schlüter, Andreas* (1664–1714) — Bildhauer und Baumeister, der in Warschau, Berlin und Petersburg wirkte.

Von seinen Werken sind u. a. in Berlin erhalten: das Denkmal des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, (heute vor dem Charlottenburger Schloß), ein Zweitguß befindet sich in den Staatlichen Museen am Kupfergraben; die Masken der sterbenden Krieger am ehemaligen Zeughaus Unter den Linden und die Kanzel in der Marienkirche 397

Schoreel, Jan van (1495–1562) — Maler und Baumeister in Utrecht 372

Schulz, Josephine (geb. um 1790) — Sängerin 280

Schulz, Otto (1782–1849) — Professor am Grauen Kloster 90

Schwarzenberg, Karl, Fürst zu (1771–1820) — österreichischer Feldmarschall; Oberbefehlshaber der österreichischen Armee 1813–15 221

Seidler-Wranitzky, Karoline (1790–1872) — Sängerin aus Wien, von 1817–1838 an der Berliner Oper; zur Einweihung des von Schinkel erbauten Schauspielhauses am 18.6.1821 trat sie als Agathe im „Freischütz“ auf 279, 280

Selle, Christian Gottlieb (1748–1800) — Berliner Arzt; philosophischer Schriftsteller 24

Seydlitz, Friedrich Wilhelm von (1721–1773) — preußischer Reiter general 31

Shakespeare, William (1564–1616) — englischer Dramatiker 28, 289, 290, 305, 346, 347

Smidt, Johann (1773–1857) — Bürgermeister von Bremen; Gründer von Bremerhaven 249

Solger, Karl Wilhelm Ferdinand (1780–1819) — Professor für Ästhetik und Kunstgeschichte an der Universität Berlin 320

Sophokles (496–403 v. d. Z.) — griechischer Tragiker 305

Soult, Nicolas Jean (1769–1851) — Marschall von Frankreich 231, 254

Spontini, Gasparo (1774–1851) — italienischer Komponist; Generalmusikdirektor in Berlin. Schrieb die Opern „Die Vestalin“, „Ferdinand Cortez“ u. a. m. 274ff., 283, 290

Sprengel, Kurt (1766–1833) — Arzt und Botaniker. Universitätsprofessor und Direktor des Botanischen Gartens in Halle a. S. 114

Stadion, Karl Joseph, Graf von (1763–1824) — österreichischer Staatsmann 228

- Staël, Germaine, Baronin von* (1766–1817) — französische Schriftstellerin, berühmt durch ihr Buch „De l'Allemagne“ (Über Deutschland) 36
- Steenwyck, Hendrik van* (geb. um 1550; gest. 1603) — flämischer Architekturmaler 397
- Steigentesch, August Ernst, Freiherr von* (1774–1826) — Dichter; seit 1789 in österreichischem Militärdienst 300
- Stein, Christian Gottlieb Daniel* (1771–1830) — Reiseschriftsteller und Lehrer am Grauen Kloster 89, 223
- Stein, Karl, Freiherr vom und zum* (1757–1831) — preußischer Staatsmann; führte in Preußen die Städtereform durch, leitete die Bauernbefreiung ein. Das von Schievelbein und Hagen geschaffene Stein-Denkmal befindet sich auf dem Dönhoffplatz 146, 170, 318
- Steinbach, Erwin von* (1318 gest.) — Baumeister des Straßburger Münsters 396
- Stich-Crelinger, Auguste, geb. Dühning* (1795–1865) — Schauspielerin, die 1862 als Iphigenie ihr 50 jähriges Bühnenjubiläum am Berliner Theater feierte. Bekannt ist die Kreidezeichnung von Franz Krüger in der Nationalgalerie zu Berlin von Auguste Stich-Crelinger mit ihren beiden Töchtern 287
- Stock, Johanna Dorothea* (1760–1832) — Pastellmalerin, tätig in Leipzig und Berlin; Schwester von Theodor Körners Mutter; unter der Körner-Eiche in Wöbbelin beigesetzt 259, 260 ff., 294, 299 ff.
- Stock, Marie* — verheiratete Körner, Mutter von Theodor und Emma Körner 261, 262 ff.
- Strack, Johann Heinrich* (1805–1880) — Architekt; Schüler Schinkels; Erbauer der Nationalgalerie und der Petrikirche in Berlin 74
- Streit, Sigismund* (1687–1775) — Kaufmann in Venedig, ehemaliger Schüler des Grauen Klosters; stiftete dem Grauen Kloster 85 000 Taler, eine umfangreiche, zum großen Teil noch heute erhaltene Bibliothek und 47 ebenfalls noch vorhandene Gemälde 84, 85
- Stümer, Johann Daniel* (1789–1857) — von 1811–1836 Sänger an den Berliner Bühnen, ausgezeichnete Oratoriensänger 280, 281
- Suarez, Karl Gottlieb* (1746–1798) — Berliner Jurist 24
- Suchet, Louis Gabriel* (1770–1826) — Marschall von Frankreich 231

- Suetonius, Gajus S. Tranquillus* (75–130) — römischer Geschichtsschreiber 87
- Talleyrand, Charles Maurice, Herzog* (1754–1838) — französischer Staatsmann und Diplomat 55, 149, 242ff., 390, 409
- Talma, François Joseph* (1763–1826) — französischer tragischer Schauspieler 196
- Tauentzien, Bogislaw Friedrich Emanuel von* (1760–1824) — preußischer General 210, 213
- Teller, Wilhelm Abraham* (1741–1804) — Pastor der Petrikirche; Propst und Mitglied der Akademie der Wissenschaften 5, 10, 23, 24
- Theden, Johann Christian* (1714–1797) — Generalstabsarzt in Berlin 10, 24
- Thibaut, Anton Friedrich Justus* (1772–1840) — Jurist; Universitätsprofessor; Vertreter der philosophischen Rechtsschule (im Gegensatz zu der historischen Rechtsschule von Savigny) 367
- Thiébault, Dieudonné* (1733–1807) — französischer Schriftsteller, wurde 1765 als Professor für französische Grammatik nach Berlin berufen und beauftragt, die Arbeiten Friedrich II. zu korrigieren. 1804 erschien sein Buch: „Mes Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin“ (Erinnerungen an meinen 20jährigen Aufenthalt zu Berlin) 30
- Thorwaldsen, Bertel* (1768–1844) — dänischer Bildhauer, tätig in Kopenhagen und Rom. Von ihm stammt die Statue „Hoffnung“ in Schloß Tegel, dem ehemaligen Wohnsitz der Familie Humboldt 270, 271
- Tieck, Ludwig* (1773–1853) — Dichter und Shakespeare-Übersetzer; 10, 268, 290, 301, 360, 379, 428
- Tiedge, Christoph August* (1752–1841) — Dichter, seit 1805 Reisebegleiter der Elisa von der Recke 301, 307
- Tölken, Ernst Heinrich* (1785–1869) — Kunsthistoriker 385
- Tschernitschew* (1786–1857) — russischer General, der an der Spitze seiner Truppen Anfang März 1813 in Berlin einzog 172
- Tzschoppe, Gustav Adolf von* (1794–1842) — Jurist und Direktor der Staatsarchive. In den „Demagogenverfolgungen“ erwies er sich als eines der „dienstefrigsten Werkzeuge“ 97
- Vandamme, Dominique René* (1770–1830) — Marschall von Frankreich 207ff.
- Varnhagen von Ense, Karl August* (1785–1858) — Biograph und Literaturkritiker 172, 426

- Villèle, Joseph, Graf von* (1773–1854) — royalistischer Minister und Ministerpräsident in der Restaurationsepoche 411
- Voß, Johann Heinrich* (1751–1826) — Dichter und Homer-Übersetzer 368
- Wach, Karl Wilhelm* (1787–1845) — Historien- und Kirchenmaler, Mitglied der Akademie der Künste; an den Befreiungskriegen nahm er als Adjutant des Generals Tauentzien teil. Von ihm stammen die Gemälde der vier Jahreszeiten, die jetzt im Ermelerhaus Breite Straße 11 hängen 268, 301
- Wagner, Richard* (1813–1883) — einflußreichster Lieder- und Opernkomponist der Hochromantik in Deutschland 275
- Walch, Georg Ludwig* (1785–1838) — Altphilologe; tätig in Jena, am Grauen Kloster in Berlin und in Greifswald 90
- Weber, Anselm* — Kapellmeister in Berlin 276
- Weber, Karl Julius* (1767–1832) — Schriftsteller aus Langenburg 30
- Weber, Carl Maria von* (1786–1826) — Komponist; Freiwilliger von 1813 215
- Weiß, Christian Samuel* (1780–1856) — Mineraloge; tätig in Leipzig und Berlin 114
- Wellington, Sir Arthur Wellesley* (1769–1852) — britischer Feldmarschall und Staatsmann 119, 231, 232, 253
- Wieland, Christoph Martin* (1733–1813) — Dichter; Übersetzer der lateinischen Klassiker, tätig in Bern, Biberach, Erfurt und Weimar 339, 422
- Wilhelm I.* (1797–1888) — Prinzregent von Preußen (1858–1861), König von Preußen (1861–1888), Deutscher Kaiser (1871–1888) 336
- Wilhelm I. von Hessen* (1743–1821) — Kurfürst von Hessen 130
- Wilken, Friedrich* (1777–1840) — Professor; Geschichtsschreiber, Orientalist und Leiter der Königlichen Bibliothek; tätig in Jena, Leipzig, Heidelberg und Berlin. Verfasser der ersten in Deutschland erschienenen persischen Grammatik 258, 313, 234
- Willdenow, Carl Ludwig* (1765–1812) — Botaniker, Apotheker und Arzt; tätig in Berlin, seit 1810 an der Universität 62, 114
- Winterfeldt, Hans Karl von* (1707–1757) — preußischer General 31
- Wittgenstein, Wilhelm Ludwig Georg, Fürst zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein* (1770–1851) — seit 1814 preußischer Polizeiminister

- ster, berüchtigt wegen seiner reaktionären Maßnahmen 348, 349, 350
- Wittgenstein, Ludwig Adolf Peter, Fürst von Sayn-Wittgenstein-Ludwigsburg* (1769–1843) — russischer General im Befreiungskrieg 173
- Witzleben, Johann Wilhelm Karl Ernst von* (1783–1837) — preußischer General 301
- Wolff, Pius Alexander* (1782–1828) — Schauspieler in Weimar und Berlin; Dichter; Werke: „Der Hund von Aubry“, „Steckenpferde“, „Der Mann von fünfzig Jahren“ 285, 300
- Wolff, Amalie, geb. Becker* (1783–1851) — Schauspielerin in Weimar und Berlin 285
- Wolf, Friedrich August* (1759–1824) — Professor der Philologie und Pädagogik; tätig in Halle a. S. und seit 1810 an der Universität Berlin 314ff.
- Wrede, Karl Philipp, Fürst von* (1767–1838) — bayerischer General und Heerführer 220
- Yorck, Hans David Ludwig, Graf von Wartenburg* (1759–1830) — preußischer Generalfeldmarschall; die von ihm abgeschlossene Konvention von Tauroggen 30. 12. 1812 gab den Anstoß zum Befreiungskrieg.
Das von Rauch geschaffene Yorck-Denkmal wurde im Kriege zerstört. Eine Nachbildung wird angefertigt und an dem alten Platz Unter den Linden aufgestellt werden. 166, 173, 216, 331
- Zelter, Karl Friedrich* (1758–1832) — Maurermeister; Komponist und Direktor der Berliner Singakademie.
Seine Grabstätte befindet sich auf dem Sophienfriedhof 11, 21, 24, 35, 100, 278, 350, 387
- Ziethen, Hans Joachim von* (1699–1786) — preußischer Reitergeneral 31
- Zimmermann, Gottfried* (1670–1723) — Buchhändler in Wittenberg 8
- Zollikofer, Georg Joachim* (1730–1788) — berühmter protestantischer Kanzelredner in Leipzig 24
- Zöllner, Johann Friedrich* — Oberkonsistorialrat und Propst von Berlin 24, 25
- Zriny, Niklas, Graf von* (1508–1566) — Verteidiger von Szigetvár gegen die Türken; ungarischer Nationalheld des 16. Jahrhunderts. Theodor Körners dramatische Dichtung „Zriny“ wurde 1818 ins Ungarische übersetzt und in Ungarn deutsch und ungarisch gespielt. 1812 wurde „Zriny“ unter Goethe in Weimar aufgeführt

INHALT

<i>Vater Parthey · Großvater Nicolai</i>	5
<i>Fritz · Frisur und Zopf</i>	14
<i>Haus in der Brüderstraße · Propstei · Nicolais Hauswesen</i>	19
<i>Krieg von 1806 · Napoleon I. in Berlin · Schule von Hartung</i> ..	37
<i>Lehmschloß · Brand der Petrikiche</i>	55
<i>Nicolais Tod · Umzug in den ersten Stock</i>	76
<i>Graues Kloster · Jugendfreunde · Turnplatz · Th. Körner</i>	83
<i>Großvater Eichmann · Tante Jettchen</i>	101
<i>Politische Ereignisse bis 1812</i>	117
<i>Reise nach Dresden 1812</i>	139
<i>Französische Einquartierung 1812</i>	146
<i>Russischer Feldzug 1812</i>	153
<i>Befreiungskriege 1813 · 1814</i>	166
<i>Nach dem Kriege.</i>	236
<i>Wiener Kongreß · Belle-Alliance 1815</i>	242
<i>Körner in Berlin 1814</i>	259
<i>Kunstsachen bei Kohlrausch 1815 · Musik · Schauspiel · Gesellig- keit.</i>	268
<i>August in unserem Hause · Lilli und Klein 1818 · Universitätszeit 1818 in Berlin</i>	304
<i>Dienstjahr bei den Pionieren 1818–1819</i>	327
<i>Literatur und Kunst · 1819</i>	338
<i>Der verfehlte Besuch bei Goethe 1819.</i>	351
<i>Heidelberg 1819 · 1820 · München 1820 · Baden 1820</i>	365
<i>Berlin · Bayreuth 1820 · Paris · London 1820 · 1821</i>	383
<i>Nachwort</i>	413
<i>Die wichtigsten Arbeiten von Gustav Parthey</i>	421
<i>Wörterklärungen.</i>	422
<i>Personenregister</i>	431

Alle Rechte vorbehalten

Verlag Das Neue Berlin, Berlin W 3

Lizenz Nr. 409-160/24/55

Typografie und Ausstattung:

Werner Rouvel und Heinz Hellmis

Satz, Druck und Einband:

VEB Offizin Andersen Nexö, Leipzig

III/18/38

10. Dez. 1911

Geschenk von:		Preis:
		9.-
AK-Hinw. 1955. 1907 in a. J. : 22. 80. 1618		
Fach 1 Ote. Lit. 8		
Bio K	Barthey, Gustav Friedrich Konstantin. Ost. Philologe 1798 - 1872 x	Bild K
SWK		
Mag.-Stdnr. 29. 80. 2380 _x		zu:
ABGHKL Sonder-Aufst.	Ausl.-V. —	zu: x

III/9/73 - Jt 5358 20 156

Datum der Entleihung bitte hier einstempeln!

[illegible]

DL 085\QV9/280 JG 162/6/86

Datum der Entleihung bitte hier einstempeln!

13. Mai 1997

12. Dez. 1996

14. März 1997

SACHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

2 0268720

III/9/280 JG 1

9.-1/1618